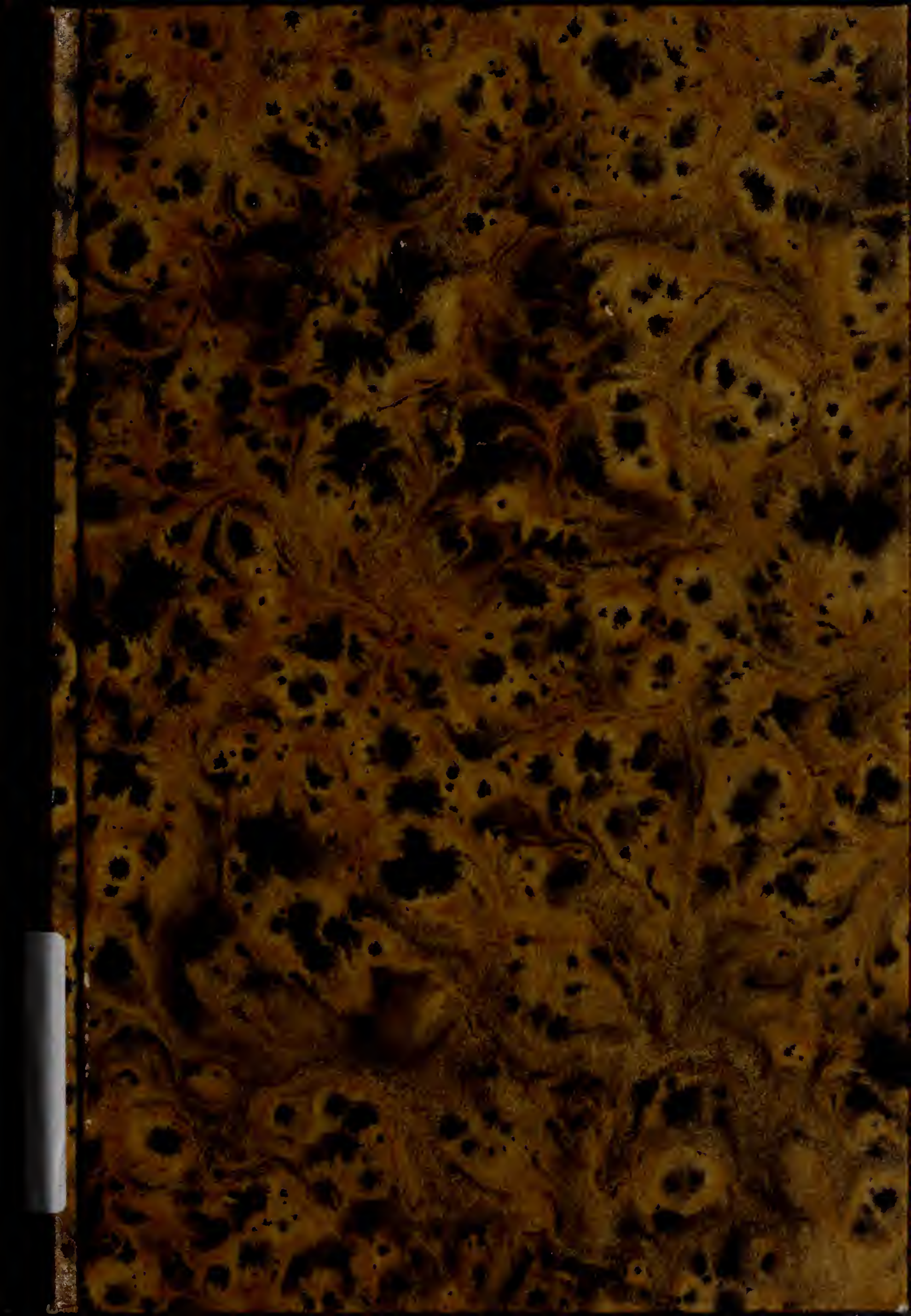
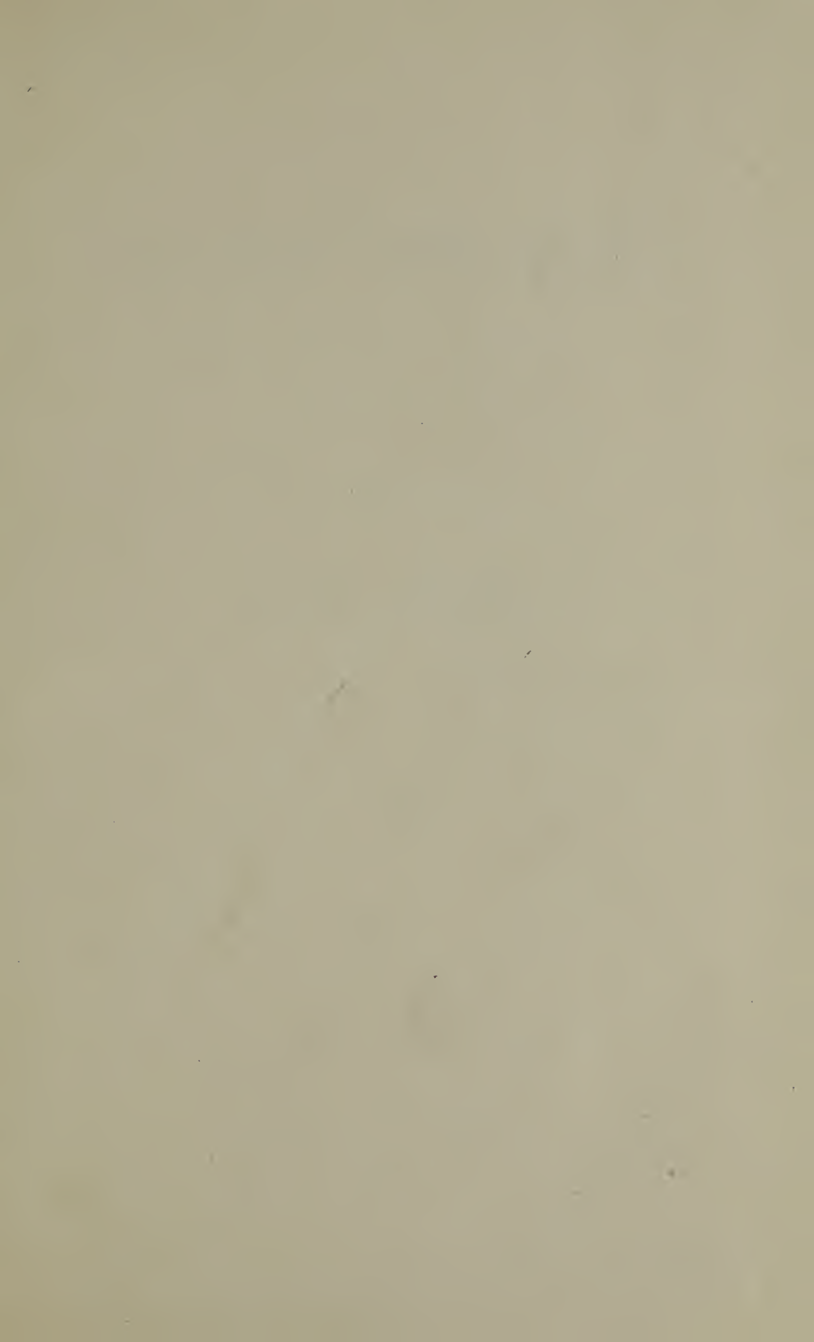
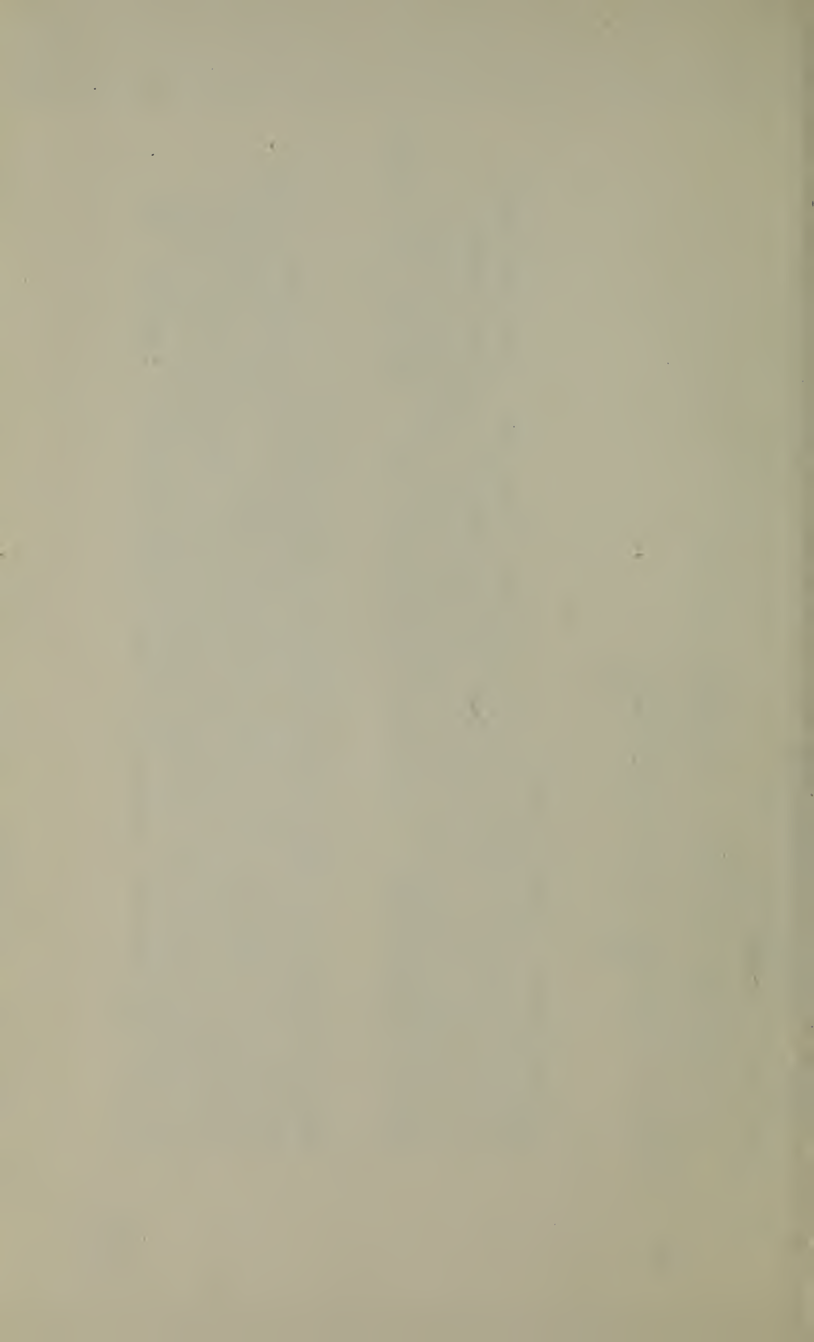






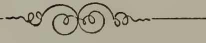
# Italienische Zustände.

Von

**Theodor Mundt.**

Erster Theil.

**Skizzen aus Piemont und Rom.**



**Berlin.**
Verlag von Otto Janke.
1859.

# Skizzen aus Piemont und Rom.

Von

Theodor Mundt.



Berlin.
Verlag von Otto Janke.
1859.

# Inhalt.

# Italienische Zustände.

Erster Theil.

## Skizzen aus Piemont und Rom.

# Piemont.

## I.

### Turin und die neue Herrschaft.

Wenn man in Turin ankommt, glaubt man nicht leicht, in einer italienischen Stadt zu sein, sondern man erkennt in dem ganzen Zuschnitt der sardischen Hauptstadt sogleich die Pariser Schablone, durch welche Turin aufgezeichnet und ausgepinselt worden ist. Die Residenz des künftigen „Königs von Italien" macht zuerst durch ihr geradliniges, nach der Schnur auslaufendes Straßensystem, durch ihre absichtliche und feierliche Symmetrie, und durch die zahlreichen aber wohldisciplinirten Volksmassen, welche sich auf den Plätzen, in den Hauptstraßen und ihren Arcaden auf und nieder bewegen, den Eindruck einer regelmäßigen und vornehmen Schönheit, aber man vermißt sogleich den naturwüchsigen und nationalen Charakter, wie er andern italienischen Städten eigen ist.

Man wird hier an den prachtvollen systematischen Stil erinnert, in dem Louis Napoleon den Umbau von Paris geleitet hat, und zugleich sieht man auf allen Wegen und Stegen das französische Muster, nach dem in Turin das neue Italien gewirkt wird, hervorblicken. Es wird nicht geläugnet werden können, Turin ist eine schöne, wohnliche, durch viele Vorzüge überraschende Stadt, aber ihre Größe und ihre Zukunft ist nicht auf eine historische Nothwendigkeit, sondern auf eine diplomatische Reflexion gebaut, und von dieser fühlt man sich hier sogleich erkältet, wenn man ankommt, was die eigenthümliche katarrhalische Disposition, an welcher die Hauptstadt des Königs von Sardinien bekanntlich schon durch ihre Lage leidet, nicht wenig zu verstärken scheint. In Turin herrscht aber nicht nur die katarrhalische sondern auch die politische Grippe, denn der Gedanke, hier den Kern der italienischen Nationaleinheit zur Frucht zu bilden, hat an diesem Ort eine naßkalte, von allen Winden gejagte Zugluft hervorgerufen, in der man sich um so weniger behaglich finden kann, da nicht die Interessen der italienischen Nationalität, sondern der Empereur in Paris und dessen Machtpläne einzig und allein hier die Elemente in Bewegung setzen sollen.

Es schien aber ein wirklich katarrhalischer Schnupfen zu sein, der unsere schöne Reisegefährtin, eine allem Anschein nach vornehme italienische Dame, die wir auf dem Dampfboot des Lago Maggiore kennen gelernt hatten, sogleich bei unserer gemeinsamen Einfahrt in die Stadt auf die allerheftigste Weise befiel. Diese Dame war bis jetzt mit einem jungen italienischen Priester gereist, in dessen Gesellschaft wir sie auf dem Dampfschiff, welches uns von Magadino über den See hinüber nach Arona fuhr, angetroffen hatten. Es war eine Sonntagsfahrt über den Lago Maggiore gewesen, und wir sahen auf dem Dampfer so viele italienische Damen, welche ganz allein und nur in Begleitung eines Priesters den herrlichen See in der Runde umfuhren, oder nach einem bestimmten Ziel eine Lustreise mit ihrem Seelsorger unternommen zu haben schienen, daß wir uns an diesen Anblick bald vollkommen gewöhnt hatten. Nichtsdestoweniger spöttelte ein alter Italiener in einem Carbonari-Mantel unaufhörlich darüber, und seine beißenden Sarcasmen, mit denen er uns ziemlich laut unterhalten zu müssen glaubte, wurden uns um so unbequemer, als wir mit jener Dame zuweilen einige Bemerkungen ausgetauscht hatten, die uns ihren glänzenden Geist zu bewundern

gaben. Sie war eine schöne, hochgewachsene, in üppigen Körperformen sich darstellende Frau, in deren Augen große Leidenschaften, vielleicht aber auch Geheimnisse, die wie politische aussehen konnten, blitzten, und es überraschte uns fast freudig, als wir sie, freilich wieder mit ihrem geistlichen Begleiter, in denselben Waggon eintreten sahen, den wir in Arona zur Fahrt nach Turin bestiegen hatten. Unterwegs machten wir die Bemerkung, daß die Reaction gegen die Uebergriffe des Clerus, auf welche Piemont sonst so stolz zu sein pflegte, noch nicht so weit vorgeschritten, und jedenfalls bei der Regierung mehr, als in der Gesellschaft und bei den Damen, welche letzteren mit diesen Uebergriffen keineswegs so unzufrieden zu sein schienen, eine Stütze gefunden haben mochte.

Aber bei der Ankunft in Turin verabschiedete sich der junge Seelsorger sogleich von seiner Dame, die ihn mit freundlichem Zunicken und einer ungemein huldvollen Bewegung ihrer Hand entließ. Er entfernte sich zu Fuß, indem er seinen kleinen Nachtsack, der sein einziges Gepäck bildete, unter den einen Arm nahm und seinen Regenschirm als Spazierstock gebrauchte. Die Dame, die sonst nicht erwartet und empfangen zu werden schien, bestieg mit uns den an

der Eisenbahn bereit stehenden Wagen des Hôtel Feder, und nach einer raschen Fahrt über die breiten, saubern, mit den schönsten Fliesen ausgelegten Straßen langten wir bald in unserm Quartier an. —

An der Table d'hôte, an der wir unsere doch mehr oder weniger räthselhafte Reisegefährtin, ihres uns gegebenen Versprechens ungeachtet, nicht erscheinen sahen, herrschte eine außerordentlich lebhafte Unterhaltung, und die Stichworte der Tagespolitik, die sonst in Italien nicht so leicht öffentlich gehört werden, schallten von allen Seiten her laut und heftig gegen unsere Ohren. Es waren Fremde und Italiener in bunter Mischung, welche sich in diesem Kreise befanden, und man sprach durcheinander von der italienischen Revolution und von der Freiheit und Einheit Italiens wie von einer neuen Schüssel des Diners, die jeden Augenblick aufgetragen und servirt werden könne. Man schien des Schutz- und Trutzbündnisses mit Frankreich, ja mit Rußland gewiß, und ehe man es sich versah, flog der Säbel gegen Oesterreich, gegen alle Völker, die dem neuen König von Italien entgegen treten würden, ganz nackt aus der Scheide. Die Sarden sind ein freundliches, heiteres, dabei ungemein bewegliches und zum Enthusiasmus geneigtes

Volk, und obwohl das Diner fast zu sehr von Kriegs-begeisterung rasselte, so konnte man doch finden, daß sie diesen braunen, charaktervollen, feurigen Gesichtern schön stand, wenn man sich auch dabei sagen mußte, daß die Rechnung auf die Einheit Italiens, namentlich von dem mit napoleonischem Verrath gedüngten Piemont aus, auch diesmal wieder, und mehr als je, eine Rechnung ohne den Wirth sein werde.

Nur ein einziges Gesicht an dieser Table d'hôte schien nicht leidenschaftlich und politisch aufgeregt, sondern im höchsten Grade unruhig und schreckensbleich geworden zu sein. Es war das Gesicht des jungen mecklenburgischen Barons, ebenfalls eines Dampfschiff-gefährten vom Lago Maggiore, dem wir unerwartet hier wieder begegneten, und neben ihm saß seine schöne, junge blonde Frau, die er erst vor acht Tagen auf den heimathlichen Ackergefilden geheirathet hatte, und mit der er nun die Hochzeitsreise nach Italien unternommen. Wir sahen uns unwillkürlich nach seinem großen Koffer um, mit dem er uns auf dem Dampfschiff so oft belustigt und behelligt hatte, und auf dessen Leinewandsüberzug mit großen, schwarzen, durch einen Pinsel aufgetragenen Buchstaben zu lesen war: „Eigenthum des Barons von Wolff auf Wolffenfelde."

Dieser merkwürdige Koffer, der fast einem Stamm=baum glich, mußte durch den ihn begleitenden Bedien=ten immer dahin geschoben werden, wo das junge, recht zärtlich ineinander geschmiegte Ehepaar gerade seinen Platz auf dem Schiffe genommen, den es nach Gegend und Sonne häufig wechselte, und so wußte freilich bald Jedermann, daß wir einen mecklenbur=gischen Baron an Bord hatten.

Die selbstbewußte Behäbigkeit dieser schönen, statt=lichen Leute schien sich aber jetzt ganz verloren zu haben. Der Koffer war diesmal oben auf ihrem Zim=mer geblieben, und keine Aufschrift an ihnen selbst verrieth, daß es der Baron von Wolff auf Wolffen=felde und seine Gemahlin waren, die hier ihren Platz hatten. Den Baron schien aber nicht nur die kriege=rische und revolutionaire Aufregung, die rund um ihn her an der Table d'hôte herrschte, zu ängstigen, son=dern er sah auch mit immer steigendem Mißvergnügen, daß der schwarzbärtige Italiener, welcher neben der Baronin auf der andern Seite saß, sich mit unab=lässigem Eifer und einer feurigen Unterhaltungsgabe um die reizende junge Frau bemühte, und bei ihrer Lebhaftigkeit sie bereits in ein fortgesetztes Gespräch hineingezogen hatte. Der feudale Grundeigenthümer,

der gewohnt war, auf seinem eigenen Territorium unumschränkt zu gebieten, beobachtete sein Weib mit unablässiger Aufmerksamkeit, und man sah ihm an, daß er ihr gewiß gern an irgend einer Stelle die Aufschrift angeheftet hätte: „Grundeigenthum des Barons von Wolff auf Wolffenfelde", um seine Neuvermählte, die einige Male schon herzlich und laut mit ihrem italienischen Nachbar gelacht hatte, unter diese schützende Signatur zu stellen.

Wir wurden von dieser Situation abgezogen, indem ein lebhaftes Gespräch, das von einigen sardischen Offizieren in unserer Nähe geführt wurde, unsere ganze Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen anfing. Man wollte die Nachricht haben, daß die Gräfin Giustiniani heut in Turin angekommen und in demselben Hôtel, in dem wir uns hier befanden, abgestiegen sei, was der Wirth des Hauses, der jetzt hinzutrat, mit einigen weiteren Mittheilungen bestätigte. Diese Dame schien eine so bedeutende Persönlichkeit in den neuesten Tageswirren der italienischen Bewegung zu sein, daß ihr Name bald an der ganzen Tafel mit einem elektrischen Interesse sich verbreitete, uud die wunderbarsten Geschichten über sie umherliefen.

Die Gräfin Giustiniani, deren Schönheit, Liebens-

würdigkeit und Begeisterung für die Nationalsache man gleich sehr rühmte, wurde der Stern der italienischen Revolution genannt, und man bezeichnete zugleich ihre Villa am Lago Maggiore, die sie seit einiger Zeit auf dem westlichen, zu Piemont gehörigen Ufer desselben bewohnte, als eine geheime Werkstatt, in der für die neue Nationalerhebung Italiens, die in Piemont wie eine ausgemachte Sache auf Aller Lippen sich schaukelte, unaufhörlich gearbeitet wurde. Der künftige König von Italien, Victor Emanuel, als dessen Parteigängerin die Gräfin mit allen ihren bedeutenden und verführerischen Mitteln arbeiten soll, hatte ihr dies Asyl in Piemont geöffnet, nachdem sie aus Venedig, dem sie durch ihre Geburt und ihre Familie angehörte, durch den österreichischen Erzherzog Ferdinand Max ausgewiesen worden. Es war also vielleicht dieselbe Gräfin Giustiniani, von deren fanatischem Muth und Trotz die Zeitungen öfter berichtet, und die sich im Theater zu Venedig mehrere bizarre Ungezogenheiten gegen die Erzherzogin Maximilian, die Gemahlin des General-Gouverneurs des lombardisch-venetianischen Königreichs, erlaubt hatte. Wenn diese Demonstrationen auch nur in verächtlichen Gebärden und Mienen von Loge zu Loge, und darin bestanden, daß die Gräfin ihren allerliebsten Bologneser

mit in's Theater brachte, den sie nach der leicht erkennbaren Manier einer hohen Dame coiffirt und mit schwarzgelben Bändern ausgeputzt haben soll: so brach doch darin zugleich eine tollkühne Verwegenheit hervor, die ihren gefährlichen Hintergrund zu haben schien, denn es war bekannt, daß die Gräfin allen Verzweigungen des rothen Italiens, namentlich in der Lombardei, nahe stand, und ihr gewagtes Auftreten in Venedig war auffallend genug gewesen, um es schon als Symptom eines baldigen Ausbruchs der Revolution gelten zu lassen. Die weite Perspective ihrer Verbindungen konnte aber erst eingesehen werden, als die Gräfin Giustiniani in der Villa am Lago Maggiore ihre Zuflucht genommen hatte und von dort sehr häufig nach Turin fuhr, wo sie am Hofe Victor Emanuel's eine sehr vertraute Aufnahme gefunden und auch mit dem sardinischen Ministerpräsidenten, dem Grafen Camillo Cavour, einen genauen Verkehr zn unterhalten schien.

Zu einer erfolgreichen Vermittelung zwischen Piemont und den Rothen hatte aber die schöne Gräfin gleichwohl nicht dienen können, obwohl Mazzini und auch der romanhafte Freischaaren-Held Garibaldi in der letzten Zeit nicht selten auf ihrer Villa genächtigt

haben sollen. Denn die Heirath des Prinzen Napoleon mit der Tochter des Königs Victor Emanuel hat das junge Italien Mazzini's und Garibaldi's dem Primat Piemont's eher entfremdet, als zur ferneren Unterstützung desselben bereit gemacht. Es ist durch diese Heirath, die von beiden Seiten nur ein diplomatischer Schwabenstreich war, ein innerer Bruch zwischen der italienischen Revolution und den Herrschaftsplänen Sardiniens erfolgt, wie er kaum geschickter durch eine Intrigue im Interesse Oesterreichs hätte herbeigeführt werden können. Das Primat Piemont's über Italien hat seitdem die französische Kaiser-Uniform angezogen, und die geheimen Führer der italienischen Bewegung, die Verschworenen der Einheit und Unabhängigkeit Italiens, werden sich niemals und durch keine denkbare Constellation bewogen sehen, Vertrauen zum Napoleonismus zu fassen. Der Anblick des gegenwärtigen, moralisch und politisch zertretenen Frankreichs, über welchem der napoleonische Adler sich in den blutsaugenden Vampyr verwandelt hat, kann den italienischen Freiheitsmännern keinen Muth einflößen, ihre Sache an die Machtbedürfnisse Louis Napoleon's anzuknüpfen. Die seltsame Heirath des Prinzen Napoleon mit der jungen Prinzessin Clotilde

schließt daher einstweilen den Krater der italienischen National-Revolution wieder zu, statt ihn für die Zwecke Napoleon's III. und Victor Emanuel's jetzt speien zu machen. Ueber diese Tragweite der Heirath, die Mazzini selbst im Namen des jungen Italiens ausdrücklich abwies, hat sich Louis Napoleon vollkommen getäuscht, und man mußte sich überhaupt wundern, daß er ein so altmodisches und unwirksames Mittel, wie eine Heirath auf dem Boden der Politik ist, noch als einen Hebel für die Umwälzung der italienischen Verhältnisse benutzen zu können glaubte. Die Verschwägerungen der Throne sind schon längst kein dauernder Kitt mehr, um Allianzen zu formen, denen die Schicksale der Völker gehorchen müssen. Aber auch Victor Emanuel wird sich darüber getäuscht haben, daß das napoleonische Frankreich, selbst wenn es ihm den Krieg gegen Oesterreich gewinnen helfen möchte, für ihn, und für keinen Anderen, die Krone Italiens aus dem Feuer holen würde. Denn die Krone Italiens dürfte eher für den Schwiegersohn als für den Schwiegerpapa bestimmt sein, und schon auf den politischen Diners im Palais Royal, bei denen einige französische Generäle aus der Krim und mehrere italienische und polnische Flüchtlinge die Tafelrunde des Prinzen Napoleon

zu bilden pflegen, soll dieser Plan regelmäßig zum Dessert und bei der Cigarre ausgesponnen worden sein. Aber auch der Prinz Napoleon dürfte sich getäuscht haben, denn die verdächtigte Clique des Palais Royal, die zuweilen den Kaiser Louis Napoleon selbst beunruhigt haben soll, ist doch nicht im Stande, ein neues napoleonisches Königreich in Italien für Plon-Plon (wie man den kaiserlichen Vetter in diesen Kreisen nennt) zu stiften, mag nun Plon-Plon I. bloß am Po, oder weit bis zum Absatz des italienischen Stiefels herunter, seine neue Herrschaft begründen wollen. Die italienische Nation will keinen Napoleoniden, und wird ihn sich nie freiwillig auf ihre Schulter laden lassen. Denn dies napoleonische Geschlecht, das in Paris jetzt bereits eine Dynastie genannt wird, sucht stets und überall mit Hülfe der Freiheit und der Revolution emporzusteigen, aber auf der letzten Stufe, auf der es anlangt, wird es immer nur die Tyrannei aufpflanzen, die der ganzen Familie Napoleon in den Gliedern liegt.

In unserer Nähe, in der das politische Gespräch immer lebhafter floß, hörten wir auch die Behauptung fallen, daß das Heirathsproject zwischen dem Prinzen Napoleon und der sardischen Königstochter schon bei dem letzten Aufenthalt des Kaisers der Franzosen in

Plombières, dem berühmten Badeorte, entworfen und eingeleitet worden sei. Der Graf Camillo Cavour, der in der letzten Zeit wohl zwei bis drei Mal in jedem Jahre an den napoleonischen Kaiserhof gereist ist, um sich von dort seine Verhaltungsbefehle für Oesterreich und Italien zu holen, befand sich im vorigen Jahre auch in Plombières, als Louis Napoleon dort in den schönen warmen Quellen seine Glieder erfrischte und schmeidigte. Auch die Gräfin Giustiniani soll zu dieser Zeit mit geheimen politischen Aufträgen aller Art eingetroffen sein, und es wird ihr eine gewisse Mitwirkung beim Abschluß der Verlobungs-Präliminarien, welche mehr oder weniger auch die politische Allianz in ihrem Schooße tragen mußten, zugeschrieben. Als vertraute Freundin und Rathgeberin Cavour's konnte sie leicht diesen Einfluß geübt haben, da sie in manchem Betracht wie die Nymphe Egeria seines Cabinets angesehen wurde und mehrere ihrer genialen Einfälle in das Programm des sardinischen Ministerpräsidenten übergegangen sein sollen. Auch einige nebenhergehende Privat-Interessen des Königs Victor Emanuel sollen bei dieser Gelegenheit in Plombières zur Geltung gekommen sein, denn die Pariser Schauspieler-Truppe, welche in jener Zeit nach dem

Badeort berufen war, enthielt einige persönliche Lieblinge des Königs, die ihm schon bei seinem früheren Aufenthalt in Paris sehr am Herzen gelegen hatten. Man kennt die, alle gewohnten Gränzen übersteigende Großmuth, mit welcher der König von Sardinien die Verdienste der Pariser Actricen, wenn auch nicht gerade die künstlerischen, zu belohnen pflegte, namentlich in einem früher vielbesprochenen Fall, wo die Danaë eines Boulevard-Theaters in Paris einen so starken goldenen Regen von Seiner piemontesischen Majestät empfing, daß danach eine gewaltige Hausse an der Pariser Börse für die sardinischen Fonds eintrat, indem man nach solchen Verausgabungen den Finanzen am Po die größte Blüthe zuschreiben zu müssen glaubte. Der König hat seitdem mehrere französische Damen nach Turin gezogen, von welchen einige in seiner vertrautesten Nähe wohnen, und zu denen auch eine reizende Schauspielerin, die im vorigen Sommer in Plombières spielte, hinzugekommen sein soll. Auch in dem anmuthigen Lustschloß des Königs, La Veneria, in dessen herrlichem Park unter dem Schatten der Ulmen und Oliven die französischen Allianz-Mysterien vielfach gefeiert worden, haben französische Damen oft die schönsten Sommerwohnungen erhalten. Es scheint allerdings,

daß das französische und sardische Naturell viel Zusammenstimmendes mit einander haben, aber wie gefährlich ist es, aus geschlechtlichen Sympathieen politische Bündnisse zu machen.

Die treueste Freundin des Königs ist jedoch ohne Zweifel die schöne Tambourstochter Rosine geblieben, die seit dem Tode seiner Gattin ihn mit den dauerndsten Banden umwoben, und den größten Einfluß auf alle seine Entschlüsse üben soll. Die innere Festigkeit seines Verhältnisses zu ihr ist durch drei Kinder, die sie ihm geboren hat, und die der König besonders zärtlich liebt, besiegelt worden. Rosine war ein schönes piemontesisches Mädchen gewesen, und fiel durch ihre seltenen Reize dem Herzoge von Savoyen schon im Feldlager auf, wo sie, noch ein halbes Kind, mit ihrem Vater, dem Tambour, und ihrer Mutter, der Marketenderin, den lombardischen Krieg mitmachte. Durch ihre Lustigkeit und Keckheit war sie der Liebling des ganzen Lagers geworden, und ihre Blumen, die sie für den Herzog von Savoyen zu pflücken verstand, waren die schönsten, die gefunden werden konnten. Er hatte diese Lager-Idylle niemals wieder vergessen, und Rosine wurde, nachdem Victor Emanuel nach Turin zurückgekehrt und den Thron bestiegen, aus ihrem Dunkel zu ihm

emporgezogen. Denn sie bewohnt seitdem auf der Piazza Emanuele ein schönes, glänzend eingerichtetes Haus, in dem der König seine angenehmsten Mußestunden verleben soll. — —

Man war indeß bei unserm Diner bis zur Anzündung der Cigarren gelangt, und fast Jedermann holte jetzt aus seinem Portefeuille die kleinen schwarzknotigen Blätterröllchen heraus, denen man neuerdings den Namen Cavours gegeben hat, und die in der Lombardei als eingeschmuggelte Symbole der Revolution mit so vielem Patriotismus geraucht werden, ja den Kampf gegen die Cigarren der österreichischen Regie nicht selten mit einer tragikomischen Tapferkeit aufgenommen haben. Die Wahrheit ist, daß diese kleinen, mageren und übelriechenden Cavours, welche eben nur als Triebräder der italienischen Revolution diesen Namen empfangen haben können, mit dem schönen und kräftigen Embonpoint des sardinischen Premiers nicht leicht einen Vergleich aushalten werden, aber sie haben der revolutionairen Bewegung in Ober-Italien zugleich einen kindischen Charakter aufdrücken helfen, der sich ohnehin so leicht mit allen gewaltsamen Ausbrüchen dieser Nationalität verbindet. Aber der Guerillakrieg der Cigarren ist darum in seiner gefährlichen Bedeut-

samkeit nicht zu unterschätzen, und es war zu fürchten, daß, je schlechter diese kleine piemontesische Cigarre den Lombarden schmeckt, sie desto erbitterter auf die Situation werden müssen, welche sie ein Kraut vorziehen läßt, an dem wahrlich keine Freude herauszuschmecken ist.

Diese Dämpfe trieben uns denn auch, bei allem Interesse, welches die politischen Gespräche um uns her dargeboten hatten, bald zum Saal hinaus, und wir waren gerade zur rechten Zeit auf dem Flur angelangt, wo sich mehrere Menschen erwartungsvoll aufgestellt hatten. Ein Wagen stand draußen vor der Thür, und es hieß, daß die Gräfin Giustiniani, deren Ankunft im Hôtel schnell ruchbar geworden schien, im Begriff stehe, herunterzukommen und einzusteigen. Auch ein Theil der Tischgesellschaft trat jetzt eiligst aus dem Saal heraus, um die berühmte Gräfin in Turin zu begrüßen.

Jetzt vernahm man schwere und rauschende Gewänder und flüchtig schwebende Schritte die Treppe herunter. Es war die Gräfin Giustiniani, und wir erkannten, wie wir es schon geahnt hatten, daß diese glänzende Gestalt, der man zu beiden Seiten mit großer Auszeichnung Platz machte, und die hier als eine Heroine der italienischen Bewegung geehrt wurde, Nie-

mand anders als unsere Reisegefährtin vom Lago Maggiore war. Sie hatte jetzt eine reiche und strahlende Toilette gemacht, durch welche ihre Schönheit und Jugend noch prächtiger und imponirender herausgetreten war. Mehrere junge Herren, mit langen schwarzen Bärten, geriethen bei ihrem Anblick in den Ausbruch eines enthusiastischen Entzückens, und stimmten, als die Gräfin Giustiniani lächelnd und grüßend an ihnen vorüberschritt, ein donnerndes: evviva la contessa! evviva Italia! an. Mit einem feurigen Dankesblick wandte sie sich noch einmal um, und stieg dann in den Wagen, während der Bediente, der den Schlag hinter ihr zumachte, dem Kutscher ein Haus auf der contrada dei conciatori bezeichnete, wohin die Fahrt gehen sollte. Jetzt wußte Jedermann, daß die Gräfin zum Ministerpräsidenten fuhr, denn dort hatte der Graf Cavour sein Hôtel. Man begann zu applaudiren, und den vorigen Vivats fügten sich nun viele andere für den populairen Staatsmann hinzu, indem die Enthusiasten dazu ihre Cavour-Cigarren dampfen ließen.*)

Es war plötzlich ein großes, leidenschaftlich bewegtes

*) Die bald darauf erfolgte Rückkehr der Gräfin Giustiniani nach Venedig bewies, daß sie keine förmliche Ausweisung von dort erfahren hatte.

Getümmel entstanden, und auch der mecklenburgische Baron mit seiner jungen schönen Frau erschien jetzt auf dem Hausflur, um zu erfahren, was sich begeben habe. Er fühlte sich aber so erschreckt von diesen heftigen Ausdrücken des Volks-Enthusiasmus, daß er es für das Gerathenste hielt, sich sogleich wieder zurückzuziehen. Ein dumpfes corpo di bacco! zwischen den Zähnen murmelnd, welchen nationalen Fluch er sich bereits als einen Gewinn seiner italienischen Reise angeeignet hatte, eilte er mit seiner Gefährtin die Treppe hinauf, und ohne Zweifel wollte er auf seinem Zimmer nachsehn, ob sein Koffer, der dem Baron von Wolff auf Wolffenfelde gehörte, nicht etwa durch dieses aufgeregte Volk der Italianissimi ihm davongetragen wäre.

Der übrige Theil des Tages ließ sich nur noch zu einer Wanderung durch die Stadt benutzen. Wir durchstreiften einige Straßen und Plätze von Turin, um der Capitale des Königs von Sardinien, welche gern und bald die Central-Hauptstadt von ganz Italien werden möchte, heut noch einige physiognomische Züge abzugewinnen. Turin ist eine neue Stadt, ohne Vergangenheit und ohne Ruinen, und man wird im Anblick ihrer prächtigen Häuser, und auf dem unvergleichlich schönen und bequemen Straßen-Pflaster

unwillkürlich von Reflexionen über die heutigen politischen Zustände Italiens angezogen, welche auf diese aus eigner Kraft frisch emporsteigende Stadt angewiesen zu sein scheinen. Wer kann aber wissen, ob die neue Stadt zugleich den neuen Cäsar Italiens in ihrem Schooße tragen wird, jenen neuen König Italiens, den Dante zuerst verkündete und schon in Heinrich von Lützelburg gekommen glaubte, während Macchiavelli diese Rolle nur durch einen großen, eigens angelernten Volks-Tyrannen für besetzbar hielt. Ob die Fürsten aus dem Hause Savoyen-Carignan dazu geeignet sind, die Anforderungen Dante's und Macchiavelli's zu erfüllen und den italienischen Nationalkaiser in Scene zu setzen, ist eine Frage, welche die Tagesgeschichte zum Theil schon beantwortet hat, und deren letzte Entscheidung vielleicht nicht mehr lange auf sich warten läßt. Aber nach der damaligen Lehre Macchiavelli's, die er in seinem wunderbaren Buche über den Fürsten niederlegte, gehörte zu dieser Rolle ein Heros der Blut- und Mord-Politik, als dessen wünschenswerthesten Typus der Florentiner Demokrat ausdrücklich den entsetzlichen Cäsar Borgia bezeichnete. Macchiavelli glaubte ohne Zweifel, daß nur durch Krieg, Gewaltthat, Intrigue und Verbrechen die getrennten

Territorien Italiens sich zu einer neuen und einheitlichen Herrschaft auf dem Wege der Eroberung würden zusammenbringen lassen, und die Einheit Italiens, aus der die Freiheit des Volkes und die Unabhängigkeit von den Fremden ihm allein wiederzugewinnen schien, stand ihm dabei höher als die Moral, nach deren Maaß die großen und elementaren Bewegungen der Geschichte freilich nicht abgemessen werden können. Diesem Vorbilde des Nationalkaisers haben aber weder Karl Albert noch sein Sohn Victor Emanuel II., obwohl sie beide stets tapfere und unternehmende Kriegsfürsten, wenn auch nicht im Sinne Macchiavelli's und Cäsar Borgia's gewesen, nicht entsprechen können. Man möchte fast sagen, daß sie stets noch zu tugendhaft und discret für diese Rolle waren, und wenn Karl Albert gerade in den entscheidenden Augenblicken, wie sie sich ihm im Jahre 1848 darboten, immer zögerte, die allgemeinen Hoffnungen Italiens auf die Spitze seines Schwertes zu stellen, so ist auch Victor Emanuel schwerlich schon mit sich selbst über die Tragweite seiner Unternehmungen einig, und die Heirath seiner Tochter mit dem Prinzen Napoleon läßt ihn kaum mit mehr Gewißheit von der italienischen Kaiserkrone träumen.

Wenn die Fürsten auf dem Thron Sardiniens

einstweilen noch zu tugendhaft und discret erscheinen, um die Gedanken Dante's und Macchiavelli's verwirklichen zu können, oder von den Mazzinisten und dem jungen Italien als ebenbürtig anerkannt zu werden, so scheint ihre Hauptstadt Turin, die sonst mit so vielem Recht das Juwel Italiens (il giojello dell' Italia) genannt wird, doch fast zu reinlich und sauber zu sein, als daß man ihr die wirklich historische Bestimmung einer Welthauptstadt, wie Paris und London, schon so bald zuerkennen möchte. Es klingt dies allerdings paradox, und zugleich undankbar, da sich selten eine Hauptstadt so angenehm und ohne Beschwerden durchwandern läßt, als Turin. Auf eine höchst wohlthuende Weise wird die Reinlichkeit der Stadt durch das Wasser der kleinen Dora gehütet, eines in den Po fallenden Flüßchens, das jede Nacht durch Schleusen in Turin eingeführt wird, und die Straßen blank spült und erfrischt. Aber eine so neue und reinliche Stadt, in der jeder Winkel sorgfältig ausgekehrt wird, und jeder Schmutz und übele Dunst der polizeilichen Regelung unterliegt, hat nicht so leicht Aussicht historisch zu werden und eine geschichtliche Rolle zu spielen. Paris, das als eigentliche Schmutzstadt (Lutetia Parisiorum) aus den Morästen der

Seine hervorstieg, erlangte gerade in der Zeit, wo es noch am schmutzigsten und unflätigsten auf seinen Straßen war, die historische Iniative der neueren Welt. Selbst unter Louis Philipp, wo der Parlamentarismus blühte, und noch Jedermann an den Straßenecken mit den intriguanten Schwätzern der Deputirtenkammer um die Wette sich entladen konnte, stand Paris, in seinem Schmutz gewissermaßen naturwüchsig sich ausdehnend, noch auf der Höhe seiner europäischen Einwirkungen. Louis Napoleon reinigte Paris, und ließ das enge Gewinde der Gassen durchhauen und abbrechen, in denen Jahrhunderte lang der furchtbarste Koth und Unrath als ein Dünger der Geschichte festgesessen war. Seit diesem Umbau wurde Paris mehr und mehr ein unhistorischer Ort, obwohl Schmutz und Gestank nur aus den Gassen anderswohin verlegt worden waren und in die Schleusen der Diplomatie hineingetrieben werden sollten. Aber die Diplomatie kann keine Geschichte machen, und die Initiative Frankreichs scheint damit ihr Ende erreicht zu haben.

Die moderne polizeiliche Vorsehung, die auf den Straßen Turins so sichtlich hervorsticht, hat auch die schmutzigen Masken des italienischen Straßenlebens,

nämlich die Bettler, denen man sonst überall in Italien begegnet, fortgefegt. Es kann dies allerdings nur einen höchst behaglichen Eindruck gewähren, aber gleichwohl ist die Bettelei so sehr ein Attribut der italienischen Nationalität geworden, daß man sich unwillkürlich wundert, diesen tollen Carneval des Elends, der im übrigen Italien stehend geworden ist, hier nicht mehr anzutreffen. Es trägt dies gewissermaßen mit zu der Empfindung bei, daß man sich in Turin nicht mehr recht unter einer italienischen Bevölkerung zu befinden glaubt, die hier eine Disciplin angenommen hat, welche sonst dem Italiener ganz und gar widerstrebt. Die Bewohner dieses Landes scheinen keine rechten Italiener mehr zu sein, unter welchem Gesichtspunkt man sie auch betrachten mag, denn es liegt ganz entschieden ein mehr nordisches Verstandes-Element in ihnen ausgeprägt, das sich zwar fähig erweist, auf jede Art organisirt und disciplinirt zu werden, vor dem aber alle anderen Eigenthümlichkeiten der italienischen Nationalität zurücktreten. Mit diesem Charakter stimmt das Klima ganz harmonisch zusammen, dessen Rauhigkeit und Härte uns alle Augenblicke glauben läßt, in einem Schweizer Canton zu sein, statt unter dem milden Himmel Italiens das Glück des Südens hier

erwarten zu können. Oft scheint auch die schneidende und erkältende Zugluft, die aus den Alpen herunter die ganze Stadt durchschauert, mehr an Rußland als an Italien gemahnen zu wollen, und schon das Klima deutet darauf hin, was die heutige politische Situation noch vorsichtig hinter den Coulissen verhüllt, daß Rußland hinter Sardinien steht und seinen Fittig über das kleine, in seinem Ehrgeiz zu allen Unternehmungen brauchbare Land auszuspannen sucht. Turin ist dadurch die Hauptstadt des europäischen Katarrhs geworden, und wenn man sie wegen der vielen Verschnupften, die hier an dem Witterungswechsel und den Erkältungen kranken, vorzugsweise die rheumatische Capitale genannt hat, so weist diese abschreckende Bezeichnung auch auf das politische Gliederreißen hin, das sich hier aus ganz Europa zusammenziehen möchte und vielleicht für alle heutigen Zustände den Ausbruch der Krisis hierher verlegen will.

Der Turiner Rheumatismus, den sich hier Jedermann am ersten Tage seiner Ankunft gründlich aneignen kann, wird aber auch der fast durchgängigen Anwendung des grünen Holzes bei der Aufführung der Häuser zugeschrieben, und dadurch ist in diese prachtvollen, glänzend erbauten Häuser, die neuerdings

in ganzen Reihen in Turin emporgestiegen sind, zugleich der Wurm der Krankheit hineingesetzt worden. Wenn man an diesen schönen, mächtig in die Höhe strebenden Häusern bewundernd vorüberschreitet, die in ihrer ungemein gediegenen Construction für alle Zeiten erbaut zu sein scheinen, so erstaunt man, zu hören, daß es in diesen stolzen Prachtgebäuden kaum eine fest schließende und ordentlich zugehende Thür giebt, und daß an den Fenstern überall auseinanderstehende Lücken und Ritzen sich darbieten, durch welche die scharfen Lüfte, Kälte und Schneegestöber, worauf man hier sechs Monate im Jahre mit Bestimmtheit rechnen kann, ungehinderten Zugang finden. Es ist diese Nachlässigkeit überhaupt den Baumeistern in Piemont eigen, und die Unwirthlichkeit und Unbehaglichkeit, die dadurch entsteht, läßt den Palästen, ungeachtet ihrer feierlichen Marmortreppen, die durch sie emporlaufen, keine sonderlichen Vorzüge vor den Hütten der Armuth übrig. —

---

## II.

## Das Königthum von Italien und der Carlo-Alberto Cultus.

Das Königliche Schloß zu Turin, welches einen Winkel der Piazza Castello bildet, ist ein schöner, in einem edlen und harmonischen Stil erbauter Palast, den man nicht betreten kann; ohne zuerst von der Erinnerung an den unglücklichen König Karl Albert, der die Krone der Zukunft Italiens schon als Dornenkrone auf sein Haupt gesetzt hatte, ergriffen und gerührt zu werden.

Karl Albert hatte dieses Schloß fast durchgängig restauriren und mit einer neuen prächtigen Einrichtung, in der es von Gold und Sammet strahlte, und gediegene Kostbarkeiten aller Art aufgewendet waren, ausstatten lassen. Er bewohnte das erste Stockwerk, wo man die Gemächer noch in derselben Ordnung erhalten findet, in der sie ihn bei seinen Lebzeiten um-

gaben. Dort wohnte dieser Märtyrer der italienischen Revolution und Unabhängigkeit, dort wohnte Karl Albert, dem das Schicksal alle günstigen Momente und alle persönlichen Eigenschaften verliehen hatte, um die Einheit Italiens an dem Thron des Hauses Savoyen zu befestigen, aber Eines war ihm versagt worden, und dies bereitete ihm den kläglichen Sturz, der im Jahre 1849 die ganze italienische Sache unberechnenbar mit sich niederriß. Dies, was ihm fehlte, war eine starke charaktervolle Festigkeit, die den Schwankungen des Augenblicks widersteht, und, ohne Rücksicht auf alle Schwierigkeiten, zur rechten Zeit zu handeln und zuzugreifen weiß.

Das zweite Stockwerk dieses Palastes bewohnt der jetzt regierende König Victor Emanuel II., der Sohn Karl Alberts, zu dessen Gunsten der unglückliche Monarch auf dem Schlachtfelde von Novara, nachdem der blutige Krieg sich ohne Sieg und Ehre über seinem Haupte zu Ende geneigt hatte, seine Krone niederlegte. Victor Emanuel hatte schon als Herzog von Savoyen diese Gemächer bewohnt, in denen er aber jetzt nur während einiger Wintermonate sich aufzuhalten pflegt, es vorziehend, einen großen Theil des Jahres auf seinen Lust- und Jagdschlössern, namentlich auf Stupinigi, La Veneria

und der Vigna della Regina zu verweilen. Der König, den wir bei einer öffentlichen Gelegenheit von Person erblickten, bildet eine schöne, aber untersetzte Figur, mit einem unternehmenden und energischen Ausdruck, der durch das röthliche Haupt- und Barthaar und den weit dahinflatternden Schurrbart ziemlich pikant herausgearbeitet wird. Eine gewisse Offenheit giebt dem Gesichte etwas Zutrauenerregendes, und nur die Nase bietet einige sociale Schattirungen dar, die nicht ganz angenehm sind und etwas bedenklich aussehen. Die Corpulenz, welche sich neuerdings an diesem König, gewissermaßen im Wettstreit mit seinem Premier, dem Grafen Cavour, herausgestellt hat, scheint eine zunehmende zu sein, und beeinträchtigt bereits etwas den Ausdruck der Jugendlichkeit in seiner Gestalt, auf welche der König, der noch nicht in das vierzigste Jahr getreten, wohl noch einigen Anspruch hätte.

Victor Emanuel ist ein thätiger, arbeitsamer und auf alle Angelegenheiten des Landes aufmerksamer Monarch, der militairischen Geist und persönliche Tapferkeit mit dem constitutionellen Doctrinarismus verbindet, und sich dadurch eine gewisse politische Stellung und Haltung errungen hat, die ihm bedeutsame Entscheidungen für die nächste Zeit in die Hand legt.

Sein Ehrgeiz, Sardinien zu einer europäischen Großmacht emporzuheben, trifft mit dem politischen Testament zusammen, das ihm sein Vater Carlo Alberto hinterlassen, und das ihn nicht ruhig schlafen läßt, bis er das Königthum von Italien, das Carlo Alberto unsicher träumte, zu einer siegreichen Gestalt gemacht haben wird. In diesem Gefühl unterhält er auch den Cultus, den das ganze Land dem Andenken Carl Alberts widmet, mit einer wahrhaft schöpferischen Pietät. Die Feier, die sich überall in Sardinien durch Denkmäler, Statuen, Bilder und Gedenktage für den Besiegten von Novara erhebt, und von Victor Emanuel durch immer neue Werke im Schwung erhalten wird, ist zugleich ein unaufhörliches Fest, das in allen Schichten der Bevölkerung dem Gedanken der Wiedergeburt Italiens gilt, und alle Herzen mit electrischer Kraft durchzuckt. Und doch ist Der, welchen man noch heut auf allen Straßen und Plätzen Turins als den Genius der italienischen Freiheit und Unabhängigkeit feiern sieht, nur ein tragisches und wehevolles Bild, das die gescheiterten Nationalhoffnungen darstellt, und von dem auch für die neue Situation, in der man sich heut befindet, wenig Ermuthigendes ausgehen kann.

Die neueste Statue, welche in Turin (im October

1858) dem König Carl Albert gesetzt worden, ist von Gervaso in meisterhafter Kunstvollendung ausgeführt. Wenn man die schöne Straße Doria Grossa hinuntergeht, und bis zum Rathhause sich begiebt, tritt man in die Arkaden desselben ein, wo ein unaufhörliches Volksgetümmel, das vom Morgen bis zum Abend sich nicht verläuft, schon das neue, dem Andenken des unvergeßlichen Königs geweihte Standbild anzeigt. In bewundernswürdiger und rührender Schönheit tritt uns das Bild Carlo Alberto's entgegen. Es ist der Adel eines großen, für das Höchste erregbaren Herzens, welcher diese feinen ernsten Züge durchleuchtet. Ein gemüthvolles Sinnen, Redlichkeit und Träumerei umspielen den zartgeschnittenen Mund, die edle, klare, den Mann der Freiheit und Unabhängigkeit verkündende Stirn. Wie die Inschrift der goldenen Buchstaben auf der Marmortafel verkündigt, wird der König als Vorkämpfer der italienischen Unabhängigkeit, als Geber der Verfassung und als Glanzstern des savoyischen Throns in diesem Denkmal verherrlicht. *)

---

*) Diese Inschrift lautet: „Carlo Alberto il magnanimo splendore del trono sabaudo largitore dello statuto a suoi populi propugnatore dell independenza italiana di ogni fortuna ammirando. 31. October 1858.

Nicht weit von ihm in derselben Halle erblickt man seinen ritterlichen Ahnherrn, den weltberühmten Prinzen Eugen von Savoyen, der uns aber heut auf eine überraschende und betroffen machende Weise an dieser Stelle gemahnt, denn der tapfere und unüberwindliche Degen des Prinzen Eugen war gerade dem Dienste Oesterreichs und der Größe des Hauses Habsburg geweiht, und für die österreichischen Machtinteressen kämpfte er in Italien gegen die Franzosen, die er von den Thoren Turins vertrieb und aus Italien hinauswarf. Und heut ist der Haß und die Erbitterung gegen Oesterreich ein neues Princip des Hauses Savoyen-Carignan geworden, das sich mit dem napoleonischen Frankreich verbindet, um Oesterreich aus Italien zu vertreiben. Der eigentliche Schöpfer und Sammler des politischen Hasses gegen Oesterreich ist dieser Carlo Alberto, der dort in der feierlichen Ruhe des Marmors, nachdem er in Unglück und Exil so schmerzlich geendet, vor uns steht. Dieser Haß war schon die Leidenschaft seiner abenteuerlichen und umherschweifenden Jugend gewesen, und kaum hatte er im Jahre 1831 den Thron von Sardinien bestiegen, als ihn schon die eiserne Krone der Lombardei in seinen Träumen zu locken anfing, und er den

Krieg mit Oesterreich, wenn auch einstweilen nur auf dem Felde der Weine begann. Denn der Erhöhung des Zolls auf die piemontesischen Weine, welche die österreichische Regierung beliebt hatte, setzte Karl Albert eine Repressalie entgegen, welche die Ausfuhr der lieben Kaiserweine nach Piemont fast unmöglich machte. Schon im Jahre 1846 aber wurden auf der Universität in Turin feierliche Disputationen und Reden gegen Oesterreich gehalten, womit man sich dort akademische Preise und Doctorwürden erwerben konnte, und Karl Albert ließ eine Medaille schlagen, welche die Umschrift führte: attendo (ich warte), und mit ihren Arabesken auf den künftigen Krieg gegen Oesterreich hindeutete. Es konnte diese Münze an die Medaille erinnern, welche einst Potemkin auf die künftige Eroberung der Türkei durch Rußland schlagen ließ, und womit er die Einbildungskraft seiner Freundin, der großen Katharina, in mystischen Sinnbildern unaufhörlich zum Türkenkrieg anzustacheln suchte. Dies „ich warte" war auch seitdem die bedeutsame Devise der sardinischen Politik geblieben, und wenn Das, worauf Karl Albert wartete, einst in seinem vollen Umfange ausgebrochen ist, wird der Krieg zwischen Sardinien und Oesterreich einen nicht minder kritischen

Wendepunkt der neuern Geschichte bezeichnen, als die Eroberungskämpfe um Constantinopel, und er wird auch nicht minder alle europäischen Mächte unter sich spalten und neu alliiren. Als sich Karl Albert im Jahre 1849, besiegt und hoffnungslos, von dem Schlachtfelde von Novara davonschlich und in's Exil wanderte, schien der piemontesische Kampf gegen Oesterreich bereits sein Ende erreicht zu haben, aber die Brüthitze der französisch-russischen Allianz, die sich vorzugsweise über Italien und Oesterreich gelagert hat, muß früher oder später diesen Streit wieder entflammen, an dem die bisherige Landkarte von Europa in Stücke zerlodern wird. —

Diese Kriegssucht gegen Oesterreich ist die Tarantella der Piemontesen, an der sie sich von Zeit zu Zeit immer wieder abzappeln werden, und in der die italienische Bewegung, die italienische Frage, oder, wie man es auch genannt hat, die italienische Idee, ihre eigentliche Krisis in der letzten Zeit auszudrücken scheinen. Alles, was in Turin seit zehn Jahren geschehen, trägt die Signatur dieses unruhigen Wartens, dieser kribbelnden und prickelnden Thatenlust, die beständig mit dem Säbel klappert, wenn der Feind auch noch weit hinter allen Bergen ist. In einer solchen Po-

sition ist auch dort der Herzog von Genua, dessen Standbild sich nicht weit von dem Carlo Alberto's unter dieser Rathhaushalle befindet, dargestellt worden. Dieser heldenhafte junge Prinz, der jüngere Sohn Karl Albert's, der seinem Vater in dem Feldzuge von 1849 mit ebenbürtiger Tapferkeit zur Seite stand, erscheint auch dort auf seinem Postamente mit gezück-tem Säbel, den er soeben in der Begeisterung eines kriegerischen Moments und mit flammender Kraft aus der Scheide gezogen. Dies schöne Denkmal, das dem Herzog Ferdinand nach seinem früh erfolgten Tode gesetzt worden, erhielt im Jahre 1858 seine Vollen-dung und Aufstellung, und bezeichnet durch den krie-gerisch herausfordernden Schwung, in dem es gehalten ist, die Tagesstimmung Piemonts, die ohne einen neuen Krieg schwerlich wieder in gemessene Grenzen zurückzuleiten sein wird. Am andern Ende der Halle, gegenüber von der Statue Carlo Alberto's, erblickt man eine Gedenktafel, welche für die in den Schlach-ten von 1848 und 1849 gefallenen Krieger Piemonts aufgerichtet ist. Diese Jahreszahlen, die anderswo so unliebsame und bedenkliche Erinnerungen in sich schließen, können am Rathhause von Turin in Gold und Marmor verherrlicht werden, und sind hier ge-

wissermaßen officielle Ziffern geworden, welche den Hoffnungsstern des ganzen Landes bezeichnen, und das tägliche Gebet für die Wiederaufnahme des Kampfes gegen Oesterreich in sich schließen. —

In diesem Sinne hat auch der Carlo-Alberto Cultus in der Hauptstadt Sardiniens neuerdings sich immer eifriger entfaltet, und scheint sich in Bethätigungen aller Art kaum genügen zu können. Ein Jahr früher, als jenes Standbild von Gervaso, ist dem König Karl Albert auf der großen Freitreppe im Palazzo Madama ein prächtiges Monument von carrarischem Marmor errichtet worden, das wir mit lebhafter Bewunderung sahen. Man erblickt den König aufrecht stehend, in der Uniform der Carabiniers, in der einen Hand das Schwert, in der andern die Rolle des Gesetzgebers, als des Verleihers der Constitution, tragend. Es war ein tiefer, fast rührender Antheil, welchen uns dies Meisterwerk des Cevasco, eines genuesischen Bildhauers, erweckte, und wir waren, seitdem wir es zum Erstenmal gesehen, öfter in den alten Palast, der seinen Namen von der Madama Reale, der Herzogin von Savoyen-Nemours, hat, zurückgekehrt.

Das Schwert und die Verfassungsrolle, welche

der König in seinen Händen trägt, weisen den Beschauer bedeutsam auf das preußische Bewaffnungssystem und auf den englischen Constitutionalismus hin, auf welche Karl Albert die Größe seines Landes stützen wollte, und auf deren Fundament er das neue Italien, die künftige freie und einheitliche Nation, erbauen zu müssen glaubte. Aber ein dummer Junge hat dem Fürsten sein Schwert in der Hand entweiht und ihm ein Stück davon abgebrochen, weshalb jetzt das Bildwerk von einem Gitter umgeben ist und von einem daneben gestellten Militairposten bewacht wird. Es ist dies ein Beweis, daß der kannibalische Trieb, öffentliche Denkmäler zu verstümmeln, nicht bloß bei dem deutschen Pöbel angetroffen wird, wie einst Theodor Gottlieb von Hippel, mit einem wehmüthigen und zornigen Hinblick auf den Mangel an Nationalgefühl bei den Deutschen, in einer besonderen Abhandlung behaupten wollte.

Die Persönlichkeit des Königs tritt uns in diesem Standbilde von Cevasco bei weitem charakteristischer entgegen, als in dem Bildwerke, das wir in der Rathhaushalle von ihm sahen. Wir finden auf diesem Gesicht um Vieles schärfer die Wundenmaale der Seele ausgedrückt, welche ihm seine Zeit und die

Kämpfe seines Lebens geschlagen, doch auch ein kaltes und zurückhaltendes Wesen, ein strenger etwas finsterer Sinn, verbunden mit einer hochstrebenden und würdevollen Haltung, liegen in dieser Persönlichkeit eigenthümlich hervorgehoben. Aber auch eine gewisse Schüchternheit, die Karl Albert niemals ganz an sich überwand, und die ihn auf den bedeutungsvollsten Standpunkten seines Lebens oft schlaff und unthätig in sich selbst zurücksinken ließ, liegt in diesen Zügen charakterschildernd zu Tage. Zugleich sieht man den kräftig zusammengenommenen, in harten Lebensschicksalen herangebildeten Mann, der in seiner ersten Jugend, um seinen Charakter und seine Ausdauer zu stählen, sich oft längere Fasten bei Wasser und Brod auferlegte und die Verweichlichung der Vornehmheit mit einer gewissen Schwärmerei von sich wies.

Dabei erscheint dies edele Gesicht so traurig und eingefallen, daß die Bestrebungen um das Heil und die Wiedergeburt Italiens nur als Schmerz auf demselben stehen geblieben zu sein scheinen. Er war ohne Zweifel eine außerordentliche Natur, aber das Aufstreben zu einer schaffenden Herrschergröße, das seinem Geiste eingeboren war, wurde stets durch die Furchtsamkeit seiner Nerven, die ihn in's Kleinliche und

Schwankende hinzogen, gebannt. Dies war um so seltsamer, da seine Erziehung, fern von dem Treiben des Hofes, manches Erkräftigende für ihn haben mußte, und er in Genua, unter der Leitung eines protestantischen Geistlichen, aufwuchs, wo mit der gründlichen Bildung seines Geistes zugleich ein frisches und ungebundenes Leben in der Natur sich ihm erschloß. In Genua, auf einem Spaziergang am Hafen, welchen er täglich machte, lernte Carlo Alberto einen jungen Offizier kennen, mit dem er durch einen zufälligen Anlaß, und weil sie Beide mehrmals zu derselben Stunde und an demselben Ort sich begegnet waren, in ein fesselndes Gespräch gerieth. Es war dies der junge Graf Cesare Balbo, ein sinnender philosophischer Kopf, der auf mannigfachen, in einem glühenden Geistesdrang unternommenen Reisen, die ihn durch den größten Theil von Europa geführt, alle Zustände der Fremde nur in dem einen Gedanken an Italien erforscht hatte. Wie Italien geholfen werden könne, das war das einzige Ziel alles seines Strebens und Suchens geworden, und jetzt begegnete sich sein Geist mit dem Carlo Alberto's zu einem patriotischen Ideenbunde, der hier, am Gestade des mittelländischen Meeres, an dem prächtigen Golf des stolzen Genua, seine Statuten entwarf

und besiegelte, welche auf die Zukunft Italiens, auf seine Unabhängigkeit und Einheit, und auf seine schöpferische Umbildung zu einer repräsentativen Monarchie, deren Haupt Piemont sein würde, hingewendet waren. In der Richtung, wo die heutige Straße Carlo Alberto in Genua liegt, wanderten die beiden Freunde oft noch in später Nachtstunde zusammen auf und nieder, und zu ihren begeisterten Träumen und Hoffnungen, aus denen zuerst die „italienische Idee“ geboren wurde, donnerten die Meereswellen mit ihren erhabenen Accorden an das Ufer.

Hiermit schlug das ewige Warten auf den Tag der italienischen Freiheit seine Wurzel, und senkte dieselben tief in das Herz des jungen Prinzen ein, der als Erlöser Italiens (redentore d'Italia) schon lange, ehe er den Thron Sardiniens bestieg, von den Dichtern der Nation gefeiert wurde. Schon in der Zeit, wo er, als Prinz von Savoyen-Carignan, nach der Thronentsagung Victor Emanuel's I. die Regentschaft für dessen Bruder Karl Felix geführt, hatte Karl Albert die spanische Constitution von 1812, die für die Muster-Erfindung aller liberalen Verfassungen gehalten wurde, in Piemont ausrufen lassen, und, nachdem er diese Constitution selbst beschworen, war von ihm eine pro=

visorische Junta gebildet worden, die schon im Namen des „Königs von Italien" handeln sollte. Es war dies die piemontesische März-Revolution des Jahres 1821, wo die geheimen Verschwörungen, die bis dahin in der tiefsten Verborgenheit sich am Herzen Italiens eingewühlt, plötzlich ihr Haupt erhoben hatten, und die Wiedergeburt des Landes zuerst auf die Vernichtung der österreichischen Herrschaft in Italien begründen wollten. Die Carbonari hatten diese Revolution in Piemont hervorgetrieben, und sich mit mysteriösen Mahnungen an den Prinzen Karl Albert gedrängt, dessen Namen schon ganz Italien als den bedeutungsvollsten für die Sache der Freiheit und Einheit flüsterte. Die Carbonaria war in Calabrien entstanden, und hatte ihren Namen von den Kohlenbrennern genommen, die dort in der Einsamkeit dunkler Wälder nisten und arbeiten, und ursprüngliche Sitten und Gebräuche des freien Naturzustandes sich auf eine eigenthümliche Weise bewahrt haben. Der Fortgang der Revolution von 1821 war aber ein sehr nichtiger und kläglicher, und schon damals trat in dem Charakter Karl Alberts die räthselhafte Schattenseite seines Charakters grell hervor. Der neue König Karl Felix hatte sich im Geleite eines österreichischen Heeres den Gränzen Piemonts

genähert, und in der damaligen glücklicheren Conjunctur, in welcher Oesterreich und Rußland noch alle ihre Interessen gemeinschaftlich auffaßten, hatten auch die Russen nicht gesäumt, nach Italien aufzubrechen. Der Prinz-Regent Karl Albert schrak vor dem Gedanken zurück, die hohe Fluth der Revolution zu entfesseln und sich von derselben an sein Ziel tragen zu lassen. Karl Albert entfloh bei nächtlicher Weile, und überließ die zum Kampf sich erhebende Volkspartei ihrem Schicksal, und den Waffen der Gegner. Seitdem hatte Karl Albert zehn Jahre hindurch das Leben eines Verbannten geführt, bis ihn der Tod des Königs Karl Felix, mit dem im Jahre 1831 der Mannesstamm des Hauses Savoyen erlosch, auf den Thron Sardiniens berief.

Jene Verfassungsrolle aber, welche der schlanke magere Mann dort in seiner Hand hält, zögerte er jetzt lange Zeit, von seinem Throne herab zu entfalten. Obwohl die Ideale seiner Jugend, und die hochherzigen Schwärmereien am Golf von Genua, sich an dieses Ziel knüpften, so schien doch Karl Albert stumm und unentschlossen noch immer auf eine ferne Zeit warten zu wollen. Man glaubte erst, daß Karl Felix, der ihn an sein Sterbelager berufen, um die Erbfolge des Thrones auf ihn zu übertragen, ihm bei dieser Gelegen-

heit das Versprechen abgenommen habe, den piemontesischen Thron, der ein zu schwaches Untergestell für die constitutionnellen Experimente sei, mit diesen Gefahren zu verschonen. Aber oft schien es auch wieder, als ob er den Principien und Träumen seiner Jugend treu geblieben sei, und nur das Vertrauen zu seinem Stern, die Zuversicht, daß er noch Etwas glücklich und bestimmt werde ausführen können, schien er noch nicht wiedergefunden zu haben. Aber auch die alten Freunde drängten ihn zuweilen mit heimlicher Mahnung. Der Graf Cesare Balbo, der die letzten Jahre in Frankreich verlebt hatte, war wieder nach Turin zurückgekommen, und hatte den alten Feuereifer für die Freiheit Italiens und mehrere neue Arbeiten, darunter seine Geschichte Italiens, mitgebracht. Durch seine vertrauten Rathschläge suchte er bereits auf die Staatsgestaltungen einzuwirken, und nach einer Denkschrift, welche er über den napoleonischen Staatsrath verfaßte, wurde der Staatsrath in Turin eingerichtet. Aber es gab eine im Dunkeln schleichende Partei in der Nähe des Königs, die ihn zuweilen durch allerhand Schreckmittel, welche auf seine nicht ganz feste Phantasie wirkten, unter ihren Einfluß zu bannen wußte, und dieser Partei gelang es bald, den Grafen Balbo wieder

aus der Umgebung des Königs hinwegzudrängen. Balbo kehrte wieder in seine arbeitvolle Einsamkeit zurück, und schrieb auf einem romantischen Unterwegs, in den Wirthshäusern und zu Pferde, wie einst Ulrich von Hutten, die Speranze d'Italia. In diesem Buche wird es schon bestimmter und klangvoller ausgesprochen, daß die Ablösung Oesterreichs von Italien und seine Vernichtung als italienische Macht die Grundbedingungen wären, unter denen allein die nationale Reorganisation Italiens gelingen könne.

Und wie lange wird es nun noch in dem Herzen Carlo Alberto's unschlüssig und trübe aussehen? Er hielt sich den Gefahren, die sich von allen Seiten aufthürmten, noch immer nicht gewachsen. Er schwankte, berechnete und suchte vorzubereiten. Den Krieg gegen Oesterreich und die Einsetzung des constitutionnellen Regiments glaubte er nicht auf einmal wagen zu können. Die ganze europäische Situation war noch zu schwierig für diese unberechnenbare Unternehmung. Cesare Balbo hatte in dem Buche über die Hoffnungen Italiens auf Frankreich hingedeutet, er wollte, nachdem Oesterreich aus dem Zenith Italiens hinweggedrängt worden, Frankreich an dieser Stelle einsetzen und es, bis Italien sich zu eigner Kraft gesammelt und geeinigt, zu der eigent-

lich führenden Macht (duce) der katholischen Welt erhoben sehn. Carlo Alberto, der mit seinem Freunde Balbo ununterbrochen in einer geheimen Verbindung geblieben war, hörte diese Stimme auch aus der Ferne und folgte ihr. Aber es war noch kein Louis Napoleon da, dem es gepaßt hätte, an diesem neuen Nagel das napoleonische Eroberungsprincip zu befestigen und damit der Intrigue der Universalmonarchie eine erneuerte Bahn zu schaffen. Es gab damals nur den König Louis Philipp auf dem französischen Thron, und der Bürgerkönig, an den sich Carlo Alberto in der That wandte, lehnte noch die Allianz mit Piemont gegen Oesterreich ab, die jetzt Napoleon III. mit den weitberechnetsten Absichten ergriffen hat. Es ist die heutige Situation, die damals schon ganz bestimmt in dem Geiste Carlo Alberto's ausgeprägt lag, und der jetzt Victor Emanuel II. sich überlassen zu müssen glaubte, indem er seine Lieblingstochter als Unterpfand an die napoleonische Dynastie hingab, uneingedenk, daß Louis Napoleon nicht der Mann ist, der je für einen Anderen die Kastanien aus dem Feuer holen wird.

Wenn Karl Albert aber mit Louis Philipp nicht so weit kommen konnte, so lag dies auch an dem Verhältniß Oesterreichs zu Rom, das damals eine

ungeheure Gewalt über ganz Italien übte. Die österreichisch-römische Ligue, die das ganze Entwickelungsgesetz der Zeit bestimmen und in unüberschreitbare Grenzen bannen wollte, lähmte auch alle Bewegungen Piemonts. Die eigene Büreaukratie im Lande empörte sich, im Einverständniß mit der auswärtigen Diplomatie, gegen den immer rathloser werdenden, schon an allen seinen Lieblingsplänen verzagenden König.

Indeß hatten sich auch die Freunde, die das Geheimniß seiner Bestimmung kannten, an seiner Seite gemehrt und ihn mit der Gluth ihrer Ideen zu stärken gesucht. Zu Cesare Balbo war im Jahre 1831 noch der Abbé Gioberti getreten, der philosophische Priester, den man auch den italienischen Talleyrand genannt hat, der aber eine mächtig und ehrlich ringende Feuerseele war, in der die italienische Idee verschiedene Entwickelungsstufen durchmachte, bis auch Gioberti, in begeisterter Hingebung an Carlo Alberto, den piemontesischen Constitutionnalismus zur alleinseligmachenden Formel des Heils für ganz Italien erhob.

Karl Albert, dessen sprödes und kaltes Naturell sich sehr langsam erschloß, hatte zuerst eine eigenthümliche Abneigung gegen Gioberti empfunden, vielleicht

bloß, weil das Gesicht des jungen Priesters ihm nicht gefiel, oder weil in dem Blick desselben ein ihn genirender Ausdruck lag. Doch war es Balbo gelungen, ihn zum Almosenier des Königs zu machen und in die Nähe desselben zu bringen, und Vincenzo Gioberti hielt die Messe ab in dem Palais Carlo Alberto's. Aber die Geisterstimmen, die von Zeit zu Zeit in diesem Schlosse spukten, und durch Worte und Warnungen aller Art den erregten König irre zu machen wußten, warfen schreckliche Anklagen gegen Gioberti in das Ohr des Königs. Als der neue Almosenier einst (im Jahre 1833) das Schloß verließ, wo er dem König eben die Messe gelesen, ihn aber durch ein plötzliches kühnes Aufflammen seiner Augen erschreckt hatte, wurde er auf offener Straße von zwei Carabiniers ergriffen, die ihm Handfesseln anlegten und ihn in's Gefängniß abführten. Die Hofpartei, welche durch einen der Bauchsprache kundigen Kammerdiener ihre Geister-Orakel in den Gemächern des Königs ausstreute, hatte schon längst einen Verhaftsbefehl gegen Gioberti erwirkt, dessen Ausführung aber der König noch bis dahin beanstandet hatte. Man klagte Gioberti geheimer Verschwörungen und demokratischer Umtriebe an, doch mußte er bald seiner Freiheit zu-

rückgegeben werden, da man ihn keiner Schuld überführen konnte, und Gioberti begann sein Exil im Auslande, das ihm seine Freunde in Turin anriethen, und auf dem er erst zur eigentlichen Höhe seines Wirkens emporstieg.

Ich sah den Abbé Gioberti zuerst im Jahre 1837 in Paris, wo ich zuweilen in dem kleinen, mit Büchern überladenen Studierzimmer des Philosophen Ballanche mit ihm zusammentraf. Er war eine hohe, schlanke Figur, und das fein ausgearbeitete, in einem lebhaften Colorit strahlende Gesicht trug die Züge des subtilen Denkers, aber von dem Geistlichen war nicht leicht eine Spur in seinem Aeußern wahrzunehmen. Zwar erschien er stets nur in einer schwarzen Kleidung, doch hatte er auch in dieser nur das Ansehn eines eleganten Weltmannes, der noch dazu mit der außerordentlichsten Sorgfalt seine Toilette machte und namentlich auf das Arrangement seiner röthlich braunen Haare stets die größte Kunst verwandte. Die Tonsur auf seinem Scheitel hatte er gänzlich eingehen lassen. Sein Gespräch drehte sich nur um philosophische Streitfragen, die an den großen Ideen, welche Ballanche in seinen Schriften entwickelt hatte, sich entzündeten. Zuweilen erschien auch der kleine Lamennais in diesem

Kreise, welcher soeben in seinen Affaires de Rome den Papst zu demokratisiren gesucht hatte und aus diesem Mittelpunkt der christlichen Welt die Erneuerung von Volk und Gesellschaft hergeleitet wissen wollte. Gioberti war diesem Standpunkt noch entgegen, und bestritt ihn mit der feurigen und glänzenden Beredsamkeit, die später seinen Schriften diesen hinreißenden Schwung gab. Um so mehr mußte man sich wundern, daß er einige Jahre nachher in seinem Buch del primato dell' Italia, das für die neuere Bewegung Italiens epochemachend wurde, diese Idee des Abbé de Lamennais wieder ergriff, und nun eine päpstliche Hegemonie wollte, durch welche, nach einer politischen Umgestaltung des Papstthums, die italienische Nationaleinheit dargestellt und verwirklicht werden sollte. Bald unternahm er jedoch mit dieser Idee eine neue Schwenkung und statt des Papstes wurde es Carlo Alberto und das constitutionnelle Element, denen er nun die Aufgabe zuwies, Italien zu befreien und zu einigen, und der ganzen Nation eine neue politische Gestalt zu geben. Gioberti hatte sich mit dieser Schwenkung zugleich von den Republikanern und Mazzini losgesagt, denn Mazzini wollte damals noch die italienische Republik auf dem Grunde der katholischen Kirche

aufführen und dem Gebäude der Demokratie eine religiöse und theokratische Spitze geben. Aber im Rathe Carlo Alberto's, zu dem Gioberti wieder Zutritt gefunden hatte, war die katholische Demokratie abgewiesen worden, und die Einheit und Reorganisation Italiens sollte allein in dem constitutionnellen Princip ihren entscheidenden Schwerpunkt finden.

Dennoch würde sich Carlo Alberto schwerlich so bestimmt zum Handeln entschlossen haben, wenn nicht der Papst Pius IX. in Rom zuerst die revolutionnaire Initiative ergriffen und sich von dem Geist der Bewegung und Verneinung auf die Zinnen der Zeit hätte hinauflocken lassen, wo ihm eine neue Zukunft des Papstthums und der italienischen Nation glänzend aus der Ferne gezeigt wurde. Carlo Alberto athmete jetzt erst mit einer leuchtenden Gewißheit seiner selbst auf. So war das Jahr 1848 herangebrochen, und der König gab Piemont eine Constitution, um es, nach den Plänen, die er mit seinen Freunden gefaßt, dadurch zum Träger einer allgemeinen nationalen Bewegung geschickt zu machen. Seine Freunde von 1821, die er damals in die Verbannung hatte wandern lassen, rief er jetzt wieder zu sich zurück. Aber drei Männer, welche den größten Einfluß auf seine Ideen gehabt,

wurden jetzt die herrschenden in seinem Cabinet. Es waren dies Cesare Balbo, Gioberti und der liebenswürdige Massimo d'Azeglio, der Schwiegersohn Manzoni's, der durch seine Dichtungen wie durch seine auf die Erhebung des Nationalgefühls gerichteten Schriften ein in ganz Italien geschätzter und gefeierter Charakter geworden war. Diese Männer waren die neuen Propheten der italienischen Bewegung gewesen, sie hatten zuerst von einem gemeinsamen italienischen Vaterland gesprochen, und sie waren die Ersten, welche die Nation aus dem Zauberschlaf der Vergangenheit, in dem sie so lange gebannt gelegen, wieder zum Bewußtsein der Gegenwart und ihrer selbst weckten. Balbo, der Vielverfolgte, wurde jetzt der Ministerpräsident des constitutionellen Königs, und Gioberti, der nun ganz Constitutioneller geworden war, der die constitutionelle Monarchie laut für das Palladium der Freiheit und Unabhängigkeit Italiens erklärte, Gioberti machte eine Rundreise durch das Land, um seinen ungeheuren Einfluß auf die Massen in Bewegung zu setzen, und dem König von Sardinien bei seinen eigenen Unterthanen Vertrauen zu erregen. Denn der plötzlichen Hinwendung des Königs zur Freiheit schien man nicht sogleich trauen zu wollen.

Gioberti, der Philosoph und der Mann des Volkes, mußte gewissermaßen gut sagen für den neuen constitutionnellen König, und bald trat er auch als Minister in das Cabinet Carlo Alberto's. Der Philosoph im Cabinet konnte freilich nicht lange ausdauern, und bald stand er dem König wieder als Demokrat gegenüber. Es kam jetzt der unglückliche Feldzug in der Lombardei, mit seinen traurigen Ausgängen, die so verhängnißvoll für die Person des tapferen und hochstrebenden Königs wurden.

Wir nahmen für heut Abschied von dem Marmorbild Carlo Alberto's, dessen langes bleiches Gesicht mit einem wehmüthigen Ausdruck auf uns herabzublicken schien. Es war uns, als wenn auf dieser hohen, von dem spärlichen und glattgeschorenen Haar umflossenen Stirn tiefe Schatten des Unglücks sich eingefurcht hätten, und um den Mund, mit dem vollen kriegerischen Schnurrbart, flammte etwas wie ein kühner Geisterblitz, der aber nur den Untergang der Kraft, die Vernichtung der eigenen Person, tragisch beleuchtete.

Carlo Alberto war in der That ein Kriegsheld, und der Genius Italiens selbst schien ihm das Schwert in die Hand gedrückt zu haben. Er war im eigent=

lichsten Sinne der kriegerische Fürst, den Macchiavelli wollte, der Fürst mit dem blanken Schwert, das gezogen ist, um mit Blut und Gewalt die Theile zum Ganzen zusammen zu fügen und der Nation eine Spitze zu geben. Aber die Schlachten, die Carlo Alberto im Jahre 1849 in Ober-Italien schlug, zeigten nur den ehrlichen Soldaten, den tapfer darauf losgehenden Krieger, aber nicht zugleich, im Sinne Macchiavelli's, den Macht-Intriguanten, der mit rücksichtsloser Energie, ohne Tradition und Moral irgend einer Art zu achten, seine Unternehmung unverwandt nur zu dem letzten Ziele hinführte, zu dem Ziele der Eroberung. Dieser Zwiespalt, der den Charakter Carlo Alberto's beherrschte, und der ihn nicht selten als den Verräther an seinen eigenen Plänen erscheinen ließ, machte ihn zuletzt zu dem armen schiffbrüchigen Mann, dem nichts mehr übrig blieb, als Abschied zu nehmen und sein Schwert in die Scheide zurückfallen zu lassen. An dem Tage von Novara erlag er nicht bloß als Kriegsheld, sondern auch als Führer der neuen Bewegung Italiens, als Bevollmächtigter der italienischen Idee, seinem unglücklichen Stern, und die Sache selbst, der er sein gutes Schwert geliehen, und die durch ihn eher, wie durch irgend einen Andern nach ihm, hätte vollendet werden

können, versank auf diesem Schlachtfeld auf lange Zeit in den Schooß der Nacht.

Wir erinnerten uns jetzt an ein schönes, sehr ergreifendes Bild, das wir neulich im Palais der Herzogin von Genua sahen, und welches uns die Gestalt Carlo Alberto's auf dem Schlachtfelde von Novara zeigte. Hinten in bewölkter Ferne sah man den Kampf in seinem wildverschlungenen Gewühl, aber im Vordergrunde steht der König, leidend, bleich, ermattet, und man erkennt, daß der Moment über ihn gekommen, wo er sein Haupt unter den Spruch seines Schicksals beugt und der Entschluß der Abdankung in ihm zur Reife gelangt ist. Es ist dies der Augenblick der bittersten und düstersten Resignation, der nur je einen historischen Wendepunkt der neueren Zeit bezeichnete.

Wir hatten schon öfter das Palais der Herzogin von Genua besucht, welches an der Piazza Castello, gegenüber dem Palazzo Madama, liegt. Unter allen Sehenswürdigkeiten und Reichthümern, mit denen dieses prächtige Haus der verwittweten Herzogin von Genua, im ächten Stil einer italienischen Hofhaltung, ausgestattet ist, waren wir nur immer wieder zu diesem tragischen Gemälde zurückgekehrt, das die größte Anziehungskraft auf jeden Beschauer ausüben muß. Die

Säle dieses Schlosses sind überhaupt mit vielen Darstellungen aus der Geschichte der Jahre 1848 und 1849 geschmückt, und man kann nach Allem, was man sonst in Turin gesehen, nicht mehr darüber stutzen, wenn man auch in diesen von höfischem Luxus strotzenden Gemächern überall nur einer Feier jener revolutionairen Jahreszahlen begegnet, die hier freilich mit dem 23. März 1849 einen so unglücklichen Abschluß fanden.

Es schien in der That der bedeutungsvollste Moment für das neuere Italien gekommen, als Karl Albert, von der neuen Revolutionsregierung in Mailand zu Hülfe gerufen, seinen weißen Schimmel bestieg, um an der Spitze der piemontesischen Armee in den Krieg hinauszureiten, und den Kampf gegen Oesterreich in die Hand zu nehmen. Ein Losungswort dieses Kampfes für die Unabhängigkeit Italiens wurde damals das: l'Italia farà da se — „Italien wird es durch sich selbst vollbringen" — welche Devise, von Karl Albert und Gioberti zuerst ausgegangen, jetzt gewaltig und jubelnd überall wiederholt wurde, denn die italienische Nation wollte jetzt nur aus ihrer eigenen Kraft frei werden, und wollte durch keine fremde Hülfe das Joch der Fremden abschütteln. Darin war die damalige Situation reiner und nationaler als heut,

wo Frankreich sich als die eigentliche Schutzmacht Italiens einzudrängen gesucht hat, und das napoleonische Eroberungsprogramm auf die italienische Nationalbewegung stützen wollte.

Die Lombardei hatte schon seit Anfang des Jahres 1848, wenn auch nicht mit den Waffen in der Hand, doch durch Sammetröcke und Sammethosen, die jetzt ausschließlich das italienische Nationalkleid bilden sollten, Revolution gemacht, denn durch die Enthaltung des Tuchs glaubte man den deutschen Fabriken und den Einkünften der Douane ebenso zu schaden als durch die Enthaltung von den Kaiser-Cigarren, womit man schon im Jahre 1848 den revolutionnairen Widerstand gegen Oesterreich ausdrückte. Eine Bevölkerung, die ihren Revolutionstrieben auf eine so kleinliche und lächerliche Weise Genugthuung schafft, ist weder muthig noch gefährlich, und die Mailänder haben auch in neuester Zeit nie für eine besondere Stütze der italienischen Revolution gegolten. Aber Karl Albert konnte damals seine Pläne gegen Oesterreich besser und richtiger auf die Lombardei gründen, als heut sein Nachfolger Victor Emanuel auf die zweideutige Hülfe des französischen Machthabers. Denn die eiserne Lombardenkrone, die ihn so lange in glühenden Träumen

gelockt, wollte Karl Albert sich erst auf sein Haupt setzen, umd adurch seine Weihe für das Königthum von Italien zu erlangen. Aber statt mit rascher und fester Hand zuzugreifen, ging er auch hier mit einer Schüchternheit und Zartheit zu Werke, die nur schrittweise vorgehen zu dürfen glaubte, aber den Lombarden nicht einmal soviel Lasten aufzuerlegen wagte, als für den Unterhalt der Armee des Königs unerläßlich nothwendig war. Karl Albert war zu discret, um mit einem Handstreich etwas an sich zu reißen, während ihm die Lombardei gehörte, sobald er sie betrat. Er wollte Alles nur seinem tapfern und ritterlichen Schwert und der freien Darbringung des Volkes zu verdanken haben. Doch schon auf den blutgetränkten Schlachtfeldern von Goito und Peschiera schien sich die Einheit Italiens unter dem Scepter Carlo Alberto's entschieden zu haben. Im Lager des siegreichen Königs waren die ersten Jubellaute über die neue Zukunft Italiens mit rückhaltloser Begeisterung losgebrochen. Auf dem Schlachtfelde empfing Karl Albert die Abgesandten aller Ortschaften Ober-Italiens, welche die Schlüssel ihrer Städte zu den Füßen des Königs von Sardinien niederlegten. Die ganze Armee, auf dem Gipfel ihres Enthusiasmus, rief in diesem größten

Moment des Triumphes, den Carlo Alberto erlebt hat, ihn zum König von Italien aus. In der Kathedrale von Monza setzte er sich dann die schöne Krone von Eisen auf, die einst den lombardischen Königen gehörte, und die Vereinigung der Lombardei mit Piemont war zu einer Thatsache geworden. Der Devise des italienischen Unabhängigkeitskampfes: l'Italia farà da se, war man näher gekommen, und der neue Thron, der schon diese beiden bedeutenden Territorien Italiens einigte, schien bereits eine unerschütterlich feste Position in Europa darzubieten. Selbst die Stadt Venedig hatte dem König die Fusions-Acte mit Piemont übersandt.

Aber das Schlachtenglück wandte sich bei den hereinbrechenden Wechselfällen des Krieges, den Karl Albert, wenn er sich mit dem Erlangten einstweilen begnügt, damals leicht zu einem Stillstand hätte bringen können. Aber der König war eine Soldatennatur ohne Gleichen, die sich nicht mehr genugthun konnte, und die vor keiner Gefahr, vor keiner Strapaze zurückscheute, bis das ganze Ziel gewonnen sei. Er lebte im Felde wie ein gemeiner Soldat, kein Wetter, keine Entbehrung schreckten ihn, niemals ermüdete er, kaum bedurfte er des Schlafes zu seiner Stärkung.

Aber das Schlachtenglück wandte sich sogleich bei der Fortsetzung des Krieges, und der Tag von Novara war unheilvoll über dem Haupte des neuen Königs von Italien aufgegangen. Dieses Schlachtfeld, auf dem Carlo Alberto an der Spitze der ganzen italienischen Armee den Streitkräften Radetzky's gegenübergestanden, vernichtete alle Hoffnungen des neuen Italiens, und brach das Herz des Königs, an dem dieselben groß geworden waren. Das Bild, welches wir im Palais der Herzogin von Genua sahen, hat diesen Moment, welcher der Gipfelpunkt einer ungeheuern Tragödie ist, zugleich mit einer hinreißenden psychologischen Wahrheit in der Gestalt Carlo Alberto's herausgearbeitet.

Da steht der in seinem innersten Wesen getroffene, von dem Sonnenwagen, der zur Einheit und Freiheit Italiens führen sollte, herabgestürzte König! Der Verrath, der ihn von allen Seiten umschlichen, hatte lange an seinem Herzen genagt und sein ganzes Wesen zerrissen. Schon der erste Feldzug des Königs in der Lombardei hatte mit einer Verzweiflung an sich selbst und an der italienischen Sache geendet. Bei der Vertheidigung von Mailand gegen die Belagerung Radetzky's hatte Karl Albert zuerst gesehen, daß dem Volk der Lombarden nicht zu trauen war, und daß sie

ihn feige und schwankend im Stich ließen, wo er darauf gerechnet, daß sie hinter ihm kämpfen würden. Auf der andern Seite begannen ihn in dieser Stadt, während er sie mit allem Aufwand seiner Kraft zu behaupten suchte, die Mazzinisten und Republikaner, die jetzt zum Erstenmal offen auf dem Schauplatz hervortraten, im Rücken zu drängen und nach ihren Zwecken vorwärts zu treiben. Damals ersah der König kein anderes Heil, als einen Waffenstillstand mit dem tapfern Marschall Radetzky abzuschließen, aber in ihm wühlte der Tod, und er ging in Mailand eigentlich mit dem Gedanken um, seinem Leben ein Ende zu machen. Der Selbstmord schien jedoch seiner Natur widerstrebt zu haben, und er konnte daher auch nach der Schlacht bei Novara nur das Mittel ergreifen, sich verschwinden zu lassen. Von Mailand aber war Karl Albert mit seiner Armee nach Piemont zurückgekehrt. Das „Schwert Italiens", wie er sich selbst nannte, war in seine Scheide zurückgefahren, und Karl Albert selbst schien zweifelhaft, ob der Krieg gegen Oesterreich jemals wieder aufgenommen werden könne. Mindestens schien das „l'Italia farà da se" bereits eine banquerotte Phrase geworden zu sein, und die Blicke richteten sich zuerst nach Frankreich, auf dessen

Hülfe sich das auferstehende Italien jetzt anweisen wollte. Aber inzwischen war der December 1848 herangekommen, und Louis Napoleon, der Erwählte der Nation, hatte den Präsidentenstuhl der französischen Republik bestiegen. Die an ihn gelangten Gesuche um bewaffnete Einmischung in die Angelegenheiten Italiens lehnte Louis Napoleon damals auf das Entschiedenste ab. Und Frankreich vereinigte sich in jener Zeit mit England, um die Sarden vielmehr zum Frieden zu verpflichten und dem König ein gutes Einvernehmen mit Oesterreich anzurathen.

Kaum war indeß das Frühjahr 1849 herangekommen, als Carlo Alberto, der sich inzwischen Tag und Nacht mit einer Wiederherstellung seines Heeres beschäftigt hatte, seine Gedanken an den Krieg nicht länger zurückdrängen konnte. In seinem Ministerium gab es eine demokratische Partei, an deren Spitze Gioberti stand, und die nicht aufgehört hatte, zum Krieg zu treiben. Man stellte dem König eine allgemeine Volkserhebung in der Lombardei in Aussicht, die nur auf ihn und auf Piemont warte, um loszubrechen und die italienische Sache von Neuem in Bewegung zu setzen. Das sardische Ministerium, in dem die losgelassene Kriegsfurie tobte, brach den Waffenstillstand

mit Oesterreich, fast noch ehe der König es wollte, und obwohl seine besten Generäle sich noch gegen die Wiederaufnahme des Krieges erklärten. Von Neuem war Karl Albert an der Spitze seines Heeres in das Feld gerückt, eines Heeres, das keineswegs für den Kampf gestimmt war, und dessen Stärke sich nicht viel über 60,000 Mann belief, denn dies wird überhaupt die höchste Anzahl sein, zu der es die piemontesische Armee auch heutzutage in ihrer gesammten Aufstellung gegen Oesterreich wird bringen können.*)

In Novara, einer kleinen piemontesischen Stadt, die in einer üppigen Gegend in der Agogna liegt, hatte Karl Albert sein Hauptquartier genommen, und hier hatten ihn Boten von Frankreich und England getroffen, die ihm von diesem Krieg gegen Oesterreich dringend abrathen sollten. Aber der König sagte, der Würfel sei geworfen, er könne nicht mehr zurück und überlasse sich der Hand Gottes. Auch war ihm bereits die constitutionelle Doctrin so sehr zur andern Natur geworden, daß er, ganz und gar in dem Triebrade dieser Maschinerie sich fühlend, die Abgesandten

---

*) Souvenirs de la guerre de Lombardie 1848 et 1849 par Mr. de Talleyrand — Périgord p. 293.

Frankreichs und Englands an sein Ministerium verwies, das, nach der neuen Gesetzgebung seines Landes, allein für die Unternehmung des Krieges verantwortlich sei. Wiederum aber war der König aus der Lombardei her als der Befreier Italiens jubelnd begrüßt worden.

Der Schlacht von Novara war aber bereits der unglückliche Kampf vorausgegangen, welchen einzelne Abtheilungen des piemontesischen Heeres mit den Oesterreichern bei Mortara bestanden. Und diese unglückliche Episode stempelte das Zusammentreffen aller Streitkräfte auf der Ebene von Novara zu einem Verzweiflungskampf, der im Herzen Karl Albert's ein für allemal über die italienische Sache entscheiden sollte. Der König hatte in dieser Schlacht ein schwarzes Pferd bestiegen, und der berühmte weiße Schimmel, der ihn in glücklicheren Schlachten getragen, war diesmal zurückgeblieben. Alles deutete von vornherein auf einen traurigen und verhängnißvollen Ausgang dieser Schlacht hin. Als die Oesterreicher schon das Heer Carlo Alberto's zu werfen begannen, focht der König noch im wildesten Handgemenge mit einem persönlichen Heldenmuth, in dem nur seine beiden Söhne, der Herzog von Savoyen und der Herzog von Genua, die an seiner Seite überall ihr Leben einsetzten, ihm gleich=

kamen. Der Ausgang dieses Kampfes war um so übler, da die Wiederaufnahme des Krieges bei dem Kern der Armee durchaus keine Billigung gefunden hatte. Und nun stand Carlo Alberto, nachdem die Flügel seiner Armee plötzlich der Heftigkeit des Feindes gewichen waren, einsam und ermattet am Wege, der nach der Stadt zurückführte. Er hatte das Schlachtgewühl, das noch unfern von ihm weitertobte, und in dem seine Söhne, wenn auch ohne Hoffnung, die letzten Streitkräfte um sich sammelten, heimlich und schweigend verlassen. Diesen Moment scheint das Gemälde für die Darstellung aufgegriffen zu haben. Der hohe Ernst, welcher die ganze Gestalt des Königs überschattet, bedeckt ihn mit der ganzen Schwere des Schicksals, das ihn getroffen hat. Der König soll in diesem Augenblick die Klage ausgestoßen haben, daß der Tod ihn abermals nicht gewollt, und diese Klage zuckt mit einer unsäglichen Bitterkeit um seine Lippen. Der Entschluß, die unglückliche Situation durch seine Abdankung zu lösen, leuchtet wie ein dämmernder Hoffnungsschimmer auf seiner Stirn empor.

Das Unheil, in welches seine Hingebung für die Sache Italiens, für die italienische Idee, den König von Sardinien, seinen Thron und sein Land hineinge=

zogen, glaubte er nur noch durch ein einziges Opfer bannen zu können. Dies Opfer bestand in seiner Abdankung zu Gunsten seines Sohnes, des Herzogs von Savoyen. Noch an demselben Abend der verlorenen Schlacht, nachdem er in Novara seine Söhne, seine Generäle und seine Minister wieder um sich versammelte, sprach er diesen Entschluß aus, und erklärte seine Person für das Hinderniß eines nothwendig abzuschließenden Friedens. Dann ging er still, und ohne Adieu zu sagen, ja ohne irgend Jemanden anzuvertrauen, wohin er sich begeben werde, in das Dunkel der Nacht hinaus. Keinem seiner Getreuen gestattete er, ihm in das Exil zu folgen, das er sich auferlegt hatte, und in dem er sein unglückliches Märtyrerthum für die Unabhängigkeit Italiens verbergen und baldigst endigen wollte. Um Mitternacht rollte ein Wagen, mit vier Postpferden bespannt, zum Thor von Novara hinaus, dem kein rauschendes Gefolge, kein Beifallsjubel nacheilte. Der Wagen gerieth unterwegs in die österreichischen Batterieen, und fast hätte man in der finsteren Nacht Feuer auf den armen Reisenden gegeben. Der König saß ganz allein in dem Wagen, der die österreichischen Vorposten plötzlich wie ein Gespenst erschreckte. Er gab sich für einen piemontesischen Obersten

aus, der nach der Schlacht seine Entlassung genommen, um sich nun nach Turin zurück zu begeben, und den Namen eines Grafen von Barge legte er sich bei. Aber man verhaftet ihn, und führt ihn zu dem commandirenden General, dem Grafen Thurn, der sein Quartier auf einem in der Nähe gelegenen kleinen Schlosse hatte. Die Treuherzigkeit des guten Oesterreichers verläugnet sich nicht, und der General bittet den nächtlichen Reisenden, vor seiner Abfahrt eine gemüthliche Tasse Thee bei ihm einzunehmen. Dies wird angenommen, und eine lebhafte Unterhaltung entspinnt sich, man spricht von der eben geschlagenen Schlacht, und der General Thurn zählt Alles auf, was auf Seiten der Oesterreicher gethan worden, wie der piemontesische Oberst Alles zusammenstellt, was auf der Seite der Piemontesen geschehen.

Mit Begierde und Verwunderung erlauscht der brave österreichische General jedes Wort von den ernsten blassen Lippen seines Gastes. Verzeihen Sie mir, Herr Graf, bricht er dann heraus, aber ich kann es nicht begreifen, daß ein ausgezeichneter Mann, wie Sie mir zu sein scheinen, in der piemontesischen Armee so wenig vorwärts gekommen ist, und durchaus keinen höheren Dienstrang erstiegen hat.

Ach, entgegnete der König, mit einem heftig aufflammenden Roth in seinem bleichen Angesicht, ich bin niemals glücklich gewesen, mein Herr. Nichts ist mir gelungen. So habe ich denn auch nach der Schlacht, nachdem ich auf der militairischen Laufbahn keine Zukunft mehr für mich sah, meine Entlassung aus dem Dienstgrad genommen, den ich bis dahin bekleidete.

Die Worte: „ich bin niemals glücklich gewesen", schienen indeß dem wunderbaren Gast alle schmerzlichen Gefühle, die er in sich trug, neu aufgeregt zu haben. Er gewann jetzt seine Haltung nicht wieder, es trieb ihn aufzubrechen und seine Reise fortzusetzen. Bald fuhr er wieder auf der Landstraße nach Turin dahin. Nach seiner Abreise erfährt der österreichische General durch einen piemontesischen Kriegsgefangenen, der sich im Lager befindet und welcher den König Carlo Alberto vorübergehen sah, daß es der König von Sardinien gewesen, den er zum Thee in seinem Quartier gehabt.

„Schaun's, das ist halt eine sehr wunderbare Geschichte", sagte der ehrliche Graf Thurn, aus langem Erstaunen emporfahrend. „Gott schütze Oesterreich! Denn wenn unsere Batterie aus Versehen Feuer auf den unglücklichen Fürsten gegeben hätte, so würden

unsere unversöhnlichen Feinde da draußen uns nachgesagt haben, daß wir den König Karl Albert in einem feigen Hinterhalte ermordet hätten. Danken wir Gott, daß er uns das Unglück erspart und wir unseren heldenhaften Gegner so in der Nähe sehen und mit Hochschätzung behandeln konnten! —

---

## III.

## Turiner Personen und Zustände.

Im Palast des Königs, den wiederholt zu besuchen es manchen Anreiz gab, war seit einiger Zeit eine ganze Reihe von Zimmern des zweiten Stockwerkes gesperrt, in denen gearbeitet und Vieles neu eingerichtet zu werden schien. Es war schon damals davon die Rede, daß der König Victor Emanuel sich von Neuem zu verheirathen gedenke, und von vielen Seiten her wurde behauptet, daß die schöne Tambourstochter Rosine, die der König schon so lange geliebt, doch noch dazu bestimmt sei, als angetraute Herrin in diese königlichen Gemächer einzuziehen. Man mußte an die schöne Apothekertochter von Dessau denken, welche jener deutsche Kriegsfürst einst ehelich gefreit, und an ähnliche Beispiele, welchen der rein militairische Victor Emanuel, dem alle socialen und standesmäßigen Rücksichten höchst

gleichgültig sind, vielleicht nachzueifern trachte. Aber bald deuteten wieder andere Gerüchte nach dem hohen Norden hin, und man hörte, daß nicht für die Aufnahme der Tambourstochter, sondern für die junge Prinzessin Maria von Leuchtenberg, die Tochter der Großfürstin Maria von Leuchtenberg (welcher letztere seit einiger Zeit mit einem Herrn von Stroganoff zur linken Hand vermählt ist) die Zimmer im Palazzo reale in neue prächtige Bereitschaft gesetzt würden. Die neue Allianz, die in der sardinisch-napoleonischen Heirathsgeschichte zuerst ihre Fühlhörner gegen Europa herausgestreckt hat, würde sich dann durch einen neuen Heirathsact, mit dem der Herr Schwiegerpapa nachfolgt, zur französisch-russisch-sardinischen Allianz ausgebildet zeigen, und die gaukelnden Meerjungfern im Hafen von Villafranca würden den Hochzeitsreigen dazu tanzen.

Victor Emanuel II. ist noch ein jugendkräftiger Herr, der eben erst das neun und dreißigste Jahr erreicht hat, und dem an persönlicher Tapferkeit kaum irgend ein Kriegsmann oder Fürst voranstehen möchte. In der Schlacht ficht er mit der unbändigen Wildheit eines Indianer-Häuptlings, und auf seinem Gesicht liegt der Stempel einer unendlichen Kühnheit, die aber zugleich den braven, nur den Sieg wollenden

Soldaten verräth. Von seinem Vater Karl Albert mit großer Strenge erzogen, hatte er von frühester Jugend an sein Herz vorzugsweise an das Waffenhandwerk gehangen, und Pferde und Jagd machten seine Lieblingsfreuden aus. Seine Verwegenheit, mit der er sich kopfüber in alle Affairen hineinstürzt, und in der er, ohne jede Rücksicht auf die Umstände, leicht das Aeußerste hervorruft, läßt ihm leicht dasselbe Schicksal prophezeihen, das seinen Vater in derselben Frage mit Ehre und Krone scheitern ließ. Die Situation, in die er sich neuerdings mit Frankreich und Rußland eingelassen, und die von ihm mit aller Heftigkeit in ihre äußersten Consequenzen hineingeführt werden wird, trägt für ihn die Abdankung ebenso sicher in ihrem Schooße, als dieselbe das unvermeidliche Loos seines Vaters geworden war. Victor Emanuel war der eigentliche Held der Schlacht von Goito gewesen, und heldenmüthig an der Seite Carlo Alberto's kämpfend, entschied er hier durch seine unvergleichliche Bravour und durch seine Wunden, die er im heißen Kampfe empfing, den Sieg, und man wurde damals durch diesen ritterlichen und manneskräftigen Prinzen an das berühmte Wort erinnert, welches einst Philibert Emanuel gesprochen, indem er Italien eine Artischocke genannt

hatte, die man verstehen müsse, Blatt für Blatt zu verspeisen. Man sagte damals, daß die Artischocke Philibert Emanuel's jetzt ihren Mann gefunden habe, dem es wohl gelingen werde, mehrere Blätter auf Einmal von dieser kostbaren Frucht zu verzehren. In der verhängnißvollen Schlacht von Novara führte er mit der tollkühnen Tapferkeit, die ihn überall auszeichnete, seine Brigade in das dichteste Feuer, und wagte noch tausendfältig sein Leben, während Carlo Alberto, aus der Schlacht tretend, schon die schmerzensvolle Entsagung in seiner Seele bewegte. Ihm schien die schwierige, vielleicht unmögliche Aufgabe, an der Carlo Alberto sich in diesem Moment gescheitert fühlte, nun recht eigentlich auf die Schulter gelegt zu werden, und es wird sich jetzt bald zeigen, ob dieselbe nicht auch ihn zu Boden drücken muß, oder ob jene berühmte Artischocke, zu hastig gegessen, nicht eine lebensgefährliche Unverdaulichkeit zurücklassen möchte.

Etwas Theatralisches und Hochfahrendes soll stets mit dem ritterlichen und kriegstapfern Wesen Victor Emanuel's auch in der Schlacht verbunden gewesen sein. Seine Portraits, die man an allen Schaufenstern im ganzen Lande aushängen sieht, sprechen diesen Charakter sämmtlich in den verschiedensten Nüancen des Hochmuths,

des selbstbewußten Stolzes, des Trotzes auf seine geschichtliche Bestimmung, aus, wobei der hintenüber zurückgeworfene, herausfordernde Kopf einen besonders eigenthümlichen Ausdruck giebt. In dieser trotzigen, sich durchaus nicht für überwunden bekennenden Stellung will man ihn auch nach der Schlacht von Novara, nachdem Alles verloren war, bei einer Zusammenkunft mit dem Marschall Radetzky, die auf einem Pächterhof von Vignale stattfand, beobachtet haben. Dorthin war Victor Emanuel auf einem wilden Roß hinausgeritten, und den Hut mit Reiherfedern geschmückt, stolz aufgerichtet, in ungarischem Costüm und die gewaltigen Schnurrbartflügel sich streichend, stand er dem alten gebückten Radetzky gegenüber, der die Schlacht gewonnen, der aber vor seinem besiegten und doch hochfahrenden Gegner beinahe das Ansehen gewann, als habe er demüthig um Verzeihung zu bitten, und dies durch sein liebenswürdiges Lächeln, das auf den Wangen des Heldengreises leuchtete, fast zu erkennen gab. Schlachtberichte von Augenzeugen versichern, daß Victor Emanuel damals, übermüthig und trotzig wie immer aussehend, nichts weniger als den Ausdruck des Geschlagenen gehabt habe, dessen Vater so eben die Krone seines Hauses eingebüßt und in Nacht

und Nebel hinaus, ein von seinem Schicksal gejagter Mann, entronnen sei.

In der That war Carlo Alberto damals, wie der Dieb in der Nacht, davongegangen, selbst ohne von seiner Familie Abschied zu nehmen, ohne zu sagen, welches Exil den König, der sich selbst verbannt hatte, aufnehmen werde. Erst aus der Ferne her schrieb er an seine Frau, und bat sie, ihn zu vergessen. Sein Exil aber nahm er in Oporto, der portugiesischen Stadt, die am Duero liegt, und in deren Stille er sich nur zurückzog, um bald zu sterben, was ihm schon am 28. Juli des Jahres 1849, wenige Monate nach der Schlacht, gelang. Die Todesscene des Königs auf Oporto sieht man in einem sehr ergreifenden Gemälde dargestellt, welches sich in einem der Zimmer des Königlichen Palastes in Turin befindet. Das Gemälde ist von Gonnin und zeichnet sich durch den innigen, feierlichen Ton aus, mit dem diese letzte Situation eines gescheiterten und verlorenen Lebens behandelt ist. Der König starb an der Einheit und Unabhängigkeit Italiens, wie Jeder daran sterben wird, der dafür kämpfend in die Schranken tritt. Sein Tod, den er auf dem Schlachtfelde vergeblich gesucht und den er jetzt auf seinem einsamen und friedlichen

Sterbebett an seinen geistigen Schmerzen findet, breitet eine Ruhe über sein Lager aus, die ihn wie mit einem Festkranze schmückt. Heut ruht die Leiche Carlo Alberto's, in den Mantel des Großkreuzes des Malthefer-Ordens gehüllt, in der Kirche La Superga, in einiger Entfernung von Turin, wohin sie im Jahre 1850 aus Oporto gebracht worden. In einem von einer Kuppel überwölbten Rundbau sieht man hier die Grabmäler der Fürsten aus dem Hause Savoyen vereinigt, von Victor Amadeus bis Karl Albert, dessen Ueberbleibsel, vom Schmerz und Unglück des Vaterlandes heilig gesprochen, hier allen Patrioten zum Ziel der Wallfahrt geworden sind. Es liegt dieser Ort, den man bis zur Madonna del Pilone vermittelst einer Barke auf einer malerischen Pofahrt und von dort durch einen Ritt auf Eseln angenehm erreicht, auf einem steilen, aber die herrlichsten Aussichten darbietenden Berge. Das Grabmal Carlo Alberto's ist immer mit frischen Blumenkränzen behangen, und unter den Wallfahrern, die sich zu ihm aus allen Gegenden Italiens sammeln, vertreten sich noch immer alle Standpunkte der heutigen italienischen Bewegung, denn keinem Italiener ist es jemals ernstlich eingefallen, den König des Verraths an der Sache Italiens zu beschuldigen. Selbst die

republikanische Partei, welche in der albertinischen Propaganda einst ihren eigentlichen Vorposten sah, hat sich mit dem Andenken Carlo Alberto's durch sein trauriges Dulder-Ende versöhnt. —

Auch in mehreren Sammlungen, die sich auf den Schlössern zu Turin befinden, ist man fortwährend bemüht, die Reliquien Carlo Alberto's zu mehren und als feierliche Denkzeichen für die Zukunft aufzustellen. In der prächtigen Waffensammlung des Königsschlosses in Turin, die durch ihre vielen historischen Rüstungen sich auszeichnet, erblickt man auch den guten weißen Schimmel, welchen der König fast in allen Schlachten von 1848 und 1849 geritten, und den man jetzt ausgestopft hat, um ihn unter den Erinnerungen dieser Epoche fortleben zu lassen. Einen geharnischten Ritter hat man darauf gesetzt, um an die Gestalt des tapfern Königs, die sich sonst in diesen Sattel schwang, lebhafter zu mahnen. Nicht weit davon hängen die piemontesischen Fahnen, die auf der Krim gewesen und die, Sardiniens junge Kriegsstärke verkündend, zuerst auf seine ebenbürtige Zulassung in den Reihen der europäischen Mächte hindeuteten. Die widersprechendsten Gedanken an die Zukunft des jungen Sardiniens, das die Mauserungs-Triebe zur europäischen Großmacht kaum noch in sich

bergen kann, befallen uns in dieser glänzenden Waffenhalle, in der uns die Helme und Schwerter und Kürasse aller Jahrhunderte bedeutsam entgegenblicken. Unter diesen piemontesischen Wahrzeichen sieht man auch dort einen napoleonischen Adler, und das Schwert Napoleons, welches er in der Schlacht von Marengo geführt, von der Wand erglänzen. Die Erinnerung an Napoleon I. muß aber hier eigentlich alle Illusionen stören, welche man auf der andern Seite mit der sogenannten Zukunft Piemonts verbinden möchte. Denn Napoleon hatte an dem König von Piemont seinen treuesten Vasallen und den Ersten gefunden, der sich unbedingt seiner Macht unterwarf und der ihm sogar seine besten Festungen, Tortona und Alessandria, zur unbedingten Verfügung stellte. Und der große Napoleon zauste dafür seinen ergebenen Freund bei den Haaren herum, wie es immer das Schicksal Piemonts sein wird, wenn es sich von der französischen Politik umgarnen und auf die trügerischen Bahnen derselben hinüber ziehen läßt. Denn es kam Napoleon nicht darauf an, Piemont erst in eine Republik und dann in einen Anhängsel des französischen Kaiserreichs selbst sich verwandeln zu lassen. Jenes scharfe Schwert von Marengo erinnert zwar an die denkwürdige, auf

sardinischem Boden geschlagene Schlacht am Ufer der Bormida, wo ein napoleonisches Heer die Oesterreicher warf und durch seinen entscheidungsvollen Sieg das ganze Ober-Italien von Oesterreich trennte. Aber die schönen Tage von Marengo sind vorüber, und die historischen Reminiscenzen der damaligen Zeit fallen für Piemont um so mißlicher, als es sich schon damals zeigte, daß es sich bei diesen großen Entscheidungen, für welche Piemont nur der Amboß ist, am allerwenigsten um die Existenz dieses kleinen Landes oder um seine Vergrößerung und Zukunft handelt. —

Die napoleonischen Erinnerungen, und den ruhmvollen, noch immer elektrische Funken sprühenden Namen Napoleon's findet man aber überhaupt in Piemont noch in allen Kreisen festgehalten und gefeiert. Die jungen Prinzen des Königlichen Hauses werden am allergenauesten in der napoleonischen Kriegsgeschichte unterrichtet, und selbst der kleine Sohn der Herzogin von Genua, der, beiläufig gesagt, erst vier bis fünf Jahre zählen kann, hatte in seinem Zimmer eine Bilderfibel liegen, in welcher die Schlachten Napoleons mit allen möglichen Details dargestellt sind und zugleich mit ihren verschiedenen Namen und Bezeichnungen zur Illustration für das prinzliche ABC dienen. Dieser

kleine Prinz ist aus der ersten Ehe der Herzogin von Genua, (Prinzessin Elisabeth von Sachsen, Tochter des Königs Johann,) mit dem Herzog Ferdinand von Genua, dem zweiten Sohn Karl Albert's, entsprungen, und soll die größte Aehnlichkeit mit seinem tapfern, nach so kurzer Heldenlaufbahn dahingeschiedenen Vater haben. Der Herzog, ein Heros vom Kopf bis zur Zehe, hatte sich sowohl bei der Eroberung von Peschiera, die vorzugsweise sein Werk war, als auch in der Schlacht bei Novara, die durch seine bewunderns=würdige Tapferkeit nicht mehr zum Glück gewendet werden konnte, ausgezeichnet. Aber seine kriegerische Heldennatur, die zugleich mit der edelsten und schönsten Persönlichkeit sich verband, bleibt mit großen Zügen dem Andenken seiner Zeitgenossen eingeschrieben. Vielleicht hinderte ihn nur sein früher Tod, eine große Rolle bei der Entscheidung der italienischen Angelegenheiten zu spielen, denn daß man ihn in ganz Italien dazu für berufen erklärte, bewiesen die sicilianischen Abgesandten, die während des lombardischen Feldzugs in das Lager des Königs Karl Albert kamen und ihm für den Herzog von Genua die Krone von Sicilien anboten, was sich freilich erst nach dem Ausgang der noch zu gewinnenden Schlachten entscheiden ließ.

Sein wahrhaft prächtiges Palais in Turin, das von seiner jungen Witwe, der Herzogin, jetzt nur noch selten bewohnt wird, scheint nicht nur seiner glanzvollen Einrichtung wegen, sondern auch in der unverlöschlichen Erinnerung an den Herzog, welcher der Liebling der ganzen Bevölkerung gewesen und auf den hier noch so manche Gedenkzeichen hindeuten, noch immer so häufig besucht zu werden. Unter dem Vielen, was es in Luxus und Kunst hier giebt, interessirte uns immer ganz vornehmlich ein Bild, welches den Herzog auf einem Manöver darstellt, und die glänzendste und einnehmendste Anschauung von dem Prinzen darbietet, der in seiner schlanken elastischen Größe auf seinem Pferde sich wiegt. Er streicht sich den lang herabflatternden und wohlgepflegten Knebelbart, und scheint seine blauen klugen Augen mit einem gewissen ahnungsvollen Ausdruck auf seinen Adjutanten zu richten, der, eine kräftige, muskelstarke aber nicht sehr edle Gestalt, neben dem Herzog hält. Es ist dies der Marchese Rappallo aus Genua, der den Herzog in den letzten Jahren vor seinem Tode viel und vertraulich umgab, und bald nach dem Eintritt desselben sein Nachfolger in dem Ehebett der schönen Herzogin Witwe geworden ist.

Wir sahen die wunderschöne Hand der Herzogin Elisabeth, die, in schneeweißem, die Natur hier schwerlich überbietenden Marmor abgebildet, auf einem kostbar verzierten Tisch in diesem Palais ausgestreckt liegt. Diese Hand hat sie, kaum war ihr Gatte todt, an den Herrn Rappallo vergeben, der sich ihrer Gunst auf eine unwiderstehliche Weise zu bemächtigen gewußt. Nicht weit davon erblickt man einen außerordentlich schön gearbeiteten Ständer, der, aus bronceartig behandeltem Holz gefertigt, mit lauter Hirschgeweihen besetzt ist und unter den eigenthümlichen Kunstgegenständen dieses Palastes stets von Neuem unsere Aufmerksamkeit fesselte. Dieser Anblick von so vielen Hörnern machte besorgt und unruhig, und der uns herumführende Custode, der unsern ängstlichen Gedankengang zu bemerken schien, lenkte unsere Augen rasch auf einen prächtigen Stuhl, als auf einen Gegenstand der Versöhnung, denn diesen Stuhl, der vor einem Schreibtisch von Elfenbein und Mosaik stand, hatte die Herzogin Elisabeth selbst einst in zärtlicher Aufmerksamkeit und mit bewundernswürdigem Kunstfleiß für den Gemahl gestickt.

Die Herzogin von Genua bewohnt jetzt vornehmlich ihre schöne Villa Stresa, am Lago Maggiore, wo

sie fast den größten Theil des Jahres, fern von dem Hofe in Turin, zubringt und der Gesellschaft des ihr seitdem heimlich angetrauten Marchese Rappallo genießt. Die Villa Stresa ist ein großes bedeutendes Schloß von mehreren Stockwerken, hinter dem sich ein ziemlich bedeutender Garten erstreckt, und zugleich wird einer der hinreißendsten Punkte des Lago Maggiore durch diese Villa bezeichnet. Ihr schräg gegenüber liegt nämlich die einem lachenden Feenmärchen gleiche Isola bella, auf welcher Fürst Borromeo wohnt, einer der glücklichen Besitzer dieser schwimmenden Paradiese, die in den dunklen Fluthen des See's ihre blüthenvollen, von der Pracht des Südens träumenden Häupter bespiegeln. Die Villa Stresa ist in diesem reizenden Herüber und Hinüber des Lago Maggiore der Mittelpunkt des gesellschaftlichen Verkehrs geworden, der sich von hier über die umwohnende Aristokratie ausspannt. Die Feste von Villa Stresa und Isola bella, auf denen die Herzogin Elisabeth mit ihrem ganzen Liebreiz waltet, haben einen wahren Zauberklang gewonnen, und sollen in ihrem Stil und Geist an die schönsten Zeiten der Aristokratie in Italien erinnern. Der Marchese Rappallo wird in diesen Salons des Lago Maggiore, obwohl ein düsterer unheimlicher Hintergrund auf den

Verhältnissen seiner Vergangenheit ruhen soll, ganz und gar wie der ebenbürtige Gemahl der Herzogin behandelt. Seine militairischen Verdienste sollen jedenfalls bedeutend sein.

Der Königliche Palast zu Turin schloß früher eine bedeutende Gemälde-Sammlung ein, die aber, wie die meisten andern Kunstschätze Turin's, auf den Befehl Carlo Alberto's im Palazzo Madama aufgestellt worden. Diese Gemälde-Gallerie zeichnet sich durch die bedeutendsten Bilder italienischer Meister aus, und besonders haben Gemälde, die in Rom und Neapel ihrer Ueppigkeit wegen nicht hätten aufgestellt werden können, hier in großer Anzahl ihren Platz erhalten. Aber auch an Meisterwerken von Rafael, Tizian, Van Dyk, die durch ihre hohe Vollendung über jede Anfechtung irgend einer Art erhaben sind, fehlt es dieser Turiner Gallerie nicht, doch hat der Schalk Albano sich hier in der Enthüllung seiner reizenden Nacktheiten fast überschlagen und plaudert mit der schelmischen Gelehrtheit seines Pinsels märchenhafte Geheimnisse des weiblichen Körpers aus, die kaum ein anderer Maler, wie er, in Italien so aufzufinden und so auszustellen gewagt hat. Die Krone aller Ueppigkeiten aber auf dieser Gallerie erlangt ein Bild von

Bonifacio Bembo, welches die drei Grazien darstellt, und in dem es sich um eine Transfiguration des hintersten Körpertheils handelt, die nicht glänzender und tiefsinniger ausgeführt werden konnte. Die mythische Feier dieses Körpertheils, welche die antiken Bildwerke in der Venus Kallipygos ausgedrückt haben, hat einen harmlosen Charakter gegen diese Darstellung des Bonifacio Bembo, der mit einer gewissen christlichen Feierlichkeit diesen Gegenstand malt und ihn in seinem ganzen Nimbus wie in seinen geheimnißvollsten Nüancen entwickelt. Ein Bild dieser Art würde nirgend anders, als in Turin, von den katholischen Priestern geduldet werden, aber hier scheint die freiere kirchliche Richtung, welche sich von Rom mehr und mehr zu emancipiren gesucht hat, auch diesen sinnlichen Ausartungen der Kunst eine größere Duldung verschafft zu haben.

Wenn man aber nach diesen Eindrücken sich sogleich wieder in eine bußfertige Stimmung versetzen will, so braucht man sich nur aus dem Palazzo Madama in die nahe daranstoßende Kathedrale Sanct Giovanni zu begeben, in deren hohen alterthümlichen Hallen uns stets ein düsterer, der Welt abgewandter Geist umfängt. Mit einer ernsten Erhebung des Gemüths

verweilt man hier besonders in der königlichen Kapelle del Santo Sudario, welche einen Theil der Kathedrale ausmacht, und in die auch ein Gang aus dem Palaste des Königs hinführt. Wenn man sich in dem Innern dieser Kapelle befindet, das mit dem schwarzen, in den Bergen von Chablais gebrochenen Marmor ausgelegt ist, und aus der unten gelegenen Kirche der ernste, schwere Klang der Orgel den feierlichen Psalm zu uns heraufsteigen läßt, glaubt man in einer abgeschiedenen, alles Zeitliche weit hinter sich zurücklassenden Welt zu verweilen. An den Wänden dieser wunderbaren Kapelle, die nach dem angeblichen hier aufbewahrten Leichentuch des Erlösers ihren Namen führt, erblickt man rings umher Denkmäler und Standbilder, in denen die Ahnen des Hauses Savoyen vor uns erscheinen, und deren weißer, strahlender Marmor wunderbar von dem schwarzen Hintergrund sich abhebt. Das Dämmerlicht, welches von oben durch die Kuppel herunterfällt, verbreitet einen geisterhaften Schein über diese Gestalten, die hier in einem stummen Reigen mit abgeschieden feierlichen Mienen in ihren Nischen umherstehen.

In der letzten dieser Nischen, unmittelbar an dem Rande, wo die Kapelle nach der unter ihr liegenden

Kirche sich öffnet, erblickt man die sitzende Statue der Königin Marie Adelheid, der im Jahre 1855 gestorbenen Gemahlin des Königs Victor Emanuel, die hier von der Meisterhand des Bildhauers Revelli in ihren von Schönheit und Anmuth leuchtenden Zügen und in der edelsten und ausdrucksvollsten Gestalt festgehalten ist. Diese liebliche Frau war eine österreichische Erzherzogin, die Tochter des ehemaligen Vice-Königs von Italien, Erzherzog Rainer, und ihre Tochter, die Prinzessin Clotilde, hat durch ihre Vermählung mit dem Prinzen Napoleon jetzt abermals das verwandtschaftliche Verhältniß zwischen der napoleonischen Familie und dem Hause Oesterreich begründet, obwohl, seltsam genug, in demselben Augenblick, wo die napoleonische Politik ihren neuen Trumpf mit der Vernichtung Oesterreichs in Italien ausspielen zu können glaubte.

Es war so oft gesagt worden, daß die Prinzessin Clotilde, die jetzige Gemahlin des Prinzen Napoleon, in ihren Gesichtszügen die größte Aehnlichkeit mit ihrer Muttter habe, daß beim Anschauen der trefflich gearbeiteten Statue dieser Vergleich natürlich nicht unterlassen werden konnte, obwohl er, unter Rückerinnerung an die bekannte Ode des Horaz, mehr zum Vortheil der schöneren Mutter, als der schönen Tochter, ausfallen

mußte. Die Prinzessin Clotilde war der Liebling der ganzen piemontesischen Bevölkerung, und in allen Kreisen glaubt man mit ihr ein Kleinod an Frankreich abgegeben zu haben, das zu gut und edel für das Schicksal ist, welches ihr dort aufbewahrt sein könnte. Die Liebenswürdigkeit Clotilden's war überall im Lande gefeiert worden, und, obwohl sie selbst noch nicht das sechszehnte Jahr erreicht hatte, wurde sie schon die Mutter ihrer kleinen Geschwister genannt, die sie seit dem Tode der Königin, mit einer seltenen Charakterstärke, unter ihre Leitung und Obhut genommen hatte. Während die kleine Prinzessin ihrem Vater gewissermaßen die Wirthschaft führte, und trotz ihrer Jugend sogar schon angefangen hatte, die Honneurs im Palaste und bei den Hoffesten zu machen, wirkte sie zugleich hochherzig durch ihr Beispiel und ihren Einfluß auf die Erziehung ihrer jüngeren Geschwister ein. Nicht minder war die junge Prinzessin die Wohlthäterin der Armen und Leidenden, ja sie machte sich mit ihren sechszehn Jahren schon zur Patronin der Volksschulen in Turin, denen sie eine ernste Fürsorge zu widmen verstand. Dabei soll die kindlichste Heiterkeit stets in ihr vorgewaltet haben, und der klare, praktische Zuschnitt ihres ganzen Wesens scheint sich von jenem idealen,

etwas schwärmerischen Ausdruck, der dort das Gesicht ihrer Mutter charakterisirt, zu entfernen.

Wenn wir es aber in Turin vielfach bedauern hörten, daß diese von der gesammten Bevölkerung vergötterte Prinzessin jetzt die Bewohnerin des Palais Royal in Paris geworden ist, so liegt darin zugleich das ganze Unbehagen und Mißtrauen ausgesprochen, von dem das Publikum, wie blind es sich auch sonst in seinem kriegerischen Enthusiasmus gebärdet, gleichwohl hinsichtlich der neuen französischen Freundschaft sich erfüllt zeigt. Das Palais Royal war der eigentliche Focus der neuen italienischen Agitation, die von Piemont aus, und auf Conto des leicht entzündlichen Königs Victor Emanuel, dem man Carlo Alberto's Zaubertitel als König von Italien gern wieder zum einstweiligen Spielzeug überließ, über die ganze apenninische Halbinsel geblasen werden sollte. Die junge sardinische Prinzessin erscheint dann plötzlich als kostbares Unterpfand, daß Victor Emanuel die ihm übertragene Rolle treugehorsamst spielen werde, in diese Höhle der neu-napoleonischen Geschichtsmacherei abgeliefert. Louis Napoleon hatte selbst längere Zeit hindurch eine große Scheu vor den finstern Geistern gezeigt, welche im Palais Royal bei seinem Vetter

Napoleon hausten, und bei demselben theils ihr natürliches Quartier haben, theils künstlich und mit jeder Art der Geisterbeschwörung von ihm citirt werden. Man hat bemerkt, daß eine größere Annäherung zwischen dem Kaiser und seinem Vetter erst von dem Tage ab begonnen habe, wo Louis Napoleon das Testament des Felice Orsini empfing, welches derselbe in dem Gefängniß de la Roquette in Paris niedergeschrieben hatte. Der Kaiser Napoleon soll einem Manne gegenüber, wie Orsini, der ihm mit einer heroischen Aufopferung seiner selbst nach dem Leben getrachtet, zuerst die Ueberzeugung geschöpft haben, daß seine gefährlichsten Feinde, denen er früher oder später unterliegen werde, aus den geheimen Sendlingen der italienischen Revolution bestehen. Es konnte ihm nie unbekannt geblieben sein, daß sein Vetter Napoleon diese unheimlichen Elemente eines neuen Weltaufstandes längst an seiner Hand hatte und im Palais Royal, das die Schmiede der Revolution von 1789 gewesen, ein offenes Haus für die italienischen und polnischen Flüchtlinge hielt. Von diesem Augenblick an begann er sich mit den Umtrieben des Prinzen Napoleon zu versöhnen und gemeinschaftliche Sache mit demselben zu machen. Während er bisher oft

darauf gesonnen, wie er den gefährlichen Vetter durch irgend eine weite Verwendung nach außen unschädlich machen könne, versprach er ihm jetzt noch eine junge Frau, die sardinische Königstochter, und, wenn Alles gut ging, ohne Zweifel auch eine italienische Krone, woraus dieselbe auch immer zusammengefügt werden möchte. Louis Napoleon, der jetzt einen Meisterstreich des Macchiavellismus in seinen unaufhörlich brütenden Gedanken trug, glaubte die Dolche der italienischen Freiheitsmänner von seiner Brust abwendig machen zu können, wenn er die Revolution durch die Revolution tödtete, und durch die Vertreibung Oesterreichs aus Italien die Initiative ergriff, um den italienischen Stiefel nach den Wünschen der Freiheitsmänner, aber mehr noch nach dem eigenen Machtbedürfniß, zu reformiren. Es versteht sich, daß der sardinische Premier, Graf Camillo Cavour, der am meisten eingeweihte Rathgeber bei diesem vielumfassenden Plan wurde, und bei seinem letzten Aufenthalt in Paris und Plombières die Stichwörter seines Handelns auch in dieser Beziehung empfing.

Ebenso gewiß ist aber auch, daß Cavour in diesen Conferenzen seinen Einfluß bei den Häuptern der italienischen Revolution übertrieb, oder nicht bedachte,

daß dieselben sich von ihm trennen und abwenden würden, sobald er die italienische Nationalbewegung an die napoleonische Politik verkuppelte. Ob er überhaupt die Rothen von Italien so sicher am Schnürchen hatte, als er es in Paris ohne Zweifel in Aussicht gestellt hat, mußte dahingestellt bleiben, und es war jedenfalls nur eine diplomatische Aussprengung, daß man sich mit dem Freischaarenführer Garibaldi, abenteuerlich-revolutionairen Angedenkens, verständigt und ihn zur Annahme einer Commandostelle im piemontesischen Heere bewogen habe. Diese Aussicht sollte in Wien Schrecken und in Paris die Ueberzeugung verbreiten, daß es gelingen werde, mit den Stieren der Revolution den napoleonischen Acker neu zu pflügen. Aber die Stiere sind bis jetzt noch ausgeblieben und haben jedenfalls Scheu getragen, sich die Hörner umwickeln zu lassen. Sollte der heilige Krieg der italienischen Unabhängigkeit („la guerra santa“) jetzt daran scheitern, daß Louis Napoleon sich an die Spitze desselben zu stellen beabsichtigte, so wäre dies der empfindlichste Nackenschlag, den der Kaiser der Franzosen seit der Aufrichtung seines Throns davongetragen. Es würde sich dann ergeben haben, daß die europäischen Cabinette, welche die Herrschaft Louis Napoleons bereit-

willigst in ihre Mitte aufgenommen haben, um an ihm einen starken Wall gegen jedes neue Herandringen der Revolution zu besitzen, die Kosten dieser gewagten Freundschaft jedenfalls sehr unnütz auf sich geladen hatten. Die auf die Länge unhaltbare Stellung Louis Napoleons, die gerade in der italienischen Frage ihren verwundbaren und lebensgefährlichen Fleck enthüllen sollte, besteht darin, daß er den Cabinetten gegenüber die Macht der Revolution, und der Revolution gegenüber die Macht der Cabinette zu repräsentiren angefangen. Die Revolution betrachtet ihn als ihren ausgestoßenen und treulosen Sohn und wird keine Verbindungen mehr mit ihm eingehen, wohin auch immer das Ziel derselben gestellt werden möge. Die europäische Revolution hat vielmehr ein neues gemeinschaftliches Ziel daran bekommen, ihn zu vernichten, und er kann diese Gefahr, die ihm in seinem eigenen Lande schon fast auf den Fuß tritt, nur dadurch immer wieder von seiner Person hinweg escamotiren, daß er beständig neue Kriegsgefahren über Europa heraufbeschwört und mit gewaltigen Stürmen die Gemüther beschäftigt, die sonst nur in dem Angriff auf seine Person ihren Frieden wiedergefunden hätten. Die europäischen Cabinette müssen sich daher bitter getäuscht

sehen, wenn sie in Louis Napoleon den Mann, welcher der Revolution gewachsen und ihr alle Mittel abgelernt hat, bisher zu halten suchten, denn sie haben nur den Mann gehalten, der von Anfang bis zu Ende in einem beständigen Ringen mit der Revolution begriffen war, und sie im besten Falle doch nur zu seinem Werkzeug gegen den europäischen Frieden zu machen suchte. Sollte es aber wahr sein, woran wir nicht zweifeln, daß die Lombarden und ihre geheimen Leiter auch nicht mehr einen Putsch haben daran wenden wollen, um die Intervention Louis Napoleons nach Ober-Italien zu rufen und dem Krieg Frankreichs und Piemonts gegen Oesterreich ein drängendes Motiv zu geben, so würde es nicht mehr zu bestreiten sein, daß die italienische Revolution, die einzige, die noch streitfertig geblieben, die guten Dienste („les bons offices“) des Kaisers Napoleon ebenso sehr abgelehnt hat, als die Cabinette ihrerseits mehr und mehr sich dieser Dienste entschlagen werden.

In dieser Komödie der Mitschuldigen, die so leicht in die Tragödie umschlagen kann, oder dieselbe schon in sich birgt, hat der sardinische Premier, Graf Camillo Cavour, ohne Zweifel eine der raffinirtesten Rollen gespielt und jedenfalls den Knoten der Intrigue

wesentlich geschürzt. Cavour ist eine ganz moderne staatsmännische Persönlichkeit, wie sie in dem ungewissen Zwielicht der heutigen Epoche vortrefflich gedeiht, und, da sie aus industriellen Tendenzen hervorgegangen und zusammengewebt ist, und ihre Vortheile ebenso sehr bei der Revolution wie bei der Reaction zu gewinnen versteht, jedenfalls mit sich selbst immer die besten Geschäfte macht. Er hat seinen Charakter ganz durch die Schablone der französischen Minister in Louis Napoleons Cabinet gezogen, oder es sind vielmehr dieselben Einflüsse der Politik und Machtintrigue, dieselben Elemente der Parvenuschaft und der um Geld und Vortheile sich bewegenden Aventüre, wodurch sich bei Cavour gerade die nämliche Individualität, wie bei den Ministern Louis Napoleons und ihresgleichen, herausgebildet hat. Dies ist eine ganz neue Race von Staatsmännern, die man früher nicht gekannt hat, und die erst mit der neuen napoleonischen Herrschaft in Frankreich aufgekommen ist, jedenfalls aber mit ihrer Entstehung so sehr in der heutigen Luft liegt, daß Exemplare dieser Art jetzt überall und auf jedem Boden ausgebrütet werden können. Diese Staatsmänner der Ultimo-Abrechnung, aber nur der jedesmonatlichen, nicht derjenigen, welche auf die letzte

Entscheidung aller Dinge ihre Politik begründet, tragen nur die Natur des Kammerdieners an sich, der die Ereignisse des Tages zu drehen und zu wenden sucht, um die Toilette seines Herrn damit zu bestreiten und ihm daraus denjenigen Rock anzuziehen, der für den Augenblick die effectvollste Wirkung machen kann. Denn die rein stoffliche, manufacturartige Behandlung der Politik, die kein Princip irgend einer Art mehr in sich trägt, und die ebenso gut auf jedem Webstuhl in irgend einer Fabrik gemacht werden könnte, ist das einzige Geheimniß, mit dem diese Leute regieren. Und wie es in der ganzen Welt jetzt nur auf den Stoff, auf das Fabrikat, auf die Manufactur abgesehen ist, so sind auch diese neuen Politiker nur geschickte Stoffmacher, die Alles durcheinander kneten möchten, und ohne Moral und Princip in der Materie wühlen, um sie zu neuen Herrschaften, zu neuen Gränzen, zu neuen Nationalmischungen auseinander zu ziehen.

Camillo Cavour, der Sohn eines reichen Kornwucherers, ist ein richtiger Zögling dieser neuen Schule, die Niemand gegründet hat, als die materielle, nach Stoffwechsel lüsterne, aber jeder principiellen Schöpfungskraft entbehrende Zeit selbst. Sein Vater, der Korn-

wucherer, dem der Stoffwechsel so glücklich von Statten gegangen war, daß er aus einem Getreidehändler zuletzt sogar in einen Grafen sich verwandelte, wozu ihn Karl Albert erhoben hatte, muß seiner Zeit auch schon mit Politik und Gesinnung gehandelt haben, denn er erstieg bereits hohe Staatsposten, auf denen wir ihn gegen Ende seines Lebens erblicken. Camillo, der im Jahre 1809 in Turin geboren worden, hatte seine Studien besonders auf dem finanziellen und nationalökonomischen Gebiet gemacht und wollte die Wiedererhebung Italiens zuerst auf der Grundlage der materiellen Interessen anbahnen. Dies war immerhin eine bedeutende und fruchtbare Idee, obwohl sie die falsche Voraussetzung in sich birgt, welche freilich die ganze Zeit beherrscht, daß der materielle Wohlstand und der Aufschwung des Handels und Verkehrs auch die Entwickelung einer Nation zur Freiheit und Bildung von selbst in sich trage und gewährleiste.

Camillo Cavour wurde ein Genosse von Cesare Balbo, mit dem in Gemeinschaft er das Journal „Il risorgimento" gründete, in welchem das Freihandelssystem zugleich mit dem constitutionellen Staatselement als die beglückende Unterlage aller politischen

und gesellschaftlichen Entwickelung herausgearbeitet werden sollte. Die rein industriellen Grundlagen seiner Politik ließen ihn jedoch zugleich fern von jeder idealistischen Ueberstürzung erscheinen, und er ergriff den Gedanken der sardinischen Demokratie und des piemontesischen Primats über Italien anfangs mit großer Vorsicht und Mäßigung. Dagegen begann er, nachdem er 1851 ins Ministerium getreten war, eine bedeutsame Reaction gegen den alten Adel des Landes, der sich bisher fast ausschließlich in den höchsten Stellen des Staats eingenistet hatte. Er sammelte lauter neue Namen um sich, die früher nie an den Spitzen der Geschäfte gehört worden waren, wie Lanza, Bona, Deforesta, Colla, Marmora, und besonders war es die reiche Aristokratie von Genua, die gänzlich aus den obersten Verwaltungsstellen verdrängt wurde. Aber er selbst säumte nicht mit aller Hitze eines industriellen Parvenu sich auf einen hocharistokratischen Fuß niederzulassen, und sein Landgut Leri, das er sich in der Gegend von Vercelli kaufte, und das im prächtigsten Stil mit Schloß und Park von ihm eingerichtet wurde, scheint dazu bestimmt zu sein, ihm früher oder später einmal den Titel eines Herzogs von Leri abzugeben. Wenn man in dem Grafen Cavour gewöhnlich das

öffentliche und geheime Haupt der sogenannten Italianissimi erblickt, so hat er wenigstens das Losungswort dieser Partei, „Italien von den Fremden zu befreien" (liberare l'Italia dallo straniero) in sofern nicht zu dem seinigen gemacht, als er es vornehmlich war, welcher die Allianz zwischen Piemont und Frankreich gründete, und, ohne Zweifel aus kurzsichtigem Haß gegen Oesterreich, zur Revision der italienischen Landkarte Frankreich in's Spiel zu ziehen trachtete. Dies ist der eigentliche Gedanke seines Ministeriums, und Dessen, was er wohl selbst seine politische Mission zu nennen pflegt. Die Erbschaft Carlo Alberto's, die er vor einiger Zeit in der Deputirtenkammer ein „melancholisches aber glorreiches Vermächtniß" nannte, und wegen dessen enthusiastischer Annahme er den König Victor Emanuel pries, glaubt Cavour nur mit Hülfe des napoleonischen Frankreichs und der italienischen Revolution heben zu können.

Mißlingt ihm diese gefährliche Combination, so ist es um seine Stellung geschehen, und es wird ihm nicht der Nachruhm eines patriotischen und ideenvollen Strebens bleiben, wie er an das Andenken von Gioberti, Balbo, Massimo d'Azeglio, den Vätern der

heutigen nationalen Bewegung Italiens, sich heftet. Man wird ihn dann nur als einen gestürzten Intriguanten betrachten, obwohl er keine so schlimme Abfertigung von seiner Zeit verdient hat. Denn er bleibt doch in mancher Hinsicht den genannten Männern, die das heutige Italien im besten Sinne feiert, ebenbürtig stehen, wie er selbst zur richtigen Würdigung ihrer Bestrebungen Vieles beigetragen hat. Seinem Freundeseifer ist es beizumessen, daß dem Grafen Cesare Balbo, dem Genossen und Mahner Carlo Alberto's, der im Jahre 1853 starb, wegen seiner Verdienste um das Vaterland das schöne Standbild in Turin errichtet worden ist, welches von Vela in meisterhafter Auffassung und Ausführung gearbeitet wurde.

Auch auf die Herausgabe des philosophischen Nachlasses von Vincenzo Gioberti soll Cavour einen sehr anerkennenswerthen Einfluß üben. Nicht minder scheint für Cavour zu sprechen, daß der liebenswürdige Massimo d'Azeglio mit ihm in einer innigen persönlichen Verbindung geblieben ist. Denn der Marquis d'Azeglio, der zuerst in seinen trefflichen Romanen auf die Wiedererhebung des italienischen Nationalgefühls wirkte, ist eine von allen Parteiverlästerungen unberührte Gestalt in Italien geblieben.

Als Präsident des Cabinets, welches der junge König Victor Emanuel II. sofort nach seiner Thronbesteigung um sich berief, wurde Massimo d'Azeglio der Mann, der die freien Institutionen Carlo Alberto's in dem Staatsorganismus Sardiniens tief und fest einpflanzte und dem jungen Staat auf diesem Grunde eine dauerhafte Haltung lieh, durch welche zum Erstenmal sich zeigte, daß die Italiener auch in freier Verfassung sicher regiert werden könnten. Wenn d'Azeglio, nachdem er sich ins Privatleben zurückgezogen, ein Freund Cavour's und seinen politischen Bestrebungen und Agitationen nahe geblieben ist, wie sich bei der letzten Tagessituation gezeigt hat, so war dies nicht wenig geeignet, das persönliche Ansehn Cavour's, das in der letzten Zeit in Turin sehr gelitten zu haben schien, wieder zu stärken.

In vorurtheilslos gewordenen Zeiten wird man dem Grafen Cavour vielleicht noch manches andere Gute nachsagen, denn auch um die Kunst, in neuester Zeit namentlich um die dramatische, hat er sich mehrfache Verdienste erworben. Sein Werk ist es, daß vom Jahre 1859 an eine Summe von 50,000 Francs auf das Budget des Ministers des Innern gesetzt worden ist, um zur Hebung der italienischen Bühne

und besonders zur Aufmunterung dramatischer Autoren von anerkanntem Talent, verwandt zu werden. Es soll von diesem Gelde zum Theil eine dramatische Gesellschaft begründet werden, an deren Spitze ein Comité, bestehend aus einem Präsidenten und sechs Mitgliedern, treten wird, um die geeignetsten Vorschläge zur Verbesserung des Theaters und zur Verwendung des neuen Fonds zu machen. Es ist bei einem Minister, der einen neuen Aufbau der Nationalität an die Spitze seines politischen Programms gestellt hat, gewiß eine anerkennenswerthe und diesem Programm entsprechende Idee, wenn er dem Verfall des nationalen Dramas entgegen zu wirken strebt und dieser Aufgabe, als einer ernsten und wichtigen, sich zuwendet. Aber vielleicht ist es charakteristisch für die ganze piemontesische Politik und deren nationale Luftschlösser, wenn man erfährt, daß das Nationaldrama durchaus keinen Boden in der Hauptstadt Sardiniens findet, und dort einer entschiedenen Kälte und Nachlässigkeit bei der Bevölkerung begegnet. Die Piemontesen ziehen Musik und Oper bei weitem der dramatischen Kunst vor, und im letztverflossenen Winter waren in Turin allein vier Opernhäuser eröffnet, die fast alle mit ihren Darstellungen glänzende Geschäfte machten. Das nationale

Drama blieb dagegen auf einige untergeordnete Theaterhäuser angewiesen, die schon durch ihre äußerst niedrigen Eintrittspreise ihr Bestehen auf einer höheren Stufe unmöglich zu machen scheinen, und dabei ein Publikum haben, das nur den geringeren Klassen der Bevölkerung angehört. Denn neben der Oper hat nur noch das französische Theater Anziehungskraft für das turiner Publikum, und die zwei französischen Schauspielergesellschaften, welche hier gewöhnlich zu bestehen pflegen, sammeln jeden Abend in ihren dicht gedrängten Logen die vornehmste und glänzendste Gesellschaft. Die großartigsten einheimischen Schauspieler-Talente, wie Salvini und die Ristori, haben es daher unter diesen Umständen vorgezogen, für ihre Talente in Paris und London eine neue Heimath zu beziehen, statt in Turin im Dunkeln und für wenig Geld, und nur als Rarität für einzelne Kunstfreunde, zu glänzen.

So wird es schwer sein, selbst mit Hülfe der 50,000 Francs, die Cavour in's Mittel zu ziehen gewußt hat, eine gute italienische Nationalbühne in einer Stadt emporzubringen, die durchaus keine wesentlich italienische Stadt ist, und in der das National-Element, man mag sich anstellen wie man will, mehr oder weniger nur die künstliche Maske einer ehrgeizigen Berechnung

ist. Indeß liegt auch in dem Ehrgeiz eine mächtige schöpferische Kraft, die selbst nach Innen wirken kann, und ein schaffendes Genie wie die Ristori, die zugleich vom italienischen Nationalenthusiasmus erglüht ist und mit der dramatischen zugleich die revolutionaire Leidenschaft in ihrem Herzen vereinigt, würde große Dinge möglich machen helfen, wenn man sie aus nationalen Interessen an diese Aufgabe zu fesseln vermöchte. Ernst ist es Herrn Cavour jedenfalls damit, denn sonst würde er nicht in einem Augenblick, wo die sardinischen Staatsschulden sich immer höher aufthürmen, und der Sarde unter seiner Steuerlast fast erliegt, für die Zwecke der dramatischen Kunst allein das Budget um 50,000 Francs jährlich belastet haben. Herr von Cavour kann freilich in diesem Augenblick Alles in Sardinien, und man könnte ihn nicht mit Unrecht den constitutionnellen Dictator nennen, denn wie er jetzt alle Ministerien in seiner Hand vereinigt oder durch seine Hand beherrscht, so hat er sich auch durch die meisterlichen Praktiken, welche heutzutage jeden constitutionnellen Minister zieren, eine Deputirtenkammer zuwege gebracht, die nichts als der getreue Ausdruck seines Willens ist. Die Volksvertreter auf der Piazza Carignano klatschen dem Premier zu Allem, was er

will und thut, täglich ihren gehorsamsten Beifall, und des constitutionnellen Räderwerks ist er deshalb sicher. Aber nichtsdestoweniger kann und wird ihn der erste Windstoß, der die jetzige europäische Situation verändert, umwerfen. —

---

IV.

## Der Hafen von Villafranca und die Russen im Mittelmeer.

Am Ufer des mittelländischen Meeres, kaum eine Viertelmeile nordöstlich von der Stadt Nizza, liegt, amphitheatralisch am Fuße eines Berges ausgebreitet, die kleine Hafenstadt Villafranca, mit einer geringen, vom Fang der Thunfische lebenden Fischer- und Schifferbevölkerung. Aber auch eine Schifffahrtsschule und eine vortreffliche Rhede gediehen bisher an diesem Ort, der überhaupt eine maritime Situation darbietet, auf die ein kundiges Auge nur den Blick zu werfen braucht, um die Absichten Rußlands, welche sich neuerdings auf den Besitz dieses Hafens gerichtet, im Licht einer großen bedeutungsvollen Zukunft aufzufassen. Die ganze Angelegenheit beschreibt eines der merkwürdigsten Blätter der Tagesgeschichte, und liefert

einen neuen Beitrag zu den Charaden, welche die piemontesische Politik, die in ihren Räthseln zum Theil ihre Wichtigkeit sucht, aufgegeben hat.

Es handelt sich dabei um eine plötzliche Entfaltung russischer Bestrebungen in Nord-Italien, die man, wie Alles, was von Rußland kommt, nicht wichtig und geheimnißvoll genug auffassen zu können glaubt, und man meint schon wieder den schicksalsschweren Tritt der russischen Weltherrschaft an diesen südlichen Meeresgestaden hallen zu hören. Soviel ist gewiß, daß Rußland, welches in diesem Augenblick noch die gesundesten historischen Organe in Europa hat, nicht leicht eine Sache ergreift, die unter seinen Händen ganz bedeutungslos bleiben könnte, und so möchte Villafranca, ein bisher nie in Betracht gekommener Meereswinkel, von dem man bei dieser Gelegenheit zuerst gesprochen, immerhin der neue Punkt sein, auf dem die russische Politik jene Organe ansetzen und zu ihren unabänderlich im Auge behaltenen Zwecken gebrauchen will.

Der Hafen von Villafranca, den die sardinische Regierung bisher verkommen ließ, und jetzt auf vorübergehende Zeit und, wie man sagt, unentgeldlich an Rußland abgetreten hat, wird jedenfalls mit den dort begonnenen russischen Anlagen und Bauten nicht mehr lange

der unscheinbare, von der Tagesgeschichte unberührte Punkt bleiben. Alles, was Rußland, der jugendkräftigste und zukunftsvollste Staat, heut berührt, muß unter seinen Händen eine politische Thatsache werden, die bald nach allen Seiten hin ausschlagen wird. Und sollte es sich dabei auch zunächst nur um die Anlage russischer Kohlenmagazine handeln, zu welchem Zweck Graf Cavour nach seinem an die Cabinette gerichteten Rundschreiben*) lediglich den Hafen oder vielmehr das alte Bagno von Villafranca an Rußland abgetreten haben will, so würden diese Kohlenmagazine, und was so leicht dazukommen wird, doch jedenfalls den Anfang einer russischen Station im Mittelmeere bilden, was zu den alten Wünschen des Petersburger Cabinets zählt und in das neue Programm der russischen Politik zu gehören scheint. Rußland würde damit unter seinem jetzigen Czaren aus der einseitigen Schwingung heraustreten, in der es durch das Testament Peters des Großen und das orientalische Projekt der zweiten Katharina an die Politik des schwarzen Meeres gebannt worden. Eine feste Station Rußlands im Mittelmeere würde erst die wahre Ausrun-

*) Vom 19. September 1858.

dung seiner traditionnellen Politik sein und es auf den Höhepunkt führen, von dem aus es die Handelsbeziehungen Europas zugleich mit seinen politischen Interessen beherrschen könnte.

Der Gedanke, einen russischen Hafen im Mittelmeer zu erwerben, ist in Petersburg nicht neu. Er war auch schon in dem providentiellen Geist Katharina's II., welche die Zukunft Rußlands nach allen Seiten hin überschaute, aufgetaucht. Damals war es Frankreich, welches allen seinen Einfluß dagegen aufbot und die Unterhandlungen kreuzte, welche Katharina wegen Ueberlassung von Sechia mit der Republik Genua angeknüpft hatte. Als diese Absicht fehlging, wandte sich die nimmer rastende Czarin an den Hof von Neapel, um an den Küsten dieses Königreichs dasselbe Ziel zu gewinnen, aber von hier sowohl, wie von Turin und Venedig, wurde jede Mitwirkung abgelehnt, welche diesen Zwecken förderlich sein konnte. Denn man erblickte schon damals in einer solchen Position Rußlands nicht blos eine verstärkte Aufstellung gegen die Türkei, sondern einen neuen Ansatz zur russischen Universalherrschaft.

Der Czar Alexander II. nahm jetzt, bald nach seinem Regierungsantritt, diese durchaus russische Idee

wieder auf, und diesmal war es der früher wider=
strebende Hof von Turin, an den nun, bei der gänz=
lich veränderten Weltlage, das Projekt mit der größten
Bequemlichkeit gelehnt werden konnte. Zuerst sollte
ohne Zweifel der Versuch mit dem Hafen La Spezzia
gemacht werden, der an dem gleichnamigen Golf des
Mittelmeeres gelegen ist und den schon Napoleon zu
einem festen Kriegshafen dieses Meeres zu machen
beabsichtigte. Vor zwei Jahren begann Herr von
Cavour plötzlich mit dem Ausbau der Befestigungen
von La Spezzia sich zu beschäftigen, und einen alten
Plan, den er schon lange gehegt haben wollte, nämlich
die Verlegung der sardinischen Marine nach diesem,
in der That großartigen Hafen, wiederaufzunehmen.
Gleichzeitig erfuhr man aber auch, daß Rußland sich
in dem neuen Hafen und in der neuen Festung eine
Station ausbedungen habe, und dieses Abkommen war
in Nizza getroffen worden, in demselben Winter, wo
die Großfürstin Helena von Rußland sich zur Wieder=
herstellung ihrer Gesundheit dort aufgehalten und wo
auch Graf Cavour daselbst im beständigen Verkehr mit
hohen russischen Persönlichkeiten, namentlich mit dem
Großfürsten Konstantin, gesehen wurde. Aber Ruß=
land muß auf Einmal an der Wahl dieses neuen

Standortes irre geworden sein, und die Pläne wandten sich von La Spezzia wieder ab, obwohl hier der größte und sicherste Hafen Italiens mit einer alle Vortheile vereinigenden Küstenlage zu gewinnen war.

Auch der sardinische Premier schien seine Absichten mit dem olivenduftenden Spezzia wieder aufgegeben zu haben. Die Nähe, in der Spezzia an Oesterreich stößt, soll für Sardinien sowohl als für Rußland mancherlei Bedenken hervorgerufen haben, und das an die Stelle tretende Projekt mit Villafranca, das jetzt lebhaft ergriffen und in der diplomatischen Welt förmlich angekündigt wurde, schien sich den Absichten der russischen Regierung auch wegen der Lage dieses Orts nahe der französischen Küste zu empfehlen. Die russisch-französische Allianz wollte bei dieser Gelegenheit zuerst ein praktisches Fühlhorn herausstrecken, und man sagte, daß Napoleon III. selbst diesem neuen Handel nicht nur sein lebhaftestes Interesse geschenkt, sondern auch seine ausdrückliche Sanction ertheilt habe. Es gehörte diese Angelegenheit mit zu den wunderbaren Dingen, die im Spätsommer 1858, als sich Louis Napoleon in Plombières befand und Cavour dort wieder eine seiner geheimnißvollen Visiten abgestattet hatte, in Richtigkeit gebracht wurden. Man suchte die

Sache vor der Oeffentlichkeit so unbefangen wie möglich darzustellen, und Cavour verwies in seinem diplomatischen Rundschreiben sogar auf einen sehr harmlosen Präcedenzfall, indem er an das Kohlenwerft erinnerte, welches die Vereinigten Staaten im Golf von Spezzia gepachtet hätten. Die Engländer aber, die bei der russischen Uebereinkunft mit Sardinien nicht mit ins Geheimniß gezogen worden, fingen bald Zeter zu schreien an über dieses neu aufkeimende „Sebastopol des Mittelmeers," wie die englischen Blätter, vielleicht mit nicht ganz trügerischem Instinct, diesen neu vorgeschobenen Posten Rußlands im mittelländischen Meer bereits zu bezeichnen anfingen. Andere Mächte, wie Oesterreich, trösteten sich einstweilen mit der Unbedeutendheit des Vorfalls, und man war der Meinung, daß Frankreich, bei seiner bekannten Eifersucht auf das mittelländische Meer, und nach dem stolzen Ausspruch: la mer mediterranée sera un lac français, unmöglich so gute Miene zu diesem Spiel gemacht haben würde, wenn mit dem russischen See-Etablissement im Mittelmeer in der That so ernste und auffallende Pläne verbunden würden. Man glaubte auch, daß Herr von Cavour in seinem sanguinischen Temperament, das nicht minder seine gemüthlichen Anwand-

lungen zu haben scheint, den Bestand der neuen Allianz zwischen Frankreich und Rußland schon in einem zu übertriebenen Lichte betrachtet, und es als ein Opfer der jungen Freundschaft, welche die beiden Monarchen plötzlich für einander fühlen, angesehen habe, daß Frankreich neben England noch mit einem dritten Nebenbuhler seinen Einfluß im Mittelmeer theilen wolle. Es wäre aber auch möglich, daß Louis Napoleon, indem er den Handel von Villafranca unterstützte, damit einstweilen nur eine politische Demonstration gegen Oesterreich und Italien bezweckt, denn so durchdacht und tief in sich abgeschlossen auch die heutige napoleonische Kaiserpolitik sein will, so lebt sie doch ebenfalls, wie Alles heut, von der Hand in den Mund, und experimentirt Dinge, die einen großen Zusammenhang zu haben scheinen, aber auch nur Nothbehelfe der eigenen Existenz sind. Auch hat sich die Politik Sardiniens gegen Oesterreich neuerdings fast ausschließlich auf dem Gebiete der Demonstrationen bewegt, und dies ist so weit gegangen, daß Graf Cavour bei der Herausgabe der neulich erschienenen Correspondenz des Grafen Joseph de Maistre vornehmlich betheiligt erscheint. Denn in dieser Correspondenz des berühmten katholischen Politikers, der die Staatsdoctrin

des Katholizismus auf einer großartigen Basis zu begründen strebte, kommen sehr starke Sachen gegen Oesterreich vor, und dies war der eigentliche Beweggrund für den sardinischen Premier, diese Publication zu unterstützen, der er durch seine Verbindungen bedeutende Beiträge zuzuwenden wußte, obwohl der Standpunkt des tiefkatholischen de Maistre, der das Buch vom Papste („du pape“) geschrieben, durchaus nicht der Standpunkt der sardinischen Regierung ist.

Einen geheimnißvollen Hintergrund, der sobald noch nicht klar werden wird, trägt aber die Villafranca-Angelegenheit jedenfalls in sich. Es ist wahr, Sardinien hat einstweilen nichts weiter gethan, als daß es der russischen Regierung einen alten leer stehenden Kohlenschuppen in dem alten verlassenen Bagno geliehen, vielleicht ohne Miethe, aber auch mit dem vortheilhaften Vorbehalt, daß die neuen Hafengebäude und Magazine, welche Rußland in Villafranca errichten wird, der sardinischen Regierung gehören sollen, sobald dies eigenthümliche Vertragsverhältniß erlöschen wird. Und eine Kündigung desselben soll Sardinien zu jeder Zeit freistehen.*) Eine Thatsache ist aber

*) Nach andern Nachrichten wäre dieser Vertrag auf 20 Jahre zwischen Sardinien und Rußland abgeschlossen worden.

bereits, daß bei dem ersten Anschein einer Kriegsverwickelung, die zwischen Frankreich und Oesterreich über Italien auszubrechen drohte, drei Kriegsschiffe sich angeschickt haben, in dem Hafen von Villafranca Station zu nehmen. Dies wäre immerhin ein Symptom, welches die Erwartung unterstützen könnte, daß die europäischen Verwickelungen, so bald sie wieder zum Ausbruch gekommen, eine ganz neue Lage finden würden, in der die Frage zwischen Italien und Oesterreich, in welcher die unvermeidliche Krisis einer neuen europäischen Bewegung steckt, durch eine thatsächliche Stellung Rußlands wesentlich bedingt und unberechnenbar entschieden werden könnte.

Wonach aber Rußland durch die Aneignung des Hafens von Villafranca einstweilen strebt, mag nicht schwer zu erkennen sein. Es kann sich dabei zunächst um einen Entrepôt und Landungsplatz für die russische Handelsflotte eignen, die dadurch in den Stand gesetzt sein würde, die Waaren aus dem Schwarzen Meere, aus Persien und Indien auf dem kürzesten Wege in das Innere von Europa zu führen. Um diesem russischen Landungsplatz die großartigste Ausdehnung zu geben, soll an die Vereinigung der beiden Häfen von Nizza und Villafranca gedacht worden sein,

von denen jeder die ausgezeichnetsten Verhältnisse so-
wohl in der Meereslage als auch in den Beziehungen
zum Innern des Landes darbietet. Daß Rußland
vorzugsweise diesen Punkt, in dem eine große Perspek-
tive liegt, für seine Niederlassung in Italien in's Auge
gefaßt hat, geht auch aus seinen gleichzeitigen Unter-
handlungen mit dem Fürsten von Monaco um Ab-
tretung dieses unmittelbar neben Villafranca gelegenen
Gebiets hervor.

Der Fürst von Monaco, jetzt Karl III., ist zwar
auf seinem kleinen Territorium ein unbändig souveräner
und absoluter Monarch, aber Monaco hat doch ohne
ein gewisses Schutzverhältniß nicht bestehen können, in
dem es von Sardinien, obwohl Monaco sich am Busen
dieser sechsten Großmacht zuweilen sehr wund gedrückt ha-
ben soll, rettend umfangen gehalten wird. Florestan I.,
der im Jahre 1856 verstorbene Fürst, hatte von dem
revolutionnairen Geist des Jahres 1848 empfindlich zu
leiden, und seine Unterthanen, obwohl sie sonst nur
mit Citronen handeln und für kühlende Limonade in
ganz Europa sorgen, hatten doch auch dem Rausch
des Zeitgeistes nicht widerstehen können. Namentlich
war in den beiden Miniatur-Gemeinden Mentone und
Roccabruna der helle Aufruhr wider den Fürsten

erwacht, und der volksfreundliche König Carlo Alberto, ihren Beschwerden die Hand bietend, ließ, mit Zustimmung der Einwohner, diese beiden kleinen Revolutionsstädtchen mit sardinischen Truppen besetzen, woraus eine förmliche Vereinigung dieser Territorien mit Piemont hergeleitet wurde. Aber obwohl Florestan I. durch seinen bei den europäischen Großmächten angebrachten Protest wieder dahin gelangte, alle Glieder seiner Monarchie ungestört um sich zu sammeln, so blieb doch der Aerger über das abtrünnige Mentone und Roccabruna in ihm haften, und ebenso wenig konnte er sich wieder mit seiner Schutzmacht Sardinien, die ihn so schlimm gerettet hatte, einverstehen. Schon Florestan I. entschloß sich daher, sein Fürstenthum, das ihm nicht mehr gefiel, zu verauctioniren. Oesterreich fand sich auch als bereitwilliger Käufer ein, aber Sardinien bestritt dem Fürsten von Monaco das Recht, zu verkaufen, und setzte sein Veto dagegen durch die Cabinette von Paris und London durch. Die sardinische Regierung war darin in ihrem vollkommenen Recht, denn die unbedingte Befugniß, Land und Leute für Geld loszuschlagen, kann einem Fürsten unmöglich zustehen, da auch der kleinste Staat immer noch etwas Anderes ist, als ein Meierhof, den sein Besitzer will-

kürlich veräußern kann. Man darf jedoch billig zweifeln, ob die sardinische Regierung dasselbe Veto jetzt wiederholen wird, wo es sich um die Veräußerung des Fürstenthums Monaco an einen andern Käufer, nämlich an Rußland, handelt. Der jetzige Fürst Karl III. soll die glänzenden Anerbietungen Rußlands bisher abgelehnt haben, aber die Unterhandlungen dauern noch fort, und die sardinische Schutzmacht Monaco's wird jetzt gewiß Alles daran wenden, um Rußland Besitz ergreifen zu lassen von diesem italienischen Fürstenthum und von seinen gegen das Meer gelagerten stolzen Felsenmassen, die sich mit Cactus und Feigen schmücken und auf ihrer Spitze starke, vielleicht einst bedeutsam werdende Befestigungen tragen.

Dieser Küstenstrich des italienischen Meeres hat aber jedenfalls in einem weiten Umfange die Aufmerksamkeit Rußlands auf sich gezogen. Die russische Handels-Gesellschaft, die sich einstweilen in Villafranca niedergelassen, und dort die Vorarbeiten zur Ausführung aller Pläne der russischen Regierung in die Hand genommen, hat freilich bereits das Kind mit dem Bade verschüttet. Denn sie soll um die Genehmigung zum Bau einer Eisenbahn von dem Hafen von Villafranca über den Col di Tenda nach Cuneo

und ins Innere Piemonts angehalten haben, um dadurch für den Absatz der Meeresladungen einen neuen und selbstständigen Handelsweg zu gewinnen, der die ungeheure Productenfülle des Ostens durch Piemont nach der Schweiz und Deutschland hinübertragen könnte. Aber man hat mit Recht gefragt, warum Rußland seine Passagiere und Waaren nicht in Genua einschiffen wolle, das ohnehin seine Bedeutung als Landungsplatz für diese Küste behält? Die von Rußland ersonnene Bahn würde aber auch um deswillen überflüssig sein, weil die piemontesische Regierung gleichzeitig einen Schienenweg von Turin nach der Hafenstadt Savona beschlossen hat, und mithin die neue Bahn in gleicher Richtung nur als ein überflüssiger Nebenläufer erscheinen würde. Alles dies umspinnt die neue russische Station, die zuerst nur Kohlendepôt und Reparaturplatz sein wollte, mit einem mährchenhaften Schleier. Aber im geeigneten Augenblick werden die abenteuerlichen Umrisse jedenfalls zu einem bestimmten Bild sich formen. Wenn es Rußland auch zunächst nur auf die Begründung einer commerciellen Flotte in dem Hafen von Villafranca abgesehen zu haben scheint, so lassen sich doch auch Handelsschiffe bald zu Kriegsfahrzeugen umwandeln, und auch die Herbeiziehung

einer ganzen Kriegsflotte, für deren Aufnahme Villa=
franca hinlänglichen Raum darbietet, würde durch die
Dardanellen und durch die Straße von Gibraltar sehr
leicht ausführbar sein. Der russische Hafen an der
milden mittelländischen Meeresküste würde den Schif=
fen Rußlands, die in den nördlichen Pontushäfen
lagern, und dort im Winter wegen der tobenden Eis=
massen des schwarzen Meeres kaum einen haltbaren
Standort besitzen, das wohlthuendste und nützlichste
Asyl darbieten. Der Hafen von Villafranca ist geeig=
net dazu, um der Ausdehnung der russischen Dampf=
schifffahrt über das Mittelmeer, und allen etwa beab=
sichtigten Unternehmungen in demselben einen aus=
reichenden Stützpunkt zu bieten. Der ungeheuere
industrielle Aufschwung, welchen die Dampfschifffahrt
Rußlands von ihrer Centralwerkstätte in Odessa her
in der letzten Zeit genommen hat, und der in Einem
Lauf aus den Gewässern des Dnieper und Dniester
durch das Schwarze Meer und den Archipelagus bis
zur Westküste Italiens und den Gestaden der Seealpen
hindringt, muß an sich schon das Erstaunen des Tages
fesseln. Die russische Handelsflotte hat aber die Welt=
meere niemals bloß um der Waaren willen befahren,
sondern es hat, wie schon Peter der Große und Katha=

rina II. sie gelehrt, stets auch das politische Eroberungs-princip den russischen Pavillon gebläht. Die Aufstellung in Villafranca sieht einstweilen nur wie ein spielerisches Experiment aus, das mehr einer Laune als einem selbstbewußten Plan gleichen könnte. Die Großmachtspolitik schleudert auch zuweilen auf gut Glück ihre Raketen aus, und läßt dann den Fleck, den sie plötzlich zu beleuchten beliebte, in ein um so tieferes Dunkel zurücksinken. So ist es auch möglich, wenn auch nicht wahrscheinlich, daß aus der russischen Station in Villafranca, über die ein so entsetzlicher Lärmen umgegangen, nichts wird, und man die ganze Angelegenheit wieder auf sich beruhen läßt. Aber die Richtung, in der diese Operation sich angekündigt hat, wird, wenn sie sich jetzt noch nicht auf diesem Punkt fixiren sollte, jedenfalls früher oder später ihr entscheidendes Gewicht behaupten. Die neue Politik des Kaisers Alexander II. wird sich in ihren auswärtigen Schwingungen auf dem Mittelmeer entfalten, und dort neue Weltstellungen entscheiden, an denen alle Nationen Europa's ihre Zustände reformiren werden. Von den inneren Kämpfen der Länder, welche das mittelländische Meer bespült, namentlich von Spanien, Frankreich, Italien, ist kein heilsamer Abschluß mehr

zu erwarten. In den Zuständen, die dort herrschen, hat die revolutionnaire Epoche ihren Rest gesetzt, und die politische und gesellschaftliche Zerrüttung wird sich dort auf keinem organischen Wege mehr bewältigen lassen. Nur eine Nation des Weltkriegs, wie Rußland es ist, kann noch eine heilsame Unterbrechung in diesem innern Marasmus der europäischen Völker hervorrufen, und die neue Wahlstatt des Kampfes wird das Mittelmeer sein, das bei weitem umfassendere Beziehungen und Entscheidungen in sich trägt, als der Pontus Euxinus, an dem die alte traditionelle Politik Rußlands gefesselt blieb.

In diesem Augenblick scheint allerdings das mittelländische Meer bereits der „französische See“ zu sein, zu dem es Frankreich gern und unter jeder Bedingung machen will. Louis Napoleon kommt sich mit dieser Position schon so sicher vor, daß er sich über die Tragweite, die eine Station der Russen im Mittelmeer hat, einstweilen noch zu täuschen scheint, und sich auch von den so stark ausgesprochenen Befürchtungen Englands nicht warnen läßt. Die Engländer sehen in dem Kohlenschuppen von Villafranca das trojanische Pferd, in dem die Russen, wie einst der kluge Ulysses seine Kämpfer, heimlich ihre Macht versteckt, um sie dann

plötzlich loszulassen und in das Innerste von Europa auszuschütten. Aber Louis Napoleon wollte von solchen Besorgnissen nichts wissen, oder er irrte sich in der Berechnung, was auch ihm, dem Meister der politischen Logarithmen, immerhin geschehen kann. Die alle anderen Mächte weit überragende Anzahl der Schiffe, welche Frankreich im Mittelmeer hält, scheinen dem Kaiser eine unabweisbare Bürgschaft für seinen Besitz des französischen Sees zu sein. Frankreich durchläuft bereits mit 230 Dampfern alle Linien des mittelländischen Meeres, auf denen es seine Flaggen nach Italien und Spanien, nach Algier und Tunis führt. Kaum nennenswerth ist dagegen die Zahl der englischen Schiffe auf dem Mittelmeer, denn die Dampfer, welche monatlich zweimal von Southampton auszulaufen pflegen, um sich durch die Straße von Gibraltar nach Malta und Alexandrien zu begeben, sind kaum auf ein Dutzend anzuschlagen. Fast ebenso viele Dampfschiffe nur läßt Sardinien, dessen maritime Entwickelung überhaupt nur noch auf einer sehr untergeordneten Stufe steht, durch das Mittelmeer laufen, und seine Schiffe haben keineswegs den hohen Ruf der Zuverlässigkeit in Bauart und Bemannung, durch den die französischen Schiffe sich zugleich von

dieser Seite her als die herrschenden behauptet haben. Die Dampfer der übrigen Nationen, mit Ausnahme Oesterreichs, kommen auf dem Mittelmeer gar nicht in Betracht, aber Oesterreich besitzt auf diesen Gewässern fast 200 Dampfer, die dem Lloyd und der Dampfschiffahrtsgesellschaft der Donau gehören und in der Zahl mithin nur unbedeutend den Herren des französischen Sees nachstehen. Gegen Oesterreich, das noch eine großartige Zukunft in der Entwickelung seiner Marine hat, würde aber die Niederlassung der Russen in Villafranca einen der ersten Schläge führen. Denn wie man in Piemont schon ganz laut aussprechen hört, beabsichtigen die Russen, bald nach ihrer Einrichtung in dem neuen Hafen, dem österreichischen Lloyd eine Concurrenz auf einer Linie zu machen, welche eine der wichtigsten Verkehrsstraßen für Deutschland, Oesterreich und Italien geworden ist. Es ist dies die Linie nach Nikolajeff, der von Potemkin im Jahre 1789 gegründeten Stadt am Schwarzen Meere, die seitdem einer der blühendsten Handelsplätze Rußlands geworden ist. Die Russen denken mit 80 Dampfern ihre neue Concurrenzlinie zwischen Villafranca und Nikolajeff durch das mittelländische Meer zu bilden, und man sieht bereits russische Agenten in den Meereshäfen und auf

den Rheden umherziehen, um Dampfschiffe anzukaufen oder zu bestellen. Die Vermehrung der russischen Dampfkräfte um 80 Schiffe ist allerdings kein geringer und leicht zu bewerkstelligender Aufschwung, da Rußland in der letzten Zeit auf dem schwarzen Meere nur 17 Dampfer besaß, die, von Odessa auslaufend, die regelmäßigen Verbindungen mit Konstantinopel, Kertsch und Anapa unterhielten. Es müßte aber auch ein neuer Geist in die russische Dampfschiffahrt sich setzen, wenn sie diesen höheren und weitverzweigten Absichten mit Erfolg dienen soll. Denn die Russen sind niemals gute Seeleute gewesen und es scheint dafür das nationale Naturell keineswegs günstig zu sein, wie sehr auch Peter der Große sich bemühte, seinen Russen diese Anlage einzuimpfen, ohne die er die große politische Weltbestimmung Rußlands nicht für erreichbar hielt. Aber auch in der Anwendung des Dampfes zur See sind die Russen zurückgeblieben, und es fehlen ihnen dabei die wesentlichen Fortschritte, welche die Zeit in den Wissenschaften der Mathematik und Mechanik gemacht hat. Sie werden aber dieselben in ihrer neuen Aera, die auf dem Mittelmeer anheben will, um so leichter nachholen können, als die russische Dampfschiffahrt jetzt ohne Zweifel dazu

schreiten wird, auch fremde Ingenieurs in ihren Dienst zu nehmen, was bei der Dampfschiffahrt auf dem Pontus bisher ganz und gar ausgeschlossen war.

Wenn man dem Hafen von Villafranca, trotz aller gegentheiligen Betheuerungen der sardinischen Regierung, schon jetzt eine solche Perspective giebt, so begreift sich allerdings der ungeheure Lärmen, den diese bisher noch so unscheinbare Angelegenheit anrichten konnte. Die Sache wird aber ohne Zweifel zu einer europäischen Frage heranwachsen, sobald die Entfaltung der Russen in Villafranca so weitausgreifend geworden ist, daß man den Rechtspunkt ihrer Niederlassung in dem piemontesischen Hafen näher zu untersuchen haben wird. Denn sobald von einer förmlichen Abtretung von Villafranca an Rußland die Rede sein kann, wird es jedenfalls England sein, das seinen Protest dagegen an die große Glocke schlagen wird. Denn man scheint in England namentlich der Meinung, daß das Souverainetätsrecht in Europa nimmermehr so weit führen dürfe, um die Veräußerung irgend eines Gebietstheils an eine fremde Macht zu rechtfertigen. Vielleicht hat man, um diesem Einwand zu begegnen, auch die Mähr verbreitet, daß die Abtretung von Villafranca an Rußland ohne Geld und

nur vorübergehend geschehen sei, während die englische Presse mit ganz bestimmten Angaben hervortritt, und von einem fixen Pachtzins von 4 Millionen Francs jährlich spricht, wofür Rußland auf zweiundzwanzig Jahre diese prächtige Seestation sich gemiethet habe. Es sind dadurch die früher sehr lebhaften Sympathieen zwischen England und Piemont, welche auf die Wahlverwandtschaft des constitutionnellen Princips sich stützten, so stark beschädigt worden, daß dies Mißverhältniß ohne Zweifel nur zu Gunsten Oesterreichs bei jeder kriegerischen Situation in die Waagschaalen fallen kann. Zugleich jammern die Engländer, daß die Sache der constitutionnellen italienischen Freiheit unter der verderblichen Berührung mit den Rathschlägen von St. Petersburg grausamen Schaden leiden werde. Den Engländern mag man den Irrthum nachsehen, daß sie in dem Constitutionnalismus noch immer ein schöpferisches Princip für die Freiheit aller Völker erblicken und denselben für die eigentliche Propaganda der modernen Freiheit und Staatsentwickelung halten.

Was Sardinien anbetrifft, so benutzt es Villafranca entweder nur als russische Karbatsche, um damit Oesterreich empfindlich zu treffen, oder es be-

darf in der That jener russischen Rubel, um seinen zerrütteten Finanzen einige Stärkung zuzuführen. Es würde dies aber nur, wie auch die neuesten Anleihen, der Tropfen auf einen heißen Stein sein, denn wenn Piemont fortfährt, in der begonnenen Weise kriegerische Demonstrationspolitik gegen Oesterreich zu treiben, und sich zu einer durchaus nicht in seiner Natur liegenden Größe in Europa aufzublasen, so wird es bald an einer innersten Erschöpfung darniederliegen, die durch immer neue Steuern und Auflagen schwerlich mehr geheilt werden kann. Die Anstrengungen, welche man in Sardinien macht, um sich zu einer Kriegsgewalt ersten Ranges emporzugipfeln, sprechen in der That für eine ungewöhnliche nationale Energie, aber es kann dadurch die Unzufriedenheit nicht gebannt werden, welche unter der Bevölkerung über die Vernachlässigung aller materiellen Interessen des Landes herrscht.

In diesem Augenblick sind es auch die Arbeiten an den Festungswerken von Alessandria, welche mit großer Thätigkeit wieder aufgenommen worden sind und kostspielige Opfer erfordern. Schon unter Carlo Alberto beschäftigte man sich hier damit, das verschanzte Lager, welches einst Napoleon I. in dieser

herrlichen Ebene schuf, und das im Jahre 1815 von den Oesterreichern zerstört worden, wieder herzustellen, und jetzt hat man nicht nur dies Werk vollendet, sondern auch die neuen Festungs-Anlagen, für welche bekanntlich ganz Italien hundert Kanonen liefert, in den gewaltigsten Stand gesetzt. Nicht minder sind die Festungsbauten in Casale, wo es sich um gänzliche Wiedererneuerung der Festungswerke handelt, die einst zu den stärksten des Mittelalters gehörten, mit dem größten Eifer in Angriff genommen worden.

Man hat jedoch von kriegskundiger Seite her erst neuerdings bemerkt *), daß die Festung Alessandria, deren Wichtigkeit zur Deckung verschiedener Päße von Frankreich nach Italien zuerst von Napoleon I. erkannt worden, ein zu großer Platz für die kleine Armee der Piemontesen sei, um von derselben hinlänglich besetzt und gehalten werden zu können. Die Piemontesen haben sich zwar in ihrer künstlich erhitzten Phantasie oft selbst vorgeschwindelt, daß sie, sobald sie nur wollten, auch über eine Heeresstärke von 100,000 Mann würden verfügen können. Der ge-

*) Ferdinand Pinelli in seiner kürzlich erschienenen Brochüre: „Considérations sur la probabilité d'une guerre entre le Piémont et l'Autriche."

sammte Kriegsstand der sardinischen Armee würde jedoch nur bei äußerster Anstrengung zu einer Stärke von 60,000 Mann emporgebracht werden, da sie im gewöhnlichen Zustande nur etwa 30,000 Mann mit ungefähr 6000 Reitern und 80 Geschützen aufstellt.

Die Ausbildung des piemontesischen Heerwesens hat in der letzten Zeit immer bedeutendere Opfer verlangt, da man dabei vornehmlich dem französischen Muster gefolgt ist, und bloß um diesem ausschließlich sich anzupassen, kostspielige Veränderungen vorgenommen hat. Auch die sardinische Marine, die jetzt nur erst 40 Kriegsfahrzeuge mit 900 Kanonen und gegen 3000 Mann Flottenpersonal zählt, wird zu einer stärkeren Entwickelung geführt werden müssen, wenn das Ideal der kriegerischen Großmacht, zu dem Piemont mit überstürzter Eile unterwegs ist, und die Befreier-Rolle Italiens nur einigermaßen annähernd erreicht werden sollen. Es glaubt aber kaum Jemand anders, als Piemont selbst, daß Italien jemals durch die bloße Militair- und Seemacht Sardiniens frei werden könne. Bei dem König Victor Emanuel und seinem Rathgeber und Leiter Cavour steigert sich aber der finanzielle Leichtsinn zugleich mit dem kriegsschnaubenden Enthusiasmus. Man sieht sich freilich bereits

getrieben, an den Verkauf der piemontesischen Eisenbahnen zu denken, und die Bahn von Genua soll bereits einer Gesellschaft, an deren Spitze Rothschild in Paris steht, angeboten worden sein. —

Als wir in Villafranca anlangten, umfing uns am Hafendamm ein lebendiges und höchst eigenthümliches Gewühl, das uns plötzlich in eine ganz moskowitische Welt versetzte und unser Erstaunen ebenso sehr wie unsere Neugierde fesselte. Es wimmelte von Russen, Franzosen und Italienern, die zum Theil in Handelsgeschäften miteinander begriffen schienen, oder man saß im fröhlichen Geschwätz vor den neuen Café's und Restaurants, die am Strande im französischen Stil seit einiger Zeit errichtet waren. Aber russische Namen und Aushängeschilder hingen über diesen Etablissements, und erinnerten uns mit ihren grotesken Lettern daran, daß Rußland hier bereits seinen Sitz aufgeschlagen habe, und sich an dieser italienischen Küste wie auf seinem eigenen Grund und Boden behäbig niederzulassen anfange. In einem dieser Etablissements befanden wir uns im „Café Kronstadt," und hatten von dort aus eine erfreuende Aussicht über den geräumigen wohlgeschützten Hafen, der für eine große Anzahl von Schiffen einen bequemen und

günstigen Platz darzubieten schien. Unter den Schiffen, welche bereits dort vor Anker lagen, waren das russische Linienschiff Retwissan und die Fregatte Gromoboi durch ihre prächtige und eigenthümliche Bauart der Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit, und die Fremden aus Nizza, elegante Herren und Damen, die stündlich in großen Zügen in Villafranca anlangten, ließen sich neugierig zu diesen Schiffen übersetzen, um sie in der Nähe und im Innern zu betrachten, und die Anwesenheit Rußlands in dem vielbesprochenen italienischen Hafen dadurch mit eigenen Augen bestätigt zu sehen. Die Russen zeigen sich so betriebsam und thätig bei der Besitzergreifung des Platzes, wie man es nur von ihnen erwarten konnte. Die russischen Ingenieurs stellten mit wichtigem Eifer Vermessungen an der Küste an, und es schien sich zunächst um die Erbauung eines Molo gegenüber der Darsena und um ein Reservoir für die der Ausbesserung bedürftigen Schiffe zu handeln. Auch an eine Befestigung des Hafens von Villafranca wird bereits gedacht, und es werden die Arbeiten daran nach der Bestimmung aufgenommen, welche der Großfürst Konstantin, als er sich zuletzt in Begleitung des piemontesischen Geniemajors Rochi in Villafranca befand, selbst ertheilt

haben soll. Danach werden die Russen auch die Halbinsel Santo Ospizio, die schon längst ein Fort von Villafranca war, und im Mittelalter den Sarazenen zur Station diente, und Montalbano, eine schon wohlbegründete Festung am Meere, von der herrlichsten Lage und in unmittelbarster Nähe von Villafranca, in die Linie der festen Werke hereinziehen, mit denen sie ihre Niederlassung an dieser Küste umgürten und zu Schutz und Trutz sichern wollen. Die Angelegenheit in Villafranca ist daher bereits über das Stadium des Kohlenwerfts weit hinweggeschlüpft.

---

## V.

## In Genua.

Man glaubt nicht mehr in dem Reich des Königs von Sardinien zu sein, wenn man am Fuße des Apennin in das von den Bergen und dem Meer gebildete Amphitheater eintritt, in welchem das hohe Genua, zur Zeit seines Glanzes das stolze genannt, sich hinlagert. Die Vereinigung Genua's mit Piemont, welche der Wiener Congreß aussprach, ist bis auf den heutigen Tag nur eine äußerliche geblieben, und die Charaktere der beiden Landschaften stoßen sich fortdauernd mit der größten Hartnäckigkeit ab, und wollen sich ebenso wenig zu einer Mischung bringen lassen, wie die Sitten und Interessen, die durchaus verschiedenartig auseinandergehen.

Seinen alten Namen, Genova la Superba, erwirbt sich Genua noch heut, wenn man von der

Meeresseite aus zu ihm hinaufschaut, wo es sich mit seinen glänzenden Häuser-Terrassen, mit seinen bemalten Mauern und weißstrahlenden Dächern, mit seinen unzähligen Palästen, Castellen, Kirchen und Klöstern, mit seinen blühenden Gärten und duftigen Bergfernen, in einer steil aufwärtsgehenden Stufen-Reihe, zu einem wunderbaren Bilde ausbreitet. Wenn man das Innere der Stadt durchwandert, zersetzt sich uns dieses großartige Panorama in seine Einzelnheiten, die man von dem Verfall der Gegenwart mannigfach bedingt sieht und die es an allen Straßen-Ecken aussprechen, daß Genua, die einstige Beherrscherin des mittelländischen Meeres, der Mittelpunct und das Foyer des Welthandels, an den Wunden, welche ihm die Zeit geschlagen, lebensgefährlich darniederliegt und sich aus seinem Sturz schwerlich wieder zu seiner ehemaligen Bedeutung erheben wird.

Diese merkwürdige, in ihrem Innern so still und traurig gewordene Stadt ist sich aber ihrer stolzen Größe und ihrer hohen Unabhängigkeit von ehemals bewußt geblieben. Der Adel träumt in seinen Prachtpalästen von der Wiederherstellung der aristokratischen Republik alter Zeit, in der sein Rang und sein Glanz sprüchwörtlich bei allen Völkern war, und in der er

es nicht verschmähte, seine Reichthümer in den Handel der Nationen abfließen zu lassen und mit ungeheurem Gewinn darin zu verwerthen. Nur höchst selten, und mit wenigen Ausnahmen, sieht man den genuesischen Adel am Hofe zu Turin erscheinen, von dem er sich aus Abneigung gegen die piemontesische Herrschaft, aus altem Nationalhaß zwischen dem Hause Savoyen und der genuesischen Republik, und aus dem unbeugsamen Stolz ihrer alten großmächtigen Geschlechter noch immer fern hält. Unter dem Volke aber besteht zwischen den Genuesen und den Piemontesen der gegenseitige Widerwille, der sich in kleinen und großen Dingen bei jeder Berührung Luft macht und sich nie ausgleichen zu wollen scheint.

Der Genuese ist ernst, einsylbig, und für alle Dinge, die nicht den Handel und seine Geschäfte betreffen, verschlossen und unzugänglich. Der genuesische Dialekt, der etwas Kurzes und Schnelles, auch zuweilen Hartabgebrochenes hat, entspricht diesem streng kaufmännischen Charakter auf die angemessenste Art. Es drückt sich darin der stets geschäftemachende, handelseifrige Kaufmann aus, der zu einer behaglich ausgesponnenen Redeweise die Zeit nicht hat und jede Minute benutzen muß, um hier und dort seinen Vor-

theil wahrzunehmen. Mit diesem ängstlichen kaufmännischen Geist, der in der ganzen Bevölkerung sich ausdrückt, und der selbst bei Frauen und Kindern schon auf eine eigenthümliche Weise hervortritt, verbindet sich bei ihm Sparsamkeit und Geiz, und ein haushälterisches Wesen, die ein sprüchwörtlich gewordener Zug des genuesischen Charakters sind. In Piemont wird daher der Genuese seiner Gewinnsucht wegen nicht anders als mit dem Namen eines Juden belegt und ein in ganz Italien verbreitetes Sprüchwort sagt sogar mit Uebertreibung: „In Genua vermag kein Jude zu existiren!"

So haben diese Genuesen, welche einst die Banquiers von ganz Europa waren, und deren Banken, namentlich die berühmte von St. Georg, allen europäischen Regierungen Geld liehen, sich auch in der schlimmen Zeit noch den Ruhm der geschicktesten Geldmacher bewahrt, obwohl die Umstände, denen sie jetzt unterworfen sind, ihre Thätigkeit, Gewandtheit und Schlauheit bedeutend in Schranken halten. Der genuesische Kaufmannsstand beklagt sich allgemein und laut über die Höhe der Abgaben, denen er seit der sardinischen Herrschaft unterworfen worden ist, und durch welche Arbeit und Verkehr ungemein beeinträch-

tigt werden sollen. Es vermehrt dies die gedrückte Stimmung, welche ohnehin in gesellschaftlicher Hinsicht in Genua einheimisch ist. Denn wenn hier niemals Lustbarkeiten und Vergnügungen sonderlich gedeihen und es nicht Mode ist, sich einzuladen oder auch dem bestempfohlenen Fremden eine Gesellschaft zu geben, so konnte dies früher bloß der strengen Oekonomie zugeschrieben werden, welche sich die geizigen Genuesen einmal zur Lebensregel gemacht haben. Aber jetzt wirkt auch die allgemeine Erschütterung des Wohlstandes mit, von der Genua unter der sardinischen Regierung sich mehr und mehr betroffen fühlt, und das Leben ist dadurch knapp und genußlos, wie kaum anderswo in Italien, geworden. Von der breiten, behäbigen, volksfrischen Lebens- und Genußlust, wie sie in andern großen Handelsstädten an der Tagesordnung ist, wird man in Genua nicht leicht etwas wahrnehmen, obwohl hier und da Versuche zu einem lebendigeren Aufschwung gemacht werden.

Die vielen prachtvollen Paläste, die uns in den aristokratischen Straßen von Genua, namentlich in der Strada Nuova, Strada Nuovissima, Piazza delle Fontane Amorose und Strada Balbi umgeben, dienen nur dem Glanz der Vergangenheit, obwohl die mehr-

fach verbreitete Annahme, daß diese Schlösser der genuesischen Aristokratie meist im Verfall ihrer Herrlichkeit dalägen, und zum größten Theil an Gewerbtreibende und armes Lumpenvolk vermiethet ständen, nur in wenigen Fällen begründet ist. Diese Paläste sind zum großen Theil noch von den heutigen Erben dieser stolzen Geschlechter bewohnt, die auch jetzt noch zu den reichsten und begütertsten Familien Genua's gehören. Manche dieser Herren wohnen nur im Winter auf einige Monate hier, wie z. B. der Marchese Brignole, der längere Zeit hindurch sardinischer Gesandter in Paris war und sich dort eine heimische Einrichtung geschaffen hat. In seinem großartigen Palais auf der Strada Nuova, das wegen seiner tiefdunkelrothen Farbe gewöhnlich Palazzo Rosso genannt wird, hält er sich nur einige Wintermonate hindurch auf, und dies mag Ursache sein, daß die innere Einrichtung seines Palastes sehr vernachlässigt worden ist. Aber es besteht in demselben noch die herrliche Gemälde-Sammlung, welche sehr ausgezeichnete Bilder von Van Dyk, Albrecht Dürer, Tizian, Paolo Veronese und vielen anderen großen Malern, aufzuweisen hat. Namentlich hat Van Dyk den Marchese A. G. Brignole, einen Mann in schwarzer spa-

nischer Tracht, in einem wunderbar schönen Bildniß zu Roß hingestellt, worin man ebenso sehr den stattlichen, feinen, mit graciöser Hand sein wildes Pferd bändigenden Aristokraten, als den so schöpferisch portraitirenden Maler, bewundern muß. Gegenüber von dem Palazzo Rosso liegt das neue Glanz-Café della Concordia, (ein Theil des ehemaligen Palastes Brignole-Sala,) das erst vor einigen Jahren hier entstanden, und einem fürstlichen Boudoir an Pracht und Zierlichkeit gleicht, obwohl der feierlichen Stille nach, die meistentheils in demselben herrscht, man zugleich in einer prunkvoll erbauten Einsiedelei sich zu befinden glaubt.

In derselben Straße bewundern wir den Palast Parodi, der früher Palazzo Lercari Imperiale hieß, und seiner aristokratischen Natur insofern etwas entfremdet worden ist, als sich jetzt in seinem ersten Stockwerk das Casino befindet, welches aber vorzugsweise für die höheren Stände Genua's bestimmt ist, und im Winter einigen großen Festen dient, die in diesen Sälen gegeben werden. In der Strada Nuova liegt auch der Palazzo Serra, der wegen des ungeheuren Aufwandes, mit dem er ausgeschmückt ist, auch der Sonnenpalast genannt wird. Er hat sich diesen

Prachtnamen besonders durch einen Saal verdient, der fast ganz mit Lapis Lazuli und Gold ausgelegt ist, und dessen Wände vom Fußboden bis zum Plafond mit Spiegeln bedeckt sind, welche alle Herrlichkeiten des Saales vervielfachen und wie in einer ganzen Reihe dahinter liegender Gemächer wiedergeben. Die Decke stellt in einem prächtig ausgeführten Gemälde den Sieg eines genuesischen Helden aus der Familie Serra über die Türken dar.

Unmittelbar hinter diesen Straßen erheben sich im nördlichen Theil der Stadt, wo sich jetzt die fashionableste Gegend von Genua ausbilden zu wollen scheint, besonders in der Via Cassana und in der Via Assanotti, die schönsten Neubauten, mit großen, mächtig in die Höhe steigenden Häusern, welche sich die neue Aristokratie im glänzendsten modernen Stil aufführen läßt. Wenn wir uns aber an der hier liegenden Piazza Acqua verde vorbeibegeben, gelangen wir zu dem alten hochberühmten Palast des großen Andrea Doria, welchen sich dieser gewaltige Groß-Admiral des Mittelmeeres als Ruhestätte für sein Alter, und nachdem er, wie die Inschrift besagt, durch viele Arbeiten müde geworden, hier, am Rande des Meeres, erbauen ließ. Dieser Palast, der sich über den Terrassen eines bis

zum Meere hinuntergehenden Gartens erhebt, und bis zu dem hinter ihm liegenden Berge von San Rocco sich hinüberlehnt, macht, ungeachtet seiner noch frischen Marmorpracht, den Eindruck der Verlassenheit, denn in seinen gänzlich leeren Gemächern ist es öde und still, Niemand wohnt darin, und selbst die Möbel sind seit einiger Zeit aus diesen durch Stuccaturen und Fresken noch immer herrlich geschmückten Zimmern hinweggenommen worden.

Die eigentlichen Erben der Doria's, die Fürsten Doria Pamphili, haben seit Jahrhunderten schon in Rom in ihrem dortigen Palast ihren Wohnsitz aufgeschlagen, und nur ein Doria, welcher in Turin lebt, hatte früher hin und wieder in dem alten Doria-Palast in Genua gewohnt, was aber auch in den letzten Jahren aufgegeben worden ist. Dann wohnten seit dem Jahre 1849 bis vor Kurzem emigrirte Lombarden hier, namentlich der Graf Tuffetti, Anese und der Marchese Dada, die hier angenehme Appartements, mit der entzückenden und tröstlichen Aussicht nach dem Meere, ohne Zweifel für Zahlung einer Miethe gefunden hatten. Der Castellan, welcher uns im Schlosse umherführte, erzählte uns, daß man diese Zimmer auch jetzt wieder miethen könne. Die Bestimmung des alten Palastes

schien sich also verschlechtert zu haben, und um so mehr mußten wir es bewundern, daß der Fürst Doria Pamphili in Rom noch neuerdings etwas an diesen Palast gewandt hat, indem er die in demselben befindlichen Fresken, die von mehreren Schülern Rafael's herrühren sollen, vor Kurzem durch einige römische Künstler restauriren ließ, was denselben auch in der That einen neuen Glanz verliehen hat. Von den Möbeln ist in diesem Palast nichts zurückgeblieben, als der goldene Stuhl Karls V., auf dem einst dieser Kaiser, dessen Admiral Andrea Doria gewesen, gesessen. Carl V. war ein Freund des alten Seehelden, der auf seinen Kreuzzügen gegen Türken und Mauren so tapfer gestanden, und der Kaiser schenkte ihm zum Zeichen seiner innigen Freundschaft auch seinen Lieblingshund Rondan, dessen Marmordenkmal noch heut in dem Garten des Palazzo Doria am Meere steht. Spuren ehemaligen Lebens im Schlosse verräth jetzt außerdem nur noch ein schönes, ausdrucksvolles Portrait Napoleon's, welches über der Thür des grünen Zimmers hängt, in welchem der große Empereur einst gewohnt hat.

Andrea Doria, der auch als genuesischer Admiral den Oberbefehl über die Galeeren seines Vaterlandes

führte, zählte ohne Zweifel zu den größten Staatsmännern und Helden, die sein Jahrhundert aufzuweisen gehabt. In seinen beständigen Kämpfen mit den Franzosen und Spaniern entfaltete er ein Waffenglück ohne Gleichen, das er nie für seinen persönlichen Vortheil, sondern immer nur für die Republik Genua zu ihrer Weltgröße benutzen wollte. Die Verschwörung des Fiesko, welche durch Schiller's Jugendtragödie einst den poetischen Enthusiasmus der Deutschen so glühend beschäftigte, hatte sich gegen den übermüthigen Gianettino Doria, welchen Andrea zu seinem Stellvertreter ernannt, gerichtet, und wollte die Vernichtung aller Doria's bezwecken. Es waren die in ganz Italien sich gegenüberstehenden Parteien der Guelfen und Ghibellinen, welche in der aristokratischen Republik Genua schon seit langer Zeit in den Geschlechtern der Doria und Fieschi miteinander gekämpft hatten. Aber Andrea Doria und sein Geschlecht überlebten diesen Schlag mit unverkümmertem Ansehn, während von Fiesco's Palast in Genua heut keine sichere Spur mehr ist, und auf seinen Trümmern wahrscheinlich jetzt Santa Maria di Carignano steht, jene der heiligen Jungfrau geweihte Kirche, welche hochoben auf ihrer Bergeshöhe das Amphitheater von Genua in wunderbarer Lage krönt.

Andrea Doria steht jedoch noch heut in seinem Garten am Meere, in dem er einst lustwandelte und ruhte, aber von Marmor ausgehauen, und in einer ganz prachtvollen mythologischen Figuration, denn der Neptun, mit dem meerbeherrschenden Dreizack, welcher dort über dem gewaltigen, mit Adlern und Delphinen gezierten Marmorbassin sich erhebt, ist Niemand anders, als Herr Andrea Doria selbst, der sein eignes würdiges Portrait in dem alten Herrscher des Meeres darstellen ließ. Er hat darin ein Selbstbewußtsein gezeigt, das ihm zugleich als eine zu große Bescheidenheit ausgelegt werden konnte, und dies mag er nachträglich selbst gefühlt haben, denn als er sich zum zweiten Male ausmeißeln ließ, wählte er nicht mehr den windigen Wasser-Gott, sondern den allherrschenden Götter-Vater Jupiter selbst, wie er in kolossaler Gestalt, von der Tracht des Kriegers umflossen, dort von der Felsenhöhe, welche unmittelbar an dem Palast emporspringt, zu uns herüberschaut. Dieser gewaltig thronende Gott ist abermals Andrea Doria selbst, und mit kühner Haltung beherrscht er die Herrlichkeit der ganzen Gegend, die sich hier mit Meer und Land zu seinen Füßen schmiegt. So erhaben konnte einem genuesischen Aristokraten damals zu Muthe sein, daß er ohne die geringsten

geistlichen Bedenken mit Hülfe des so gern zu Götter-Formen sich ausstreckenden Marmors, sich unter jene olympischen Hochgestalten, und an die Spitze derselben, versetzen ließ. Es war der schwindelndste Gipfel, zu dem sich die Aristokratie Genua's, die hier überhaupt Alles und Jedes geschaffen hat, erheben konnte.

Neuerdings hat aber die moderne Zeit ihre scharfe Pflugschaar, die Alles nützlich machen will, auch durch dies aristokratische, von olympischen Götterträumen umspielte Gebiet der Doria's gezogen. Die Piazza Doria ist jetzt durch den Eisenbahnweg, welchen man mitten hindurchgezogen, gespalten und dadurch auch der Garten in zwei Theile getrennt worden. Sonst war es ein altes Recht dieser Familie, die Piazza Doria selbst gegen den öffentlichen Verkehr abzusperren, und, sobald sie wollte, den Frieden des aristokratischen Besitzthums vor der ganzen Stadt zu wahren. Heute legt der benachbarte Eisenbahnhof auf der Piazza dell Acqua verde, obwohl er in diesem Augenblick noch ein armseliger Holzschuppen ist, ganz rücksichtslos seine blanken Schienen über das Reich des Andrea Doria hinweg, und der unaufhaltsame Dampf, der triumphirend an dem alten Palast vorüberzieht, bespeit den Neptun mit seinem meerbeherr-

schenden Dreizack nicht minder als den hochthronenden Jupiter dort oben, und versucht, den Marmor beider zu schwärzen, obwohl sie Götter, und, was noch vielmehr sagen will, Portraits des großen Andrea Doria sind.

Von dieser Stelle aus erblickt man auch den Palast der Pallavicini, der auf der Strada Carlo Felice liegt und durch seine Gemälde-Sammlung, in der einige gute Bilder von Van Dyck, Rubens, Franceschini, Luca Giordano und andern Meistern stehen, einige Anziehungskraft hat. Auch dieser Palast, an dem Orangenbäume und Cypressen stehen, und der in seiner Pracht noch keineswegs verfallen zu nennen ist, steht zu vermiethen, wie der Palazzo Andrea Doria. Der jetzige Besitzer, der Marchese Pallavicini, scheint diesen Miethszins nicht zu verschmähen, obwohl er einer der reichsten Cavaliere ist und große Besitzungen in Spanien ihm gehören. Auf einer andern Seite der Stadt läßt er sich jetzt eine Villa erbauen, deren Kosten auf einige Millionen Francs veranschlagt werden.

Zu den verfallenen Palästen Genua's kann man aber unbedingt den Palazzo Sauli zählen, einst wegen seiner herrlichen Architektur, die von Galeazzo Alessi herrührt, als eines der prächtigsten Bauwerke Italiens bewundert. In der Gegend der Porta del Arco, wo man

nach den beiden schönen Vorstädten von Genua, St. Martino d'Albano und St. Francesco d'Albano, die mit schwebenden Gärten und mit den herrlichsten Villen prangen, hinausfährt, liegt dieser von seinem Schicksal ereilte Palast. Er, der vielberühmte, hat den Tribut an die Zeit jetzt so stark bezahlen müssen, daß man angefangen hat, an seine inneren Räume die umändernde Hand zu legen und ihn zu kleinen Miethswohnungen einzurichten. Denn der Riese, der sich nicht mehr auf aristokratischem Fuß halten kann, soll sich noch in seinen alten schwachen Tagen sein Brot verdienen an dem Proletariat, das er nun für einige Francs in seinem Schatten schlafen lassen wird. Ein Zimmer dieses Palastes enthielt noch die wunderbar schönen Fresken von Pierino del Vaga, die wir aber bei unserm diesmaligen Besuch nicht wiederfanden, und wir erfuhren, daß es dem bekannten Advocaten Antonio Costa (der zugleich Mitglied der sardinischen Deputirtenkammer ist) gelungen sei, eine sehr sinnreiche und kunstvolle Manier ausfindig zu machen, wodurch diese Fresken von römischen Künstlern auf Tafeln übertragen worden sind.

Eine ähnliche Anschauung, wie verschiedene Zeiten auf dem Grund und Boden eines großmächtigen Palastes

miteinander ringen und sich tägliche Schlachten liefern, bietet der ehemalige Dogenpalast in der Stadt, der Palazzo Ducale, dar. Hier, wo einst die Dogen Genua's residirten, erklingen oben in dem alten, großartigen Dogen-Saal die modernen Tanzmusiken von Strauß, wenn die Stadt hier ihre Bankette und Bälle giebt, oder es versammeln sich unter seinen hohen Marmorsäulen die Conscribirten, wenn sie zu den Fahnen des Königs von Sardinien gerufen werden. Unten im Hause ist die moderne Polizei eingezogen, die hier ihre Bureaux und Beamten niedergesetzt hat und uns zur Legitimirung mit unseren Pässen, ungeachtet aller neusardinischen Freiheiten, bereits vorforderte.

Wir betraten den Dogen-Saal mit der feierlichen Empfindung, welche die hier wohnenden historischen Erinnerungen unwillkürlich in uns hervorrufen mußten. Der erste Doge von Genua war Simon Boccanegra, dessen Bild uns dort von den hohen Wänden herab grüßt. Aber die Genueser waren seit Anbeginn ihrer Entwickelung schwer zu regieren. Ein so kühnes und verschlagenes, trotziges Volk, das einst schon im Begriff gewesen, den Welthandel ausschließlich an seine Flaggen zu fesseln, und das sich im dreizehnten Jahr-

hundert schon fast zum Herrn aller Handelswege des Schwarzen Meeres gemacht hatte, war nicht leicht in einem ruhigen Staatsorganismus festzuhalten, und wurde daher unaufhörlich als ein Spielball seiner Parteien, besonders der Aristokraten, hin und her geworfen. Die großen Männer Genua's standen einst in Marmorstatuen an den Wänden dieses großen Saales im Palazzo Ducale umher. Aber die Schreckensmänner der Ligurischen Republik, die im Jahre 1797 durch den Vertrag mit Napoleon als französischer Ableger aus Genua zurechtgemacht worden war, warfen diese Standbilder um und zerhämmerten sie, um mit ihnen die Feier des Ruhms und der Vorzüge zu stürzen. Die Gegenwart hat diesen Schimpf, welcher dem aristokratischen Element angethan wurde, noch nicht wieder gerächt, sondern eher aufrecht erhalten, denn man erblickt noch heut an den Wänden die abenteuerlichen Strohfiguren, durch welche man, aus Rücksicht auf die architektonische Schönheit des Saals, die leer gewordenen Plätze jener Statuen wieder ausfüllte. Es geschah dies, als für Napoleon ein großer Festball in diesem Saal gegeben wurde, und zur Erhöhung dieser Feierlichkeit machte man Strohpuppen zurecht, welche alle Wissenschaften und Tugenden, die es nur

irgend in der Welt giebt, allegorisch zu repräsentiren hatten. Es war leichter, an diesen biedern Allegorieen vorüberzutanzen, als an den Größen des alten freien Genua, deren Namen und Erinnerungen doch so viel Gefährliches und Bedenkliches für neue Gewaltmacher darbieten mußten. Die französische Revolution hatte der Unabhängigkeit Genua's den eigentlichen Todesstoß versetzt, und das französisch entartete Genua, das damals verrätherisch und zweideutig von den andern Italienern gescholten werden konnte, wurde zugleich das Untergestell, auf dem die Armeen Frankreichs sich bis in das Herz Italiens vorschieben konnten; aber Genua speiste mit seinem Gut und Blut, mit seinem Wohlstand und seiner Ehre die zur Unterjochung Italiens ausgerückten Soldaten Napoleons. Zuletzt, nachdem es Alles für Napoleon geduldet, mußte es noch seinen eigenen Dogen und seine Senatoren nach Paris senden, um bei Napoleon, dem neuen Kaiser der Franzosen, die besondere Gnade zu erbetteln, daß die Ligurische Republik in das Kaiserthum Frankreich einverleibt werden dürfe. Es war dies das Vorspiel der Beglückungen, wie sie Italien zu keiner Zeit anders von dem napoleonischen Frankreich zu erwarten haben kann. —

Wenn die Republkik Genua in alten und neueren Zeiten Manches gesündigt und im Uebermuth ihrer Aristokraten und Patrizier sich vergangen hat, so hat die unabwendbare Zuchtruthe der Geschichte sie dafür oft hart genug getroffen. Der genuesische Stolz war freilich, als das Unerträglichste, was man sich denken konnte, in der ganzen Welt sprüchwörtlich geworden, und der Aristokratie war ein Spielraum vergönnt, wie sie denselben kaum in irgend einer anderen Staatsgesellschaft je zu erringen vermochte. Aber die Aristokratie hat auch die schöpferische Kraft, die ihr nicht abzusprechen ist, kaum anderswo so bedeutend und zusammenhängend entwickelt, als in Genua. Hier ist Alles Werk der Aristokraten und ursprüngliches Eigenthum derselben, was nur irgend an großen öffentlichen Gebäuden, an hervorragenden Instituten und Einrichtungen besteht, und selbst mehrere Kirchen erscheinen hier als Stiftung und Eigenthum reicher Adelsfamilien. Der Adel hat sich hier in das Geäder der ganzen Stadt als das schaffende Princip hineingesetzt, und wenn es zuerst seine Herrsucht war, die sich in Allem, was geschieht und entsteht, verkörpert und hineingebildet zeigen wollte, so war es doch zugleich seine Hingebung an alle ideellen Mächte der Gesellschaft,

die darin, oft höchst uneigennützig, wirkte. So ist das prächtige Universitätsgebäude, in dessen Vorhalle zwei marmorne Löwen die Wacht über alle Facultäten halten, ein ehemaliger Palast der Familie Balbi, welche der Stadt zu diesem Zweck ein Geschenk damit machte. Der Name Balbi gehört dem ältesten und berühmtesten Adel von Genua an, und es besteht noch ein anderer dieser Familie gehöriger Palast, auf der Straße Balbi, der Balbi-Piovera heißt, und durch einen Porticus von großer Schönheit zum Eintritt in seine auf das Sorgfältigste und Behaglichste erhaltenen Prachtgemächer und seine bedeutende Gemälde-Gallerie einladet. Diese letztere besitzt außerordentliche Schätze von Tizian, Rubens, Van Dyk, Caravaggio, Guido Reni, Correggio, Paolo Veronese, obwohl nicht alles unter diesen Namen Angeführte ächt sein mag. Ihm gegenüber liegt der Palast der Familie Durazzo, mit der herrlichen Säulen-Vorhalle und Treppe, die zu den schönsten architektonischen Ausführungen in Italien gehören. Dieselbe Familie gab einen andern ihr gehörigen Palast, der ebenfalls in der Straße Balbi gelegen ist, zum Palazzo reale her, um der Königlichen Autorität von Piemont eine würdige Vertretung in Genua zu gewähren. Sie entäußerte sich damit auch

der unvergleichlich schönen Terrasse, die von dem Palazzo reale aus eine so schöne Aussicht bietet.

Unter den Kirchen ist es besonders St. Maria di Carignano, das auf der äußersten Höhe von Genua wunderbar gelegene Gotteshaus, welches seine Erbauung einer reichen genuesischen Aristokraten-Familie verdankt. Es sind die Sauli, welche diese Kirche hier entstehen ließen. Von der äußeren Gallerie der Kuppel hat man eine entzückende Aussicht über Meer und Gegend bis in die weitesten Fernen hin, und zuweilen sieht man bei klarem Horizont die Insel Corsika in den Fluthen des Mittelmeeres schwimmen. Die ganze Gegend von Genua, mit ihren dichten Olivenpflanzungen auf der Riviera di Ponente, und mit ihren Oelbäumen, Feigen und Cypressen, Orangen und Citronen, womit sich eine besondere Sphäre des italienischen Himmels hier ankündigt, liegt wie in einem Zauberprisma gefaßt vor uns. Von hier überschaut man auch den halbmondförmigen Hafen von Genua, mit seinen in der blauen Meereswoge tanzenden und krachenden Schiffen, im Gewühl der lasttragenden Bergamasken und der unzähligen Facchini, welche sich um die ankommenden Reisenden drängen, und in dem zusammenschlagenden Concert der Wellen, der Masten,

der brausenden Dampfer, der abgleitenden Barken, der singenden und rufenden Matrosen.

Die heilige Maria von Carignano, der die älteste und schönste Orgel von Italien zugeschrieben wird, soll von dem Architekten Galeazzo Alessi, der sie baute, zum Theil nach dem ursprünglichen Plan, welchen Michel Angelo für die Peterskirche machte, gedacht und entworfen worden sein. Sie kann aber in dieser Beziehung doch immer nur für ein schwächliches und nüchternes Miniaturbild gelten, in dem kaum einige Züge und Risse an die Gedanken des großen Buonarotti erinnern können. Einer der Sauli hat auch vor der Kirche die merkwürdige Brücke Carignano erbauen lassen, welche in der Länge von einigen hundert Schritten von dem Hügel Sarzano aus über die Straße hinweg zu der Höhe führt, auf der St. Maria di Carignano thront. Ungeachtet dieses heiligen Schutzes, der über der Brücke Carignano schweben muß, ist sie die Brücke der Selbstmörder geworden, denn es war früher eine Zeitlang förmlich in die Mode gekommen, sich von dieser Brücke auf die Straße hinabzustürzen, und noch jetzt sollen Verzweifelte nicht selten ihren Tod auf diesem wunderbar gelegenen Punkt suchen, der zwischen Himmel, Meer und Erde so feierlich gelegen ist.

Auch die schöne Kirche St. Ambrogio ist Eigenthum einer aristokratischen Familie, nämlich der Pallavicini, die ihren Reichthum und Geschmack stets zu Zwecken des Gemeinwohles in Genua verwandt haben, und deren herrliche Villa in Pegli, einem nahe gelegenen Lieblingsort der genuesischen Villeggiatur, gelegen ist. Dort hat der Marchese Pallavicini seinen die Villa umgebenden vielbesuchten Garten, mit den kostbarsten Anlagen und Wasserwerken, und mit einer Prachtfülle der südlichen Vegetation, die hier in allen Farben und Formen strahlt.

Die Villen, welche sich in Pegli, Sestri, der Riviera di Ponente und dem wunderschönen Thal von Polcevera hinlagern, zeigen den eigenthümlichen Trieb der Genuesen zum Landleben auf die liebenswürdigste und eigenthümlichste Weise. Das Polceverathal wird seit einiger Zeit von der nach Turin führenden Eisenbahn durchschnitten, und die Bewohner dieser Landhäuser haben dadurch den eigenthümlichen Vortheil gewonnen, mit der Stadt in beständiger Verbindung zu sein. Auch ist dadurch dies Thal noch mehr wie sonst der erlesene Wallfahrtsort aller Stände für gewisse Festtage geworden. In den durch das Thal verstreuten Kapellen wird dann erst die Andacht ver-

richtet, und nachher lagern sich lustige Volksgruppen, in denen alle Stände sich mischen, auf den Feldern, im Grase und unter anmuthig aufgeschlagenen Zelten. Man tanzt, lacht und singt, und die schönste Seite des genuesischen Naturells, das oft so verschlossen und trotzig in sich selbst ruht, kehrt sich heraus.

Aehnliche Annehmlichkeiten der Villeggiatur bietet auf der westlichen Seite von Genua das Thal des Bisagno. Hier ist es die reizende Ortschaft Francesco d'Albari, welche die schönsten Landhäuser der Aristokraten, Patrizier und reichen Kaufleute in sich vereinigt. Zu dem Gebiet von Francesco d'Albari gehört auch der Palast Saluzzi, welcher das Paradies genannt wird, und wo einst Lord Byron in stiller Zurückgezogenheit mit einigen geliebten Freunden wohnte, um die Ahnungen seines eigenen baldigen Todes (denn es war kurz vor seiner Abreise nach Griechenland) in den Armen der schönen Gräfin Guiccioli zu verträumen.

Neben dem aristokratischen Element ist es das geistliche und pfäffische, welches in Genua am meisten hervorsticht und dem Leben hier seinen absonderlichen Ausdruck gegeben hat. Die Uebervölkerung mit Priestern ist noch immer eine besondere Eigenthümlichkeit dieser Stadt und sie haben hier noch weniger wie

anderswo ein Vertrauen erregendes Ansehn. Wenn man ihre meistentheils feisten, großmächtigen Gestalten erblickt, welche sich so zahlreich durch die Straßen von Genua schieben, und bei allen Gelegenheiten sich zeigen, mit Gesichtern, auf denen weder Intelligenz noch irgend ein gemüthlicher und zuverlässiger Ausdruck sich zeigen, so muß man erstaunen, daß diese Klasse der Bevölkerung in einer Handelsstadt, wie Genua, noch immer so reichlich und überwiegend gedeihen kann. Denn der Handel bläst eine zu frische und scharfe Luft durch alle Verhältnisse, als daß dabei die Einmischung der Priester in das Leben einen ergiebigen Platz finden könnte. Aber die Frauen sind es, welche in Genua am meisten dazu beigetragen haben, nicht nur das bigotte Element in dieser Stadt zu pflegen, sondern auch den so alten Ruf Genua's als Hauptsitz der Priesterherrschaft aufrecht zu erhalten. Die schönen Genueserinnen, mit ihren dunkeln prächtigen Augen und ihren kräftig schwellenden, gesättigt in sich ruhenden Gestalten, sind zugleich von der größten Hingebung an die Kirche und ihre Diener, die geistlichen Väter, erfüllt. Der Priester ist im Hause einer genuesischen Familie eine unentbehrliche Figur, und hier und da soll sogar noch die alte Sitte herrschen,

daß selbst jede Familie ihren besonderen, ihr gewidmeten Priester hat, welcher der Hauspriester (il Prete di casa) genannt wird, und die Aufsicht über die Kinder, vielleicht auch über die Frau führt. Denn der fleißige genuesische Mann, der den ganzen Tag auf seinem Comptoir oder in seinem Magazin sitzt, hat natürlich sehr wenig Zeit übrig, um sich mit seiner Familie zu befassen und seiner schönen Frau die ihr nöthige Sorgfalt auf allen ihren Wegen angedeihen zu lassen. Der immer vorhandene, geschäftige Hauspriester wird dann das eigentliche Mittelglied des Ehemanns, er gewährt der auf sich selbst angewiesenen Frau Beistand, Trost und Schutz, wo sie dessen bedarf, und steht bei ihr ein für die Vergebung ihrer Sünden. Daß bei so vieler Thätigkeit, welche der Priester für das Seelenheil der Frau aufwendet, auch eine Tantième an ehemännischen Rechten ihm gutgeschrieben wird, mag mit zu dem richtigen kaufmännischen Calcül gehören, dessen die genuesischen Handelsherren sich von jeher gerühmt haben. Aber die Klagen, in welchen schon alte Dichter über den verderblichen Einfluß der Priester in den Familien sich ergangen haben, können diese Sache auch wieder in einem bedenklichen Lichte erscheinen lassen.

Auf der andern Seite übt der Priester auch eine Art von Controle über das Leben der Frau im Interesse des Ehemanns aus. Denn die feurige Genueserin, für welche der nur seine Geschäfte bedenkende Mann durchaus keine Zeit übrig hat, ist von allen Seiten den größten Gefahren ausgesetzt. Neben dem Hauspriester steht ihr gewöhnlich auch noch der Patito zur Seite, eine ebenfalls von dem Ehemanne wohlgelittene Figur, zu welcher sich der ehemalige Cicisbeo, dessen Namen und Wesen altmodisch geworden, metamorphosirt hat. Der Patito ist nicht so süßlich und empfindsam, aber bei weitem praktischer, als es der Cicisbeo romantischen Angedenkens war. Der Patito ist ein guter, geschickter Jüngling, der oft gar nichts weiter davon hat, als die Ehre, der beständige Begleiter einer schönen, liebenswürdigen Frau zu sein, mit ihr zu essen und zu trinken, mit ihr spazieren zu gehen, sie in die Theater und in die Kirche zu führen, und bei ihren Einkäufen zu unterstützen. Oft ist der Patito der Handlungs-Associé des Ehemanns, der in diese Branche des Geschäfts eingesetzt worden, und der schönen jungen Frau an die Seite gegeben wurde, um sie als Procurist ihres Gemahls zu besorgen und Alles zu ihrem Dienste und ihrer

Bequemlichkeit zu thun. Der Patito, der nur die weltliche Anstandsperson zur Begleitung der Frau ist, während der Ehemann auf seinem Comptoir rechnet, soll höchst selten in einem zärtlichen Verhältniß mit seiner Dame stehn, er ist der stets unterwürfige Sklave aller ihrer Launen und Bedürfnisse, und er muß zugleich allen Verdruß, den sie hat und den ihr entweder der eifersüchtige Ehemann oder der schmollende Favorito bereitet, über seinem unschuldigen Haupte ausschütten lassen. Denn der Favorito, der nicht im Hause verkehren darf und gewöhnlich nur im Hintergrunde operirt, ist die dritte wichtige Person, welche im Leben der genuesischen Frau eine Rolle spielt. Der Favorito wird geliebt, der Patito kann es verrathen und hindern, der Priester kann ihr die Sünde vergeben, wenn sie dennoch begangen worden ist, und er muß es thun, um in den Augen der schönen Frau den Ablaß nicht zu entkräften, mit dessen Hülfe er sich selbst in ihre Arme schmiegt.

Dies ist das Lustspiel der ächten Genueserin, in dem sie, welche vielleicht die schönste Frau Italiens ist, mit aller ihrer Grazie und Leidenschaftlichkeit als Meisterin der Intrigue waltet. Den lieblichen Madonnengesichtern, denen man in Genua so häufig be-

gegnet, sollte man die muthwillige Koketterie nicht zutrauen, welche in der pikanten Verschlingung dieses Lustspiels von ihnen geübt wird. Besonders in der genuesischen Nationaltracht, mit dem Pezzoto, dem weißen Schleier, der sich in einem unendlich malerischen Faltenwurf über Kopf und Schultern schlägt, und in dieser Ueberschattung das interessante Gesicht nur um so eindrucksreicher hervortreten läßt, sehen sie so heilig und fromm aus, daß man sie bei der ersten Begegnung nur als Andachtsbilder, die keine andere Annäherung zulassen, begrüßen möchte. Die Lieblingsfarbe, in der sie sich kleiden, ist neben dem nationalen Weiß die blaue Farbe, und dies hängt mit der Andacht zur Madonna zusammen, welche die schöne blaue Farbe bekanntlich für die ihrige erklärt haben soll. Die Genueserin aber, welche sich längere Zeit hindurch in Blau kleidet, erweckt zugleich die Annahme von sich, daß sie der Jungfrau Maria ein Gelübde abgelegt habe, und dies ist gewöhnlich so gefaßt, daß sie so lange sich nur blau tragen wolle, bis ein gewisses Ziel ihrer Wünsche ihr gnädigst gewährt worden sei. Und wenn diese Wünsche nicht zu unheiliger Natur sind, hilft die huldvolle Madonna sie gewiß diesen schönen blaugekleideten Damen erfüllen. —

# Rom.

## I.

## Von Siena nach Rom.

Die Fahrt von Siena nach Rom bot rings=umher nur Anblicke der traurigsten Verödung des Landes und der schreiendsten Verkommenheit aller gesellschaftlichen und volkswirthschaftlichen Zustände dar. Der Kirchenstaat kündigt sich auf dieser niederschlagenden Fahrt in den abschreckendsten Bildern an, und zeigt unabweislich, welche Reformen der Verwaltung hier nöthig sind, um durch neue gesetzliche und sittliche Normen vor dem völligen Untergang zu bewahren.

Schon die Reise durch Toscana ließ auf eine Erstaunen erregende Weise die Verfallenheit ganzer italienischer Landstriche bemerken, die, wenn nicht bald eine heilsame Lebenserneuerung durch ganz Italien geht und das neue Gesetz für die Wiederherstellung der Zustände gefunden wird, den unabwendbaren Ruin eines ganzen

nationalen Organismus anzeigen. Toscana kann man heut mit allem Fug das italienische Kurhessen nennen, und Territorien dieser Art, die mit der Unterhöhlung ihrer politischen Existenz nicht minder ihr sociales und materielles Gleichgewicht zu verlieren anfangen, verurtheilen zugleich den ganzen Nationalzustand, dessen Theil sie sind. Sobald man Mittel-Italien beschreitet, glaubt man auf dem herrlichsten Boden, der für eine kraftvolle Ernährung seiner Geschöpfe Alles gethan, und unter den wunderbarsten Reizen der Landschaft, die den Sinn zum Höchsten und Edelsten beflügeln, doch nur in eine politische Krankenstube, in der die Staaten und Menschen gleich heftig leiden und darniederliegen, eingetreten zu sein. Das hochtönende musikalische Phrasenthum der Sprache, das uns in Toscana, dem Lande des reinsten Dialekts, so anmuthig umgaukelt, und oft aus dem Munde des Volkes mit so frischen und lustigen Accenten an unser Ohr schlägt, kann uns doch nicht über den Gedanken hinwegbringen, daß wir es mit einer dahinsiechenden Nationalität zu thun haben, deren Leiden und Verwahrlosung jeden Augenblick die Krisis ersteigen kann, und die nur aus einer gänzlichen, inneren und äußeren Umbildung aller ihrer Zustände wieder Gesundheit zu schöpfen vermag.

In Siena, der alten toscanischen Stadt, über der ein träumerischer Frieden lagert, hatten wir Gelegenheit, den liebenswürdigen Grundcharakter des italienischen Volkes kennen zu lernen. Man trifft hier fast lauter feine, angenehme und freundliche Leute, und die Frauen, mit ihren florentinischen Strohhüten, die sie malerisch in den Nacken hinunterhängen lassen, sind heitere, harmonische Schönheiten, in deren dunklen Augen ein milder, offner, ächt weiblicher Sinn sich ausdrückt. Man glaubt hier in dieser stillen traulichen Gemeinschaft, in der Alles gutartig und sanft hergeht, in einer friedlichen Provinzialstadt Süddeutschlands sich zu befinden, und dieser Eindruck wird durch das in manchem Betracht germanische Aussehen der Stadt bestätigt, in der einige ihrer bedeutendsten Bauwerke den Charakter des germanischen Mittelalters an sich tragen. Doch versetzt uns zugleich die Großartigkeit der Paläste und Kirchen, welche Siena aufzuweisen hat, auf die Höhe des italienischen Städtelebens im Mittelalter. Hier, in Siena, wo jeder Facchino ein Grammatiker und Sprachmeister ist, konnten wir zugleich unsere Aussprache an der besten und reinsten Quelle der italienischen Mundarten verbessern, und selbst die alte Obstfrau auf dem Campo,

dem muschelförmig gebauten, höchst eigenthümlichen Marktplatz, mit der wir um den Preis ihrer Pfirsiche in ein lebhaftes Gespräch gerathen, konnte uns nicht nur ein Muster italienischen Accents und Ausdrucks sein, sondern sie belehrte uns auch mit einem freundseligen Wohlwollen, dem wir nicht widerstehen konnten, über unsere eigenen Sprachmängel, die wir in der Unterhaltung mit ihr vielleicht nur zu sehr an den Tag gelegt hatten. Ihren reinen Eifer für die Sache bewies sie zuletzt noch dadurch, daß sie am Ende der Lection, die sie uns ertheilt hatte, nicht etwa theurer mit ihren Früchten wurde, sondern, alles Lehrgeld verschmähend, plötzlich noch billiger damit losschlug, als wir es selbst begehrt hatten.

In der alten großmächtigen Kathedrale von Siena, deren Hallen von schwarzem und weißem Marmor uns feierlich umfingen, statteten wir noch erst der heiligen Maria, der dieser Dom gewidmet ist, einen Besuch ab, ehe wir die Weiterreise nach Rom antraten. Es ist dies die Maria, welche unter dem besonderen Namen der „Anwältin der Sienesen" (Avvocata dei Senesi) von dieser Bevölkerung angebetet wird, und deren ganze wunderthätige Wirkung uns erst klar wurde, nachdem wir ihr Bildniß in der neuen

Kapelle gesehn, welche ihr Pius der Neunte vor zwei Jahren in dieser Kirche erbauen ließ. Es ist der Ablaß auf ewige Zeiten, den die Anbetung dieser Madonna gewährt, und Pius hat es mit großen goldnen Buchstaben über dem Eingang zu dieser schönen kostbaren Kapelle anschreiben lassen. Wir wunderten uns, daß die Schaaren der Anbetenden hier nicht die ganze Halle bedeckten, aber es war hier so still und einsam, wie auf allen andern Punkten der Kirche, und man drängte sich nicht dazu, diese gefährliche Gabe der Sienesischen Madonna zu erflehen, denn es lohnt sich ja kaum zu leben, wenn auch die künftigen Sünden schon im Voraus vergeben sind, und dadurch ihren Reiz verloren haben, noch ehe sie begangen worden.

Beim Hinausgehen warfen wir noch einen Blick auf die seltsamen Thiere, welche als Reliefs über dem Haupteingange der Kathedrale uns fragwürdig anblickten. Es sind die Wappenthiere, welche als Erinnerung an die mittelalterlichen Kämpfe, die das ghibellinisch gesinnte Siena mit seinen Nachbarstädten führte, hier in ziemlich grotesker Ausführung an die Façade des Doms geklebt worden sind. Darunter prangte Siena selbst mit seiner Wölfin, die das Wappen der Stadt ist, der Storch war Perugia, die Gans Or=

vieto, der Luchs Lucca, und der Elephant war Rom, welches Sinnbild ihm nur in der Zeit gegeben werden konnte, wo die römische Curie den Alles zermalmenden Elephantentritt, den sie heut durchaus nicht mehr führt, über der ganzen Welt erdröhnen lassen konnte. —

Das rosige Licht, in dem uns die Liebenswürdigkeit der Bewohner von Siena plötzlich den italienischen Nationalcharakter gezeigt, trübte sich uns bald wieder, sobald wir die Reise nach Rom angetreten, und über Monterone, Bolsèna, Orvieto und Viterbo den Weg über das alte Land der Etrusker in die römische Campagna hinein genommen hatten. Die Verfallenheit eines großen Landes und Volkes, die sich uns hier von Station zu Station in immer abschreckenderen Zügen entgegenstellte, mußte bald einen Eindruck schneidendster Wehmuth, bald ungeduldiger Empörung hervorrufen. Dieses Volk ist weit hinter seine Bestimmung zurückgefallen, und Gauner und Bettler scheinen den Hauptbestandtheil dieser Bevölkerungen auszuzumachen, die, ohne Arbeit und Ordnung, ohne Gesetz und Zucht, nur in der frechsten und verwegensten Ausbeutung der Fremden ihren Beruf finden. Dieses Geschäft wird so systematisch betrieben, und erscheint so sehr als eine allgemein anerkannte Nothwendigkeit,

daß selbst die Ortsbehörden in diesen kleinen Raub-nestern sich auf jede mögliche Weise zu Mitverschworenen gegen die Reisenden machen, und ihnen durch Behelligungen aller Art auch noch ihrerseits die Paoli aus der Tasche zu schwindeln suchen. Die Ausbeutung der Fremden ist ein italienischer Nationalbegriff geworden, der, seit Jahrhunderten genährt durch die ganze geschichtliche Lage des Landes, an dessen Mark stets fremde Besatzungstruppen gesogen haben, nun Alles, was einem Einzelnen geschieht, als eine Art von Rache ansehen läßt, die Italien an den ihm zum schweren Verhängniß gewordenen fremden Nationen nimmt. Diese Anschauung hat sich unbewußt auch in dem niedrigsten und gaunerhaftesten Volke, das sein Unwesen am Wagenschlage und auf den Poststationen treibt, festgebildet, und sie drücken dasselbe in einem Sprachgebrauch aus, der sehr charakteristisch ist. Der Grad, in welchem der Fremde der Sprache mächtig ist, und den Leuten gegenüber sich mit Gewandtheit erklären kann, bestimmt auch das Maaß, in dem man sich an ihn macht und ihn auf jede Weise zu brandschatzen strebt. Die italienischen Bummler haben überhaupt das schärfste Auge, um jeden Neuling zu erkennen, und wenn sie, unter einander sich ansehend, von

Einem sagen: er ist fresco, so heißt das soviel als: er ist frisch, und kann gehörig von uns gerupft werden. Dagegen wenden sie sich halb gutmüthig und achtungsvoll von Dem ab, dem sie anmerken, daß er nicht neu und unbewandert im Lande ist, und es heißt dann: er ist dei nostri (Einer der Unsrigen, das heißt: man muß ihm nicht so viel abnehmen, man muß ihn glimpflich behandeln). Die Gaunerei erhält dadurch zugleich den Anstrich einer fast gemüthlichen Naivetät, und es scheint oft, als wenn man es nur mit verwilderten Naturkindern zu thun hätte, deren armselige Zustände noch leicht reformirt werden könnten. Der Einfluß der Priester auf die untern Volksklassen ist es aber am allerwenigsten, von dem hier Heil zu erwarten wäre. Die italienischen Priester benutzen und knechten das Volk, aber es liegt nicht in ihrem Interesse, dasselbe zu erziehen und zu veredeln. Es ist daher auch das religiöse Element in den niederen Volksklassen Italiens nur ein sehr wenig wirksames, und in manchem Betracht scheint das Volk, welches wir auf dieser Fahrt sahen, nicht mehr Rücksicht auf die Kirchen, als auf die Fremden zu nehmen. Auf einer Station ergab es sich, daß man uns während des Anhaltens die Lichter vom Wagen gestohlen hatte, und ohne Lichter

ließ sich der Weg durch die dunkle Nacht in wenig sicherer Gegend nicht fortsetzen. Hätte der Stallknecht, der uns ohne Zweifel unsere eigenen Lichter gestohlen, sich nicht auch sogleich wieder unserer erbarmt, so würden wir uns in einer sehr unbehaglichen Verlegenheit befunden haben. Aber der edle Stalliero, der sich so zuvorkommend erwies, bot uns ein Paar prächtige Lichter zum Kauf an, die wir zwar auf den ersten Blick für gestohlene Altarlichter erkannten, für welche wir aber gern der Paoli mehrere an unsern nicht sehr uneigennützigen Gönner bezahlten.

Noch mehr Schwierigkeiten machte uns die Wiederausbesserung unseres zerbrochenen Hemmschuhes, die wir in Ponte Centino, wo uns die päpstliche Dogana erwartete, vornehmen lassen mußten. Eine zahllose Menge des pittoreskesten Gesindels hatte sich um unsern Wagen gesammelt, und unser Hülferuf nach einem Schmied wurde anfänglich nur durch ein dumpfes Geflüster beantwortet. Man schien sich zu berathen, wie man es am besten anfangen solle. Endlich zertheilte ein kleiner, beweglicher Mann, mit dunkeln blitzenden Augen und eidechsenartigen Bewegungen, die Menge, und näherte sich uns, indem er feierlich und gewichtig die eine Hand ausstreckte und auf sich hin=

deutend, ausrief: sono l'artista (ich bin der Künstler!). Indem wir den wohlgelehrten und nur etwas von sich eingenommenen Schmied des Dorfes in ihm zu erkennen glaubten, überantworteten wir ihm mit großem Vergnügen die Stücke unseres Hemmschuh's, und stiegen aus, um uns auf die inzwischen geöffnete Dogana zu begeben, da wir die päpstliche Gränze gern rasch überschreiten wollten, ohne unsere Reisekoffer untersuchen zu lassen.

Hier saßen in einem engen räucherigen Zimmer drei Männer, die sich hinter einem schmutzigen hölzernen Tisch in einer ungemein feierlichen Haltung niedergesetzt hatten, und die uns, wie der Richter ein Häuflein armer Sünder, zu erwarten schienen. Der Eine dieser Männer, welcher das Haupt der Uebrigen zu sein schien, redete uns jedoch plötzlich auf das Freundlichste an, und begann sich mit uns in einem ganz angenehmen Conversationston darüber zu unterhalten, wie wir es denn eigentlich mit unserm Reisegepäck zu machen gedächten. Er war ein großer schlanker Mann, mit langem schwarzen Bart, blaß, pockennarbig, und in einen kurzen, malerisch um seine Schulter drappirten Mantel gehüllt. Nach seinem Anblick zweifelten wir keinen Augenblick, daß er in seinen Mußestunden,

nachdem er die Geschäfte der päpstlichen Dogana versehen, als Räuberhauptmann in irgend einer Schlucht der Abruzzen sich aufzuhalten pflege. Er ergriff jedoch sogleich mit sehr gütigen Vorschlägen gegen uns die Initiative. Er meinte, es sei doch sehr lästig für einen Reisenden, die Koffer öffnen zu müssen. Man ertheilt aber sein Wort, setzte er sehr nachdrücklich und eifrig hinzu, daß man nichts hat, und dann zahlt man einen Scudo und drei Paoli. Die drei Paoli sind für den Facchino, warf er vornehm hin. Wir zählten das Geld auf, der Scudo wanderte sogleich in seine Tasche und die drei Paoli für den Facchino strich er mit der verächtlichen Fingerbewegung eines großen Herrn bei Seite. Inzwischen kam der Facchino, um unsere Sachen wieder aufzuladen, und forderte von uns ziemlich barsch seine drei Paoli, die inzwischen von ihrer Stelle auf dem Tisch, wir wußten nicht wohin, entschwunden waren. Der päpstliche Beamte, dessen Abruzzen-Gesicht sich inzwischen wieder sehr verdüstert hatte, schien auch keine Auskunft darüber geben zu wollen, und so zogen wir es vor, der rascheren Abfertigung wegen den Facchino noch einmal zu bezahlen.

Als wir draußen wieder anlangten, stellte sich uns der Artist von vorher mit der pomhaftesten Gebärde

dar, und zeigte stolz und zuverlässig auf den Hemmschuh, den wir aber zu unserm nicht geringen Schrecken bloß mit einem Strick wieder zusammengebunden fanden. Er vermaß sich aber hoch und theuer, daß es nicht besser gemacht werden könne, besonders da kein Schmied im Dorfe sei, aber er garantire uns dafür, daß der Hemmschuh jetzt bis Rom unbedingt aushalten werde. Dafür glaubte er aber auch einen ganzen Scudo in Rechnung stellen zu müssen, und wollte sich nur wenige Paoli abhandeln lassen.

Der Artist hatte indeß Recht gehabt. Wir gelangten mit seinem zusammengebundenen Hemmschuh ohne alle Gefährde durch die Campagna di Roma und über ihr wellenförmiges Hügelland bis zu den Thoren der ewigen Stadt, die sich beim Beginne der Nacht, unter den feierlichen und glücklichen Empfindungen, mit denen Jeder seinen Einzug in Rom hält, für uns eröffneten. —

## II.

## Pius IX. von Person.

Wenn man die bequeme Treppe hinaufsteigt, welche von der am Vatican liegenden Galerie des Petersplatzes zu diesem alten Wohnpalast der römischen Päpste emporführt, so gelangt man zuerst in den großen Hof der Loggien, der mit seinem eigentlichen Namen Cortile di S. Damaso genannt wird. Auf diesem, ein unregelmäßiges Viereck bildenden Hof, der von drei Seiten durch die in drei Stockwerken emporsteigenden Loggien eingefaßt wird, herrscht jetzt den ganzen Tag über ein eigenthümliches, den Charakter der tiefsten Stille und der ängstlichsten Zurückhaltung an sich tragendes Leben.

Rechts, sobald man in den Hof getreten, liegt dicht an der Treppe das Hauptportal des Vatican, welches zu der im zweiten Stockwerk belegenen Woh-

nung des Papstes hinaufführt. Im ersten Stock befinden sich die Zimmer der päpstlichen Kanzlei. Die dritte Etage bewohnt der Cardinal Graf Antonelli, der immer allmächtiger gewordene Staatssecretair, der auch durch die enge Nachbarschaft, in der er mit Pius IX. wohnt, seine unheimliche, fast zu einem Verhängniß gewordene Stellung zu diesem Papst zu bekunden scheint.

Auf dem Hofe des Vatican wächst zwischen den Steinen grünes Gras hervor, was der Abgeschiedenheit, die hier ringsum herrscht, einen noch charakteristischeren Ausdruck giebt. Nur von Zeit zu Zeit bewegen sich einzelne Figuren auf und nieder. Einige Fremde, die sich ihren Manieren nach meist als Engländer oder Deutsche ausweisen, spazieren mit einer gewissen Feierlichkeit über den großen Hof, der dem Hauptportal geradeüber gelegenen Thür zu, welche zu den vaticanischen Gemälde- und Antiken-Sammlungen führt. An einer andern Stelle sieht man zwei päpstliche Ordonnanz-Offiziere stehn, die ihre Pferde, von denen sie abgestiegen sind, neben sich halten lassen und in leiser Unterhaltung miteinander ihrer Aufträge harren. Vor dem Aufgang zur Residenz des Papstes und auf der Treppe gruppiren sich einige Schweizer Garden,

die in ihrer seltsamen, schwarz=roth=goldenen Tracht, mit einem Casquet auf dem Kopf, der dem preußischen Helm ähnlich sieht, sich wie ein in den deutschen Farben arrangirter Harlekin mit der Pickelhaube ausnehmen. Einige dieser Schweizer saßen auf den Treppenstufen umher, und hatten sich eifrig in die Lectüre eines Buches vertieft. Das bange, lauschige, geheimnißvoll flüsternde Leben, das auf diesem Hofe der Loggien herrscht, und das seine Ereignisse nicht mehr in der Gegenwart, sondern in der träumerischen Rückerinnerung an die Vergangenheit findet, scheint jeder Muße günstig zu sein, und fordert zum nachdenklichen Sinnen, noch mehr aber zum Betrachten und Vergleichen, und zum Vertiefen in die wunderbaren Gegensätze und Wandelungen der Zeit, durch seine eigenthümliche Stimmung auf.

Alles ist still, geräuschlos, und wie in eine leise, unbestimmte Erwartung getaucht. Zuweilen fahren einige Wagen vor, aus denen päpstliche Beamte, welche sich in Geschäften in die Kanzlei zu begeben scheinen, aussteigen. Aber die Räder des Wagens streichen so lautlos und ohne Wiederhall über das Pflaster, daß sie den schattenhaften und gespensterlichen Charakter, der sich hier ausdrückt, nur noch erhöhen.

Obwohl die Oertlichkeit so leicht und heiter ist, so scheinen doch hier überall die nächtigen Dämmerungen der Vergangenheit zu weben und zu drücken, und jeden frischen und neuen Aufschwung des Lebens zu bannen.

Wir setzen uns auf einer kleinen, steinernen Bank nieder, welche an der Seite des Hofes, die nach der Stadt herunter von den Gebäuden freigeblieben, angebracht ist. Die guten Schweizer, deren Zuneigung wir uns durch eine deutsche Unterhaltung mit ihnen erworben, haben uns diesen angenehmen und kühlen Ruhesitz empfohlen, um die Rückkehr des Papstes in seine Gemächer abzuwarten. Denn wir waren heut in den Vatican gegangen, um die Loggien des Rafael zu sehen, eine Absicht, die aber nur dann gelingt, wenn der Papst entweder den Vatican verlassen hat oder sich in seinen Gemächern eingeschlossen befindet. Da er sich aber soeben in den Garten begeben hatte, der hinter den Gebäuden des Belvedere liegt, so blieb jetzt gerade die Gallerie der Loggien des Rafael, durch welche er nur in seine Wohnzimmer wieder zurückgelangen konnte, so lange für das Publikum gesperrt. Diese ängstliche Rücksicht wird erst seit den letzten Jahren geübt, während Pius in der ersten Zeit seiner Regierung, in der lauter ideale Anläufe

genommen wurden, eine persönliche Berührung mit dem Volke durchaus nicht vermied.

Der Papst läßt sich seit Kurzem in dem Boscareccio, wie der Garten des Vatican genannt wird, von einem römischen Maler portraitiren, was in dem berühmten Gartenhause Pius IV., dessen kunstgeschmückte Halle ein Lieblingsaufenthalt Pius IX. geworden, geschah. Er pflegt dort, während er sich malen läßt, auch die Besuche seiner vertrauteren Freunde anzunehmen, aus deren anregender Unterhaltung er dann die angenehmste und wirksamste Belebung seines Gesichts für den Maler schöpfen zu wollen scheint. Denn das Gesicht des Papstes, welches einst den glänzendsten Ausdruck eines schönen Mannes hatte, soll unter den politischen Stürmen des letzten Jahrzehnts sehr gelitten haben. Ein neues Bild, das wieder mehr Stärkung und ein neugewonnenes Selbstvertrauen blicken ließe, würde darum gewiß bei der Christenheit einen wohlthätigen Eindruck machen, und vielleicht wird darum so eifrig und angelegentlich seit einiger Zeit an diesem Portrait gearbeitet.

In diesem Augenblick fährt eine äußerst glänzende, von Gold strotzende Carrosse in den Hof. Es ist der Cardinal Antonelli, der von einer Ausfahrt nach

der Stadt zurückkehrt, und jetzt eilig aussteigt, um sich zum Papst zu begeben. Antonelli ist ein großer hagerer Mann, in dessen schwarzgelbem, tiefdunkel colorirten Gesicht ein wilder, dämonisch lauernder Ausdruck herrscht. Sein langer schmaler Kopf sitzt ihm habichtartig zwischen den Schultern, ein düster blitzendes, scharf umherspähendes Auge beunruhigt Jeden, den es anblickt, und die Schatten von Cäsar Borgia und Macchiavelli scheinen sich in der unheimlichen, wahrhaft diabolischen Gestalt Antonelli's vermählt zu haben. Die triumphirende Gewichtigkeit, mit der er einherschreitet, zeigt, daß er seinen Einfluß, welchem der unglückliche Pius IX. jetzt völlig unterlegen ist, zugleich mit der Herrschaft über die Situation selbst verwechselt.

Aber Pius ist ruhig geworden, seitdem er seine von Enttäuschungen zerfleischte Brust an den starken, wilden Antonelli gelehnt, dessen zweifelhafte Staatsklugheit sich über ihn ausgestreckt hat. Der Papst hält schwerlich Alles für das Richtige, was er in seinem Namen jetzt durch seinen Freund und Dämon Antonelli vollbringen läßt, aber er selbst findet jetzt nur Frieden und Sicherheit in Gemeinschaft mit dem schwarzen Cardinal-Staatssecretair, dem er nun Alles

anheimgegeben hat. Darum eilt Antonelli, der nirgend fehlen darf, jetzt auch in das Gartenhaus, wo Mastaï Feretti bei der schönen schlafenden Marmor-Nymphe, die dort an ihrem Wassergefäß eingeschlummert ist, sich neu portraitiren läßt. Antonelli wohnt diesen Sitzungen regelmäßig bei, und soll durch sein pikantes Unterhaltungstalent auch bei dieser Gelegenheit dem Papst unentbehrlich geworden sein, denn dem Cardinal Staatssecretair muß vor Allem daran liegen, auf ein gut und glücklich aussehendes Gesicht des Papstes, der sein politischer Zögling geworden ist, hinzuwirken. —

Wir bleiben auf unserer Steinbank zurück, von der wir zugleich nach der einen offen gebliebenen Seite des Hofes hin einen Schimmer von der wunderbaren und zauberischen Fernsicht, welche um die Höhen Roms sich breitet, erlangen. Unsere Blicke wenden sich aber immer wieder in den Hof zurück, und hängen sich an die Anschauung der dreifach übereinander aufsteigenden Loggien, deren Bau schon der Papst Julius II. durch Bramante hatte beginnen lassen, und die Rafael unter dem Pontificat Leo's X. nicht nur vollendete, sondern auch mit Bibelgemälden von wahrhaft naiver Göttlichkeit schmückte.

Es war jetzt schon zum dritten Mal, daß wir zufällige Hinderungen fanden, in diese Loggien einzutreten, und die Sehnsucht nach der Anschauung dieser weltberühmten Bilder, deren Ruhm schon in den ersten Jugendträumen der Kunst uns lockte, begann sich gewaltig in uns zu steigern. Um wieder mehr Ruhe zum Warten zu gewinnen, faßten wir den Entschluß, in die Gemälde-Sammlung des Vatican hinüberzugehen und dort die Rückkehr des Papstes in seine Gemächer zu erharren.

Diese kleine, aber die größten Herrlichkeiten der neueren Malerei aufzeigende Sammlung, die noch immer im dritten Stock des Vatican aufgestellt ist, besteht fast nur aus den Gemälden, welche von den Franzosen einst im römischen Kirchenstaat, und zwar großentheils aus Klöstern und Kirchen, zusammengebracht und durch den Vergleich von Tolentino nach Paris geschafft wurden. Es waren dadurch die bedeutendsten und glänzendsten Schöpfungen, in denen zugleich Rom als künstlerische und kirchliche Welthauptstadt sich verherrlicht hatte, von der Tiber zur Seine entführt worden, aber die verbündeten Mächte glaubten doch, dieser Bedeutung Roms Rechnung tragen zu müssen, indem sie sich bald für die Zurück-

führung dieser Bilder nach ihrer Heimath verwandten. Rom und Paris, die beiden Centralstätten der modernen Völkerentwickelung, wetteiferten in dem Besitz um diese Gemälde, in denen die fundamentalen Thatsachen des christlichen Glaubens ihre siegreichste und hinreißendste Gestaltung erfuhren. Und die Diplomatie, welche den Centralpunkt der Kirche noch nicht verrücken zu dürfen glaubte, drang damit durch, daß Rom in dem vollen Schmuck seiner christlichen Ehren und Kunstwerke unverkürzt bleibe.

Die wunderbarsten, im Dienst des römischen Kirchenglaubens am großartigsten wirkenden Bilder werden hier immer die des Rafael sein, besonders die Transfiguration Christi und die Madonna di Fuligno, vor denen wir uns wieder, wie schon oft, niedergelassen haben. In der Transfiguration hat Rafael gewissermaßen das Testament seiner Kunst gemacht, und es wurde nicht nur als das letzte seiner Werke an seinem Sarge ausgestellt, sondern der Künstler legte auch darin den letzten Willen seines schaffenden Genius dar. Er malte in dieser Verklärung Christi, welche der Cardinal Julius von Medicis, der nachmalige Papst Clemens VII., bei ihm bestellte, gewissermaßen den Unterschied zwischen Christus und seiner aus ihm entstan-

denen Kirche, die in dem Oben und Unten des Bildes als zwei auseinanderfallende Gegensätze, nur verbunden durch den Zeigefinger eines der Apostel, sich darstellen. Denn während hoch oben in den Lüften, über dem Berge Tabor, der Heiland selbst in der Glorie seiner dahinschwebenden Verklärung erscheint, umgeben von den ihm zu beiden Seiten nachschwebenden Propheten Moses und Elias, zeigen sich tief unter ihnen auf den Höhen des Tabor die Apostel in einer wunderbaren Gruppe. Auf der Spitze des Tabor sieht man Petrus, Johannes und Jacobus neben einander hingeworfen, welche Mühe haben, ihre Augen vor dem blendenden Glanz zu schirmen, der von der Gestalt des Erlösers ausfließt. Am Fuße des Berges aber beginnt eine neue Handlung, welche mit der Hauptgestalt des Bildes zunächst in keiner Verbindung zu stehen scheint. Dort erblickt man die übrigen Apostel, zu denen in demselben Augenblick ein besessener Knabe von seinen Angehörigen hingeführt worden ist. Der von den bösen Geistern geplagte Junge schreit und grimassirt ganz entsetzlich, aber der Apostel, der am besten weiß, was helfen kann, streckt seinen Zeigefinger in die Lüfte empor, und verweist nachdrucksvoll auf den gen Himmel entschwebenden Christus. Es wird damit gesagt, daß

es allein Jesus Christus selbst und in Person sei, der den bösen Geist zu bannen vermöge, und von dem einzig alles Heil ausgehen könne. Die Apostel, welche schon die Kraft und den Organismus der Kirche in sich tragen, weisen die Macht, zu bannen und zu lösen, von sich zurück, und schreiben diese Macht ausschließlich dem Herrn zu, der soeben wieder reiner Geist und reiner Gott werden will.

Daß Rafael gerade in diesen Moment der Verklärung des Heilandes die Geschichte des Besessenen hineingezeichnet, den die Apostel, nach der Erzählung von Marcus und Lucas, ihr eigenes Unvermögen bekennend, auf die Herrlichkeit Christi verweisen, kann nicht aus rein künstlerischen Intentionen bei ihm entsprungen sein. Denn sein Gemälde ist ihm dadurch fast in zwei Hälften auseinandergefallen, die sich äußerlich fast gar nicht, und innerlich nur durch einen Gedanken verbinden, den man sich gedrungen fühlt, zwischen den Linien der ganzen Composition herauszulesen. Denn wenn der Künstler bloß die Absicht gehabt hätte, die Transfiguration des Heilandes in diesem großen Triumph- und Verklärungs-Act zu malen, so hätte er den zweiten Theil des Bildes gar nicht gebraucht, der durch die Menge seiner Figuren, durch die Mannigfaltigkeit der Gruppen und

durch die lebhafte dramatische Action, welche das Auftreten des Besessenen und seiner Angehörigen verursacht, eine massenhaft überragende Stelle in der ganzen Composition einnimmt. Er würde sich dann gehütet haben, dem auf eine so transcendente Wirkung berechneten Gegenstande eine irdische Schwere anzuhängen, die bei dem ersten Anblick lähmend auf das Ganze zurückzufallen scheint.

Aber wie dies Gemälde in seinen Formen, in seiner Farbengebung und Beleuchtung die höchste Reife und Vollendung der Rafael'schen Kunst ausspricht, so wird man auch geneigt sein, in dem Ganzen der Composition den tiefsten und berechnetsten Zusammenhang zu suchen und gelten zu lassen. Rafael hat in seinen Stanzen, welche die päpstlichen Wohnzimmer des alten Vatican-Palastes schmücken, bewiesen, daß er mit seiner Kunst auch in den geheimnißvollen Hintergrund der Speculation hinabzusteigen vermag, und nicht bloß das Reich der Gestalten, sondern auch die Welt der Ideen und die Kämpfe der Geschichte seinem sinnenden und schaffenden Genius erschlossen hat. Die Transfiguration, als das letzte und äußerlich vollendetste Werk Rafaels, hat auch innerlich die ganze Schwere des Gedankens in sich aufgenommen, und zeigt die letzte und reiffste Frucht des im Dienste Christi und der Madonna lebenden

und sterbenden Rafael auch in diesem ideellen Abschluß, den er für sein ganzes Wirken gesucht. Es ist dies ein skeptische Idee, welche sich gegen die Allmacht der Kirche wendet und, entgegen der hierarchischen Ansicht, daß alle lösende und bindende Kraft des Heilandes an die Kirche abgegeben sei, nur einzig und allein auf die Person Christi alle mögliche Heilsgewährung zu rückführen will. Mitten in dieser großen Composition starb Rafael, und ließ einzelne Theile des Gemäldes unvollendet zurück, die offenbar von einer späteren Hand ihre jetzige Ausführung empfingen.

Rafael hatte überhaupt den Geist der Kirche, im Gegensatz zu der auf das Tiefsinnigste von ihm erfaßten Gestalt des Heilandes selbst, mehr als die Welt einer sinnlich lebendigen und heiter schönen Gemeinschaft zu erfassen gesucht. Die Gestaltungen der Madonna tragen bei ihm alle vorherrschend den Ausdruck der irdischen Schönheit und Anmuth, denn die heilige Jungfrau ist es, welche in dieser wunderbarsten Blüthe des Weibes die Krone der Göttlichkeit errungen hat. Mit Ausnahme der sixtinischen Madonna, die in ihrer idealen Verschwebung das Seitenbild zu der Transfiguration Christi ist, hat Rafael, der Troubadour unter den Marien-Malern, seinen Madonnen den hei-

tern, sinnlich blühenden Frauen-Charakter gegeben, der eine Art von socialer Vermittelung zwischen dem überirdischen Wesen des Christenthums und der menschlichen Gegenwart übernommen zu haben scheint.

Von der Transfiguration gingen wir zur Madonna di Fuligno hinüber, welche einige Schritte davon die Hinterwand des Kabinets einnimmt. Die Madonna di Fuligno ist ein sonnenheiteres, von allen Grazien und Ehren der Weiblichkeit umflossenes Frauenbild, dessen Heimath die Erde, dessen Wirkungskreis das Leben und die Familie ist. Sie erscheint nicht in dem überirdischen Glänzen der Mutter Gottes, sondern sie ist das sittige Weib, das in duftiger, klarer Leibesschönheit erblüht ist und in der vollen Wärme des Lebens, in der anmuthigen tiefgesättigten Carnation der Wirklichkeit strahlt. Auf ihrem Schooß schaukelt sie den Bambino, der hier ein ganz munterer und gesunder Junge ist, und dem das Geheimniß der Welterlösung noch als reines Kinderglück aus seinen Augen lacht. Das ganze Gemälde erscheint wie ein herrlicher Sommertag, der sich auf den Flügeln linder Lüfte auf die Erde hinabgelassen hat, und in Farbe und Licht, in Form und Ausdruck, in wunderbarer Unschuld und Reinheit, zauberisch sich ausmalt. Die übrigen Figu-

ren, welche auf diesem in seltener Einheit hingehauchten Bilde erscheinen, sind der heilige Franciscus, der sich in andächtiger, entzückter Hingebung in die Erscheinung der Madonna versunken zeigt, und Johannes der Täufer, in dessen bedeutungsvoller prophetischer Hinweisung auf das Christuskind auch der ideelle Hintergrund des Gemäldes sein Recht empfangen hat. Ein Engel dort, von der lieblichsten Kindergestalt, der tiefsinnig und harmlos in den Himmel hineinschaut, hilft Das, was Johannes durch seine Gebärde andeutet, zu allen Herrlichkeiten der christlichen Erwartung ausbilden. Aber die Madonna thront hier nur in der Unbewußtheit der Größe und Hoheit, welche sich an die Geburt ihres Schooßes knüpft, sie ist froh und glücklich in sich selbst geschmiegt, sie ist eingefriedigt in der Schönheit ihres Leibes und ihrer Seele. Doch hat sie sich den edeln Sigismondo Conti, den päpstlichen Geheim-Secretair unter Julius II., vorstellen lassen, welchen ihr der heilige Hieronymus in diesem Augenblick als ihren getreuesten und eifrigsten Verehrer empfiehlt. Sigismondo Conti, eine anziehende Gestalt, steht, durchleuchtet von tiefster Andacht, da, und widmet der Madonna seine Huldigung, die er ihr eigentlich durch dies Gemälde selbst dargebracht hat. Denn

er ist es, der es bei Rafael bestellte, um der heiligen Jungfrau damit sein Dankopfer für die Errettung aus der Gefahr, welche die Belagerung seiner Vaterstadt Fuligno ihm bereitete, darzubringen. Auch diese Thatsache hat der Maler im Hintergrunde seines Bildes hinlänglich angedeutet, denn man erblickt die Stadt, in welche die verderbliche Bombe hereingeworfen wird, aber über ihr geht auch in demselben Augenblick ein zart flammender Regenbogen als das Zeichen des Friedens und der Versöhnung mit Gott empor.

Rafael steht ohne Zweifel auf der Höhe seiner Schöpferkraft, wenn er seinem Genius diese sinnliche Naivetät der Gestaltungen verstattet, während er auf dem rein kirchlichen Boden leicht steif und schwerfällig wird und zu geistlosen Abstractionen seine Zuflucht nimmt. Sein im letzten Saal aufgestelltes Bild von den drei Cardinal-Tugenden, zu dem wir uns jetzt hinbegeben, stellte uns diese Sphäre der Rafael'schen Kunst in der abschreckendsten Weise vor Augen. Diese Composition der drei theologischen Tugenden besteht eigentlich aus drei kleinen Bildern, welche der Künstler in dem fröstelnden Gefühl der Allegorie grau in grau gemalt hat. Glaube, Liebe und Hoffnung sieht man in sinnbildlichen Zeichen und Figuren vorgestellt,

der noch mehrere Genien, zum weiteren Ausdruck des allegorischen Gehalts, zur Seite gegeben sind. So stehen neben der Liebe zwei Genien, von denen der eine in seiner Hand eine Kohlenpfanne trägt, um die das Gemüth wärmende Eigenschaft der Liebe damit auszudrücken, während der andere mit der freigebigsten Miene Geld ausschüttet, um die Eigenschaft der Liebe, die all ihr Hab und Gut für den Andern hinzugeben bereit ist, zu kennzeichnen. Zu einer so schalen und stumpfen Symbolik verflacht sich Rafael unter dem Einfluß des theologischen und kirchlichen Elements, und während er in der Transfiguration die Begründer des Kirchensystems, die Apostel, als Menschen hinstellt, denen an sich keine höhere Macht des Heils, und nicht einmal die Kraft innewohnt, ohne Verblendung der Augen den Glanz des reinen göttlichen Christus zu ertragen, malt er die drei theologischen Tugenden vollends als ein lächerliches Charivari ab, das weder die Andacht noch die Schönheit mehr für sich hat, und wobei man den lebenglühenden Genius Rafaels auf das Kläglichste die Flügel hängen sieht.

Betroffen von den Anschauungen, zu denen uns heut diese Bilder Rafaels auf dem Vatican unwillkürlich bestimmt hatten, wurden wir in diesem Augen=

blick plötzlich von einem schallenden Läuten der Glocken überrascht, das von draußen hereindrang und in feierlichen Klängen sich aufschwang und fortsetzte. Wir erfuhren, daß es die Glocken des Hospitals di San Spirito wären, die man soeben in Bewegung gesetzt habe, weil das Oberhaupt der Kirche dort eingetroffen sei, um die Kranken des Hospiz, wie er öfter zu thun pflegte, mit seinem Besuch zu erfreuen und mit seinem Segen zu stärken.

Der heilige Vater hatte also bereits die heutige Sitzung für sein Portrait beendigt, und das Gartenhaus Pius IV. wieder verlassen, während wir vor den Bildern des Rafael uns in den gefährlichen Gegensatz zwischen Kirche und Christusidee eingelassen hatten. In demselben Augenblick donnerte auch der Kanonenschlag von der benachbarten Engelsburg los, wodurch in Rom jedesmal die eingetretene Mittagsstunde mit dem einzig normalen Zeichen, nach dem sich in der Stadt alle Uhren regeln, angekündigt wird. Zugleich setzte sich unaufhörlich das wundersam klingende Läuten der Glocken fort, dem sich auch mehrere andere, in der Nähe befindliche Kirchthürme Roms zugesellt hatten.

Wir begaben uns wieder in den Hof der Loggien

hinunter, und da es hieß, daß der Papst bald wieder in den Vatican zurückkehren werde, und man ihn jetzt ohne alle Schwierigkeit von Person werde betrachten können, gaben wir alle unsere sonstige Sehenslust heut im Vatican auf, und beschlossen, uns dicht am Portal der päpstlichen Wohnung aufzustellen, wo uns die Protektion der schwarzrothgoldenen Schweizer schon vorher ein sicheres Warteplätzchen zugedacht hatte. Denn diese Protektion genügte uns für unsere Zwecke, den Papst in Rom zu sehn, vollständig, und wir nahmen sie statt jeder andern diplomatischen Vermittelung dankbar an.

Jetzt, nach langem Harren, hört man das Geräusch der zurückkehrenden päpstlichen Equipage. Zuerst sprengen vier Dragoner-Offiziere in den Hof, die, ganz schwarz gekleidet, mit schwarzen Handschuhen und hohen schwarzen Stulpen, und in schwarzen Helmen, mit den wallenden schwarzen Federbüschen darauf, einen ernsten wunderlichen Eindruck hervorrufen. Sie nähern sich in stürmischem Galopp dem Eingangsportal, und stellen sich an der einen Seite desselben in feierlicher Reihe auf, während zu beiden Seiten desselben hier sechs Schweizer und dort sechs päpstliche Gensdarmen Posto gefaßt haben. Nach ihnen erscheinen noch zwei bunt-

gekleidete Vorreiter, die hastig herangeritten kamen und denen unmittelbar der Wagen des Papstes folgte.

Unter dem unaufhörlichen schwungvollen Läuten der Glocken ist das sichtbare Oberhaupt der Kirche jetzt herangefahren. Die mit acht schwarzen Pferden bespannte Kutsche hat sich rasch, aber mit einem kaum hörbaren Rollen der Räder, genähert und hält vor dem Eingangs=Portal. Schon auf dem Bock glaubt man einen triumphirenden Kirchenfürsten zu erblicken, denn der Kutscher, eine ungeheuer feiste Figur, trägt purpurrothe Strümpfe wie ein Cardinal, und stellt sich in seinem schwarzen Rock mit den rothen Brandenburgs und in dem quergesetzten dreieckigen Hut überhaupt als eine ungemein gewichtige Persönlichkeit dar.

Jetzt steigen zuerst zwei Geistliche, unter denen sich Monsignore Talbot befindet, aus dem Wagen, und werfen sich zur Seite desselben auf ihre Kniee nieder. Jetzt fielen auch die Schweizer und die Dragoner und die gesammte Dienerschaft, welche sich auf dem Hofe befand, wie auch alle umherstehenden Fremden, auf die Erde hin, denn Seine Heiligkeit der Papst Pius IX. war im Begriff auszusteigen. An dem sich nicht ganz krümmen wollenden, steifen Rücken eines unermeßlich langen Engländers fanden wir ein bequemes Schirm=

dach, um die protestantische Widersetzlichkeit unserer Kniee etwas zu verstecken, und zugleich konnten wir die sich uns jetzt völlig offenbarende Erscheinung des Papstes von dieser Stelle aus mit aller Unbefangenheit und Genauigkeit mustern.

Pius der Neunte ist eine kleine, untersetzte, ziemlich starke Gestalt, die ein sehr wohlbehäbiges Ansehn hat und bei ihrer großen Leibesfülle doch nicht gerade den Eindruck eines wassersüchtigen und kränklichen Zustandes macht, den die Gerüchte und Zeitungen jedenfalls übertrieben haben. Er trat in einem ganz weißen Anzuge, mit einer weißen Capote über dem Kopf, heraus. Die weißen Schuhe, auf denen in Gold gestickt das Kreuz prangte, erinnerten an die höchsten Huldigungen der Christenheit, die der Papst zu empfangen berechtigt ist. Ein weiß und grau gemischtes Haar, welches, halb das Ohr bedeckend, hinter dasselbe zurückfällt, umwallt die Schläfe des ausdrucksvollen, eigenthümlich anziehenden Kopfes. Auf seinen Wangen liegt ein fast rosiger Teint, und das durch seine Regelmäßigkeit und Schönheit ansprechende Gesicht würde zugleich einen sehr milden Eindruck machen, wenn nicht die sehr markirt ausgeprägte Adlernase und der stechende, spähende Blick des länglichten, schmal geschlitzten Auges

eine gewisse Strenge und Schärfe in dies Gesicht geworfen hätten.

Dies ist Joseph-Maria Graf von Mastai Feretti, der unter dem Namen Pius des Neunten im Jahre 1846 auf Petri Stuhl sich setzte, und mit seinem schönen Gesicht und seinen bezaubernden Manieren alle Frauenherzen in Italien und in der ganzen Welt höher schlagen machte. Denn die gewaltige Anziehungskraft, welche er stets für Frauen hatte, floß fast auf eine magische und geheimnißvolle Weise von ihm aus, und wirkte, wie viele Beispiele bewiesen, sogar in die weite Ferne, wo die Züge des einst so gefeierten Papstes sich vielleicht nur durch ein Portrait der Illustrirten Zeitung in das Herz einer sehnsuchtsvollen norddeutschen Postmeistertochter eingeschlichen hatten. Die Zeichen eines solchen magischen Einflusses, welchen Pius IX. in der Nähe und Ferne auf weibliche Gemüther ausgeübt, sind ihm gewiß von allen Seiten zugeflogen, besonders in der Zeit, wo er die italienischen und europäischen Reformen wunderbar in seine Hand zu nehmen anfing, wo er das Prinzip der Guelfen und Ghibellinen in seiner Tiara ineinanderzuschlingen strebte, und wo sein kühner Geist fast schon im Begriff stand, die Allianz des Papstthums mit der

Demokratie feierlich und unter dem ganzen Segen der Kirche zu erklären. Damals war er eine hochherzige, blendende und hinreißende Erscheinung, und in den Taumel des römischen Volkes, der ihn unaufhörlich umjubelte, mischte sich der zärtlichste Enthusiasmus der Frauen, der sich überall mit heimlichen Seufzern und lauten Bekenntnissen an ihn drängte. Der Frauen-Enthusiasmus bezieht sich immer nur auf die Person, niemals auf die Idee, und das Wesen des Mastai Feretti, der in seiner Jugend die größten Anlagen zum schönen Husaren-Offizier gezeigt haben soll, mag auch von dieser Seite her Etwas an sich tragen, das ihm die Sympathien der Damen auf diese, an magische Einwirkungen gränzende Weise zuführte. In der That, der schöne Mastai wäre glücklicher geworden, wenn er die Wünsche seiner Jugend, Soldat zu werden, woran ihn damals nur die Zartheit seiner körperlichen Constitution verhinderte, hätte erfüllen können, während er jetzt als ein unglücklicher, in seinen besten Lebenstheilen zerstoßener Torso von 1848 dasteht, der zu leicht und kurzsichtig an die Wiedergeburt der Zeiten in diesem Jahre glaubte und an diesen Wahn seine Würde, seine Wirksamkeit und auch heut noch seine Freiheit verlor. Aber seine Verehrerinnen nah und

fern scheinen ihn darum nicht aus ihren Herzen verstoßen zu haben, und in Rom zählt er noch in allen Klassen der Bevölkerung begeisterte Anhängerinnen, die, obwohl ihn die italienische Nationalpolitik verurtheilt und die Situation des Tages ganz und gar willensunfähig gemacht hat, doch in ihren Gebeten und in ihren Blicken ihn nach wie vor feiern. Und wenn man heut zu gewissen Stunden des Tages an der Fontana auf der Via de' Lavatori (an der Ecke der Via Nuova) vorübergeht, wo die anmuthigen Wäscherinnen des Papstes unter fröhlichem und vertraulichem Geschwätz die Wäsche Seiner Heiligkeit an der frisch sprudelnden Quelle reinigen, da kann man noch immer aus dem Munde dieser Frauen, Mädchen und Kinder, die hier zusammen arbeiten, manches feurig lobende Wort für Pio Nono erschallen hören. Der Papst, obwohl er in diesem Jahre bereits in sein sechsundsechszigstes Jahr eingetreten, wird von jenen kräftigen Römerinnen am Brunnen noch immer der schöne Papst genannt, und Eine erzählt es der Andern mit glänzenden Augen, wann sie ihn zuletzt gesehen und daß er sie so wunderbar angeblickt habe, als er neulich vorbeigefahren und so recht eigens für sie den Segen gespendet habe.

Auch heut, wo Pius mit seinem noch immer kräftigen, ja fast militairischen Schritt an uns vorüberging, und in die Treppenhalle eintrat, theilte er allen Umstehenden seinen Segen mit. Seit einiger Zeit gingen auch die großen Glocken von St. Peter ganz in unserer Nähe und läuteten den erhabenen Moment mit tiefen ernsten Klängen aus. Ich fand, daß der Papst dem Publikum gegenüber einigermaßen befangen aussah. Sein Gesicht trug den schneidenden Zug der Enttäuschung, der alle bedeutenden Gesichter der heutigen Epoche markirt. In diese Enttäuschung mischte sich bei ihm eine scharfe Nüance der Ironie, die um seine feingezeichneten Mundwinkel spielte. Wir blickten dieser eigenthümlichen Erscheinung betroffen nach, und lauschten noch hinter ihm her, als wir seine heiligen Gewänder, welche die Schmerzensgewänder des Nessus für ihn geworden, schon auf der obersten Stufe der Treppe rauschen hörten. —

Jetzt fuhren noch andere Equipagen heran, aus denen der Majordomus des Papstes, der Herzog Borromeo (aus Mailand) und der Groß-Almosenier, der österreichische Prinz Monsualo, sowie einige Cardinäle ausstiegen, um sich ebenfalls in die päpstlichen Gemächer hinaufzubegeben. Diese Carrossen, die sämmt-

lich vergoldet und mit verschwenderischer Pracht verziert waren, unterschieden sich dadurch sehr von der einfachen und ganz gewöhnlichen Kutsche, in der wir den Papst hatten herbeifahren sehen. Pius ist aber schon seit dem Jahre 1848 nicht mehr anders gefahren, wozu ihn damals ein besonderer Umstand veranlaßte. Das römische Volk machte 1848 auf alle Staatscarrossen des römischen Hofes Jagd und suchte dieselben zu zerstören. Um diesen Gelüsten entgegenzuwirken, war die Geistlichkeit auf den Einfall gekommen, diese Wagen plötzlich zu einem ganz heiligen und kirchlichen Zweck zu benutzen und darin ein kleines, unter den Sculpturen des Capitols aufgefundenes Marmorbild, dem man die wunderthätigsten Eigenschaften beilegte und das den Bambino vorstellen sollte, zu den Kranken herumzufahren. Die Wagen sollten dadurch ebenso geschützt werden, wie gewisse Straßenwinkel in Rom, bei denen man, um sie vor Verunreinigung zu bewahren, statt jeder anderen Warnungstafel nur ein dreimal an die Mauer gezeichnetes Kreuz mit weißer Kreide angebracht. Das Volk gewöhnte sich jetzt wieder daran, diese Wagen zu respectiren, aber Pius erklärte nun, daß er, aus Ehrerbietung gegen das Heiligthum, das in diesen Wagen einhergeführt wor-

den, dieselben jetzt nicht mehr für seine Person benutzen werde. Und, mit Ausnahme des Achtgespanns, das er beibehalten, zeigte er sich seitdem den Römern stets nur in der anspruchslosesten, jeder Auszeichnung entbehrenden Equipage.

Es scheint, daß der Papst zu seinem heutigen Diner, das jeden Tag regelmäßig um zwei Uhr stattfindet, sich einige Gäste geladen hat, denn die Zahl der noch herbeifahrenden Equipagen mehrt sich, und man erwartet noch, wie es heißt, den seit einigen Tagen in Rom anwesenden Herzog von Modena, dem der Papst schon wiederholt Festlichkeiten veranstaltete. In der Regel speist jedoch der Papst ganz allein auf seinem Zimmer, nur umgeben von zwei Kammerherren, von denen der eine, Signor Angelini, im Besitz der schönsten Tenorstimme der Welt ist, mit der er sich in den vornehmen Dilettanten-Concerten in Rom häufig hören läßt. Signor Angelini pflegt auch die Suppe des heiligen Vaters zu kosten, ehe sich derselbe zum Essen anschickt. Denn die schlimmen Zeiten haben auf dem Thron des heiligen Petrus noch immer nicht aufgehört, und die ringsum lauernden Feinde können ihr Verderben selbst in die Suppe des Papstes einbrocken. Dies weiß in Rom Jedermann, und nirgend

hört man eine verwunderte Aeußerung darüber. Bei diesen gewöhnlichen Mahlzeiten Seiner Heiligkeit soll es übrigens ungemein einfach und hausbürgerlich hergehen, denn die clericale Ueppigkeit der Tafel ist, wie jede andere Verschwendung eines fürstlichen Hofhalts, von Pius IX. auf das Strengste abgewiesen worden. Der Papst hat in dieser Hinsicht sogar eine sehr strenge Oekonomie herausgekehrt, der es an übeler Nachrede und unzufriedenen Aeußerungen im päpstlichen Palaste selbst nicht gefehlt hat. Besonders ist die Reaction gegen die Limonade, welche Pius in seinem Haushalt angeordnet, von den päpstlichen Beamten sehr schlimm empfunden worden, die sonst auf den Kanzleien und Bureaux, und bis in die Bedienten-Zimmer und Ställe hinein, einen gänzlich freien Verbrauch dieses nationalen Getränkes hatten, und nach Belieben sich desselben im Vatican bedienen konnten. Pius strich die 60 Scudi, welche früher für den täglichen Verbrauch von Limonaden auf dem Budget der Päpste standen, und sagte mit seiner halb gutmüthigen Ironie zu den sich darüber verwundernden Hofleuten: „Ich werde mir von jetzt an die Citronen zu meiner Limonade in meinem eigenen Garten pflücken.“ Man war der Meinung, daß der Papst nicht nöthig habe,

ein so knauseriges System in seiner Hofhaltung einzuführen, denn obwohl allerdings für sein Ausgaben-Budget nur etwas über 600,000 Scudi ausgeworfen sind, wovon auch noch die Kardinäle unterhalten werden müssen, so bezieht doch das Oberhaupt der Kirche so viele, bis in's Ungeheuere sich versteigende Neben-Einkünfte, daß seine Kasse die aller anderen fürstlichen Souveraine, auch der reichsten, weit übertreffen dürfte. So mange englische Lady, die unter den Zaubern der Peterskirche ihr anglikanisches Kirchenthum abgeschworen, sendet dem heiligen Vater wöchentlich, zur Erlangung einer Privatmesse für ihr Seelenheil, so ungeheuere Summen ein, daß davon ganz Rom, statt jeder anderen Freiheit, sich wenigstens in der Freiheit der Limonade berauschen könnte. Noch mehr bringen die Todtenmessen ein, die in manchen Jahren den Ertrag von einer Million Scudi dem Papste abgeworfen haben sollen. Pius IX. ist aber nach andern Seiten hin so freigebig, namentlich mit Geschenken und Pensionen, daß gegen diese Ausgaben seine Civilliste nur ein kleines Taschengeld ist, das er für seine nothwendigsten Bedürfnisse streng zusammenhalten muß. Es ist möglich, daß die frühere Volksthümlichkeit dieses Papstes zuerst weniger durch seine Refor-

men als durch seine beispiellose Freigebigkeit hervorgerufen worden ist. Seine Neigung, Geschenke zu machen und Jahrgelder auszusetzen, folgt jedoch in neuester Zeit auch nicht selten ausschließlichen und tendenziösen Gelüsten, die sonst nicht in seinem Charakter lagen. So fanden vor einigen Tagen in der Kirche St. Apollinare vor dem Papste die Redeübungen zweier Disputanten aus dem Collegio Pio statt, in denen aber die beiden jungen Männer mit ihrer Gelehrsamkeit und Zungenfertigkeit sich nur darin überboten, den Protestantismus als eine wirkliche Ausgeburt der Hölle zu schildern und seine verderbliche und teuflische Natur in allen Beziehungen nachzuweisen. Der Papst, der die Scudi für die Limonade spart, hat jedem dieser Herren ein Medaillon von hundert Scudi an Werth zustellen lassen und dazu eine lebenslängliche Pension von ebensovielen Scudi gefügt. Es ist dies zugleich eine dem Protestantismus erwiesene Ehre, die derselbe durch seine ihm heut noch gebliebene Stellung und Macht kaum zu verdienen scheint.

Auch für seine ihn zunächst umgebenden Diener, die er in rother Seide kleidet, sorgt Pius mit gütigen und gabenreichen Händen. Es bekommen sogar diejenigen, welche ihn bei schlechtem Wetter auf seinen täglichen

Spazierfahrten begleiten müssen, jedesmal eine besondere Gratification, die oft nicht geringfügig ausfällt, und einen bestimmten Posten auf seiner Civilliste bildet. Bei allen seinen maaßlosen Verausgabungen, mit denen Pius IX. seinem Herzen und seinem Eifer für die Kirche folgt, hat er doch zugleich eine weit bessere Ordnung in die Finanzverwaltung des Kirchenstaats gebracht, als sie je unter seinen Vorgängern, und namentlich unter dem letzten Pontificat Gregors XVI. bestanden, welcher Statthalter Christi eine Schuldenlast von 45 Millionen auf Petri Stuhl zurückließ.

Es sind dies Alles liebenswürdige Züge eines Charakters, der an den ungünstigen Umständen, in die sein Wirken fiel, und noch mehr an der Unmöglichkeit der Aufgabe, die er sich gestellt hatte, märtyrerhaft zerschellen und in sich selbst zerrieben werden mußte. Pius IX. ist eine schöne Seele, die gern alle Menschen und Stände beglücken, alle Zeiten versöhnen und die leitenden Ideen der Geschichte anerkennen und zur Wahrheit machen wollte. Aber die schöne Seele ist den Stürmen, die sie heraufbeschwört, nicht gewachsen. Um eine Nation zu erneuern, um eine ganze Zeit in ihr richtiges Bett der Entwickelung

zu leiten, bedarf es mehr des Schwertes in fester Hand, als der sinnigen Spielerei mit Träumen und Gedanken, die Dem, welcher sie nicht mit schaffender Gewalt zu meistern weiß, zu ebenso vielen Gefahren über den Kopf wachsen müssen. Vielleicht hätte Mastai Feretti, als er seine Studien in Volterra machte, besser daran gethan, seinem ihn treibenden Instinct zu einer militairischen Carrière zu folgen, als daß er mit seinen unternehmungslustigen dreiundzwanzig Jahren und mit seinem thatenstrotzenden schönen Körper die Regeln des Priesterstandes empfing und in die wilde Einsamkeit einer apostolischen Mission, die ihn damals nach Chili berief, abging. Charaktere seiner Art, die nicht Das sein wollen, was sie sind, und nicht Das sind, was sie sein sollen, werden in der Regel die größte Geißel der Geschichte. Sie verderben ihre Freunde, erhöhen ihre Feinde, und bringen die Sache, gegen die sie kämpfen, zu einem unheilvollern Sieg als je. Sie selbst endigen gewöhnlich in einer Apathie, welche der Inhaltlosigkeit entspricht, bei der sie zuletzt angelangt sind. Diese Wahrnehmung beschlich uns gestern im Castel Gandolfo, dem ungemein reizend gelegenen kleinen Dorf am Albaner See, wohin wir, um die

päpstliche Sommerresidenz kennen zu lernen, unsern Ausflug gerichtet hatten. Ein Blick in die dortigen Wohnzimmer Pius IX. verrieth uns auch die vielen kleinen Gegenstände des Interesses, welche die Mußestunden des Statthalters Christi dort in seiner Zurückgezogenheit auszufüllen scheinen. Manches schien darunter in der That einer apathischen Spielerei anzugehören, die zuweilen auch noch einen andern Beigeschmack hatte. So fiel uns besonders eine Reihe chinesischer Frauenbilder, welche die Galerie eines kostbaren Schreibtisches schmückten, auf. Diese schönen Frauenzimmer aus dem himmlischen Reich der Mitte hatten zwar nicht gerade etwas Ueppiges, aber sie sahen doch so aus, daß man sich darüber verwundern konnte, sie hier zu finden, besonders in einer Nachbarschaft, welche uns an die unbefleckte Empfängniß erinnerte. Denn daneben auf dem Schreibtisch Seiner Heiligkeit lag ein Pracht-Exemplar des officium immaculatae conceptionis*), versehen mit sehr schönen Stahlstichen von den Compositionen, welche der berühmte Maler Steinle von dem Mysterium der un-

*) Regensburg bei Manz.

befleckten Empfängniß gemacht hat. Der Maler selbst hat das Werk dem Papste als Huldigung dargebracht, und ihn auf einem Blatt vor dem Titel als den „erhabenen Promulgator des Marianischen Dogma's“ (von der unbefleckten Empfängniß) bezeichnet. —

---

## III.

## St. Peter zu allen Zeiten.

Wenn man auf der mit Engeln geschmückten Brücke von Sant Angelo den still darunter liegenden, von alten Tagen und von den Gesängen des Horaz träumenden Tiberstrom überschreitet, tritt man zuerst der gewaltigen Engelsburg, dem Mausoleum des Kaisers Hadrian, entgegen. Hier, in den ehemaligen Kaisergärten der Domitia, hatte einst dieser römische Kaiser, nachdem er seine weltberühmte Fußreise mit entblößtem Kopf durch alle Provinzen seines Reichs vollendet, das prachtvolle Grabmal für die Asche der Imperatoren gebaut, die in dem übervoll gewordenen Mausoleum des August keinen Platz mehr finden konnten. Die verfallenen Grabeskammern der Cäsaren würden uns nicht locken, hier einzudringen, aber die andere Bestimmung, die Kaiser Hadrians Mausoleum

im Lauf der Zeiten empfing, wodurch es zur Hauptfestung Roms und zum Staatsgefängniß wurde, hat einen viel geheimnißvolleren Reiz über diese wunderbaren Steinmassen gebreitet. Ein Geheimniß ist das Innere der Engelsburg schon seit vielen Jahrhunderten, und die Kenntniß des Zusammenhanges der inneren Wendelgänge und Kammern ist durch die hier eingenistete Staatsintrigue ebenso verloren gegangen, als die Anschauung des ursprünglichen Bauplans, den so viele historische Schicksale und Zerstörungen verändert haben, verloren gegangen ist. Seitdem die Engelsburg zum Staatsgefängniß dient, sind von jeher viele Mysterien der päpstlichen Politik darin untergebracht worden, und auch die Galeerensklaven des Kirchenstaats, die in Rom beschäftigt werden, verhauchen die Seufzer ihrer Verzweiflung gegen diese räthselhaften Mauern.

Wir schritten an den gewaltigen, zu einem ungeheuren Viereck aufgethürmten Quadern dieses Castells, das sich keinem freiwilligen Besuch öffnet, eilig vorüber, und bogen links in den Borgo ein, um die Basilika von St. Peter, die das Ziel unserer heutigen Wanderung war, zu besuchen. Wir verfolgten den Weg, welcher an dem bedeckten Gang vorüberführt,

den Alexander VI. von der Engelsburg nach dem Vatican anlegen ließ und durch den sich die Statthalter Christi in der Stunde der Gefahr, wenn äußere Bedrängnisse für sie ausgebrochen waren, aus ihren Gemächern zu retten pflegten, wie Clemens VII. that, als der tapfere Connetable Carl von Bourbon sein Heer zur Belagerung Roms geführt hatte. Plötzlich standen wir jetzt auf dem Petersplatz, und hörten die Springbrunnen rauschen, die zu beiden Seiten des Obelisken ihre sprudelnde Wassersäule auf ihre Granitschaalen herabfallen ließen.

Vor unserm Angesicht hatten wir die Peterskirche, den Wunderbau der neuen Welt, dessen erstem Anblick man mit Herzklopfen entgegengeht, wie dem ersten Anblick des Meeres, von dem man stets die ungeheuersten Erwartungen genährt, die nur enttäuscht oder übertroffen werden können. So trägt auch Jeder seit seiner frühesten Jugend eine Peterskirche in seiner Phantasie, und ihr märchenhafter Prachtbau, in dem sich die Namen Bramante, Rafael, Michel Angelo und Leo X. verschlingen, hat uns zuerst in der frischen und eindrucksreichen Zeit beschäftigt, in der man uns die ersten Ursachen der Reformation in den auf jene Baukosten verrechneten Ablaßbriefen Tetzels kennen

lehren wollte. Wie vom Meere, so hat man sich denn auch von St. Peter, diesem zu einer Kirche von Marmor und Gold zusammengefaßten Ocean, die verschiedensten Vorstellungen gebildet. Man zittert, wie diese Vorstellungen zur Wirklichkeit des Baues sich verhalten werden, und man behält sein erstes Bild von ihm oft noch eine Zeitlang nachzitternd in seiner Seele, wenn man, unter den Säulen der Kirche umherwandelnd, schon im Begriff ist, die wirkliche Gestalt, entkleidet von allen mitgebrachten Träumen und Vorstellungen, aufzufassen. Aber auch dann noch, wenn wir zu einer Klarheit und Bestimmtheit der Anschauung durchgedrungen, tritt leicht ein Moment der Verwirrung ein, und man kann sich überwältigt fühlen von der künstlerischen, wie von der historischen Allmacht eines Bauwerks, in dem die antiken Schönheitsformen sich den Tiefen des christlichen und katholischen Geistes geschmiegt und dienstbar gemacht haben, und an welchem zugleich das dritte Weltalter, das reformatorische, schon bei der Entstehung dieser die ganze Christenheit beherrschenden Basilica ausgebrochen ist.

Der Petersplatz, auf dem man umschauend gern noch verweilt, ehe man sich in die marmorne Unendlichkeit von St. Peter einschifft, breitet sich in zwei

Theilen, die eine mit einem Quadrat verbundene Ellipse bilden, in einem dem Auge fast unermeßlichen Umfange vor der Peterskirche hin. Die bedeckten Säulengänge und Gallerieen, die zu beiden Seiten des Petersplatzes einherlaufen, und als ein Meisterwerk Bernini'scher Baukunst erscheinen, geben dem Platz eine ungemein feierliche und würdige Umfassung. Es sind dreifache bedeckte Säulengänge, deren Radien auf einem Travertin zwischen den beiden Springbrunnen und dem Obelisk vereinigt erscheinen und dadurch die Illusion einer einzigen Reihe gewähren. Man glaubt hier schon in einem wunderbar gefeiten Kreise zu stehn, in dem man allen gewöhnlichen Lebensberührungen entzogen ist. Die Straßen Roms, welche hinter der Piazza del Rusticucci herauf sich bis hierher schlängeln, scheinen einer andern fernabliegenden Welt anzugehören. Hinter uns liegt St. Petri Dom, der für sich allein die Residenz des Katholizismus, die hohe Zwingburg des welterobernden Kirchensystems ist. Wir wenden uns jetzt endlich, bang entschlossen, in diesen Kampf der Betrachtung und Bewunderung mit ihr einzugehen, nach der Peterskirche um, und grüßen ihre Riesenkuppel, die dort hoch und gewaltig über den Zinnen des Gebäudes schwebt.

Von der einzig dastehenden Großartigkeit und Majestät des Baues muß man jetzt schon den vollsten Eindruck empfinden, obwohl derselbe nicht so überwältigend und alle Kritik zurückdrängend ist, als ihn die beispiellose Massenhaftigkeit des Gebäudes, und die Gewalt der diese Massen durchdringenden Harmonie, sonst hervorrufen müßte. Je näher man aber der Peterskirche selbst entgegenschreitet, und die Hauptfaçade des Gebäudes sich vorstellig macht, desto auffallender tritt die Wirkung der Kuppel zurück, die, nach Michel Angelo's Plan, den Haupteffect des ganzen Baues bilden und krönen sollte. Die einen größeren Umfang der Façade herbeiführenden Zusätze, welche Maderno zu dem Bauplan Michel Angelo's hinzufügte, haben dieses ungünstige Verhältniß hervorgerufen, durch das die Kuppel von St. Peter nur, wenn man sich auf einem sehr entfernten Standpunkt von ihr befindet, in ihrer wahren Größe und Ganzheit sich dem Auge des Beschauers darstellt. Es ist dies ein architektonischer Fehler, der von vornherein die künstlerische Massenwirkung von Sanct Peter wieder in sich selbst zusammenschrumpfen läßt und auf ein anderes Mißverhältniß vorbereitet, das, sobald man durch die prachtvoll geschmückte Vorhalle in das Innere

der Kirche eingetreten, den wunderbaren Zwiespalt des Ganzen mit seiner Größe hervortreten läßt.

Wenn man, nahe beim Haupteingang schon, in Erstaunen und bewunderndem Anschauen, auf der runden Porphyrplatte stehen bleibt, die noch aus der alten Peterskirche entnommen worden, und auf der einst die Kaiser des heiligen römischen Reichs vor ihrer Krönung knieend ein Gebet über sich sprechen lassen mußten, wenn man dann seinen Blick auf diese hohen, von Marmor, Broncen und Mosaiken strahlenden Hallen, an allen diesen Säulen, Capellen, Monumenten, Altären und Bildsäulen vorüber, bis zu dem von der großen Kuppel überwölbten Hauptaltar und der dahinter liegenden, die ungeheure Perspective abschließenden Tribüne hinuntergleiten läßt: so kann man in demselben Augenblick noch zweifelhaft über die Größe des Raums sein, den man mit seinen Blicken durchmessen hat. Denn die Größe der Peterskirche ist gewissermaßen ein Geheimniß, das sich bei der ersten unmittelbaren Anschauung ihres Innern uns nicht sogleich offenbart, indem die jeden bekannten Maaßstab überragende Ausdehnung aller Verhältnisse erst allmählig, und durch das Vergleichen und Combiniren aller Einzelnheiten, sich uns erschließt. Die Größe des Gan-

zen liegt aber hier in der Harmonie bezwungen, durch welche die einzelnen Theile mit einer unbegreiflichen Leichtigkeit aneinander gerückt und zu einer einheitlichen Gesammtwirkung verarbeitet worden sind. Man bemerkt daher die Unermeßlichkeit dieser Größe erst, nachdem sie über unserm Haupte die Riesenfittige zusammengeschlagen hat und wir uns in ihrem Labyrinth gefangen finden. Aber diese eigenthümliche Situation, in welche wir hier eintreten, scheint die Ueberschwänglichkeit eher auszuschließen, als in sich zu begreifen, denn der combinirende Verstand ist es, der zunächst durch den Anblick von St. Peter herausgefordert und in Thätigkeit gesetzt wird, und der die Größe, die der Gesammteindruck des Ganzen wunderbar verheimlicht, aus der Berechnung aller zusammenwirkenden Theile nachzuweisen unternimmt.

Man hat über diesen Eindruck St. Peters gestritten, in dem zunächst ein Wunder der architektonischen Idee und Gestaltung vorliegt, denn wir würden uns nicht entschließen können, einen Mangel des Kunstwerks darin zu erkennen. Das Kunstwerk ist an sich von der Größe des Raums, den es beschreibt, unabhängig, und es erfüllt seine Zwecke unter allen Raumverhältnissen, unter denen es auch immer geboren

werden mag. Die Baumeister von St. Peter hätten es leichter gehabt, eine Kirche der unendlichen Größe, der unermeßlichen Ausdehnung darin entstehen zu lassen. Vielleicht hätte ein solcher Bau mehr auf das Gemüth eingewirkt, als es die Peterskirche jetzt vermag, die, als ein Werk des berechnenden Verstandes, auch wiederum nur den Verstand in Bewegung zu setzen vermag, und der Combination jedenfalls mehr Nahrung bietet, als der Phantasie, die hier ihren Flug nur sehr gemessen und ruhig ausspannen kann. Aber dies seltsame Verhältniß einer Größe, die sich in sich selbst verbirgt, und die nur aus einer genauen Betrachtung ihrer Theile wiedergefunden wird, kann nicht ein Fehler am Kunstwerke sein, sondern sie ist die wahrhaft künstlerische Gestalt dieser in den Gesetzen ihrer eigenen Harmonie schwebenden Schöpfung.

Wir können darum auch Denjenigen nicht Recht geben, welche die Peterskirche als den Sitz der die Phantasie berückenden Elemente des Katholizismus haben auffassen wollen. Diese Elemente, die in anderen Kirchen Roms so reichlich quellen, und mit aller Pracht des sinnlichen Ausputzes sich verstärkt haben, sind in Sanct Peter vor der gediegenen Plastik der Ausführung ganz und gar zurückgewichen. Es ist keine transcen=

dente, im Halbdunkel schwelgende, mit den kostbaren Geschenken für die Madonna und alle Heiligen prunkende Romantik, sondern es ist eine reine, kunstvoll aufgebaute Verstandessphäre, in welche man im Sanct Peter eintritt, und in der man die Idee des Katholizismus zwar in ihrer großartigsten plastischen Ausgestaltung, aber keineswegs in ihrer Gemüth und Urtheil hinreißenden Magie walten sieht. Die Peterskirche hat zwar bei den Nordländern immer vorzugsweise für die Kirche der Proselytenmacherei und für den eigentlichen Venusberg des Katholizismus gegolten, dem man, einmal in ihn eingegangen, nicht mehr entrinnen könne. Aber wir müssen offen sagen, daß, wer in Sanct Peter den Verstand verliert, schon bei seiner Ankunft in Rom keinen mehr zu verlieren haben konnte. Der geistig und sinnlich verwilderte Protestantismus, der schon erschöpft und zerfallen vor den Pforten Sanct Petri anlangt, mag in diesen Hallen eines majestätischen Friedens, einer heitern klaren Selbstgewißheit, leicht haltungslos in sich zusammenkriechen, und in der Hingebung an das System, das diese unerschütterliche Veste des Katholizismus geschaffen hat, seine letzte Stütze suchen, oder den letzten Rest seiner Vernunft dahinfahren lassen. An der Bekehrung

der meisten Protestanten in Rom ist die Peterskirche ebenso unschuldig, als in alten Zeiten das Capitol an der weisheitsvollen Beredsamkeit seiner Gänse war. Wenn Zacharias Werner, der Verfasser der „Weihe der Kraft", und so viele andere seiner Richtung, hier vor den Altären ihren Protestantismus abschworen, so war dieser schon lange vorher im romantischen Genußprincip entzwei gebrochen, und war zu schwach geworden, um seinen Freund zu verstehen, der in dem hellen lichten Verstandesprincip, das den ganzen Bau von Sanct Peter durchdringt und charakterisirt, ihn hätte erheben und wieder zu sich selbst bringen können.

Wie große Menschen der Geschichte zu verschiedenen Zeiten einer verschiedenen Beurtheilung und Ausdeutung ihres Charakters, ihres Lebens und ihrer Thaten unterliegen können, so mag dies auch mit großen Gebäuden, die ebenfalls handelnde Figuren in der Weltgeschichte sind, der Fall sein. Sanct Peter muß uns erlauben, heut neue Anschauungen von ihm zu haben. Seine gewaltige Architektur ist zugleich die berechnetste und verstandesklügste von der Welt; sie weiß unter ihren lichtvollen Bogen, in ihrer ganzen sich künstlerisch ausgleichenden, den Raum dialektisch vertheilenden Composition, den Verstand vielmehr zu

schärfen und herauszufordern, anstatt ihn einzulullen und zu umnebeln. Hier ist keine in duftigen Rauchwolken emporwirbelnde Phantasmagorie, es ist eine klare, marmorhelle und marmorfeste Wirklichkeit, die uns umgiebt und die uns vor Allem zur Erkennung ihrer künstlerischen Gesetze, zum Studium ihrer tief berechneten Wirkungen, auffordert. Es ist nicht die Idee des Katholizismus, sondern es ist das tiefdurchdachte und weitberechnete System der Hierarchie selbst, das in der Architektur von Sanct Peter, in diesen perspectivischen Täuschungen und Verkürzungen, und in dieser unbegreiflichen Beherrschung des Ganzen durch eine an das Wunder gränzende Combination des Einzelnen, seinen Ausdruck erhalten hat. Darum ist Sanct Peter, weit entfernt davon, die Kirche der schwärmerischen Glaubensinbrunst zu sein, vielmehr der naturgemäße Wandnachbar des Vatikan, wo die Päpste wohnten, wo sie die Geheimnisse ihrer Herrschaft ausdachten und mehrten, und ihre Machtpolitik wie ihre Bannblitze schmiedeten.

Das allem Mysterium entgegengekehrte Verstandes-Element, welches die Architektur von Sanct Peter bestimmt hat, erscheint in dieser Basilika wesentlich durch die Combination mit der antiken Plastik getragen. Als

Rafael Sanzio, nach dem Tode Bramante's, von dem Papste Leo X. zum Baumeister der Peterskirche ernannt worden, entwarf der große Maler einen neuen Bauplan, den er besonders auf den Gedanken begründete, daß die Schönheit der Antike zur Grundform der neuen Peterskirche erhoben werden müsse. Leo X. war ein Lebemann im großen Stil, und die heitere Antike sagte ihm jedenfalls mehr zu, als die transcendente Romantik der gothischen Dome, die seinem lustigen, etwas ironisch gefärbten Geist am wenigsten entsprach. Es ist ein großer Unsinn der Machthaber, wenn sie sich mit der Antike einlassen, in der sie stets ein der Gewaltherrschaft feindliches Princip an ihrem Busen nähren. Der heilige Vater, der die Bedeutung des reformatorischen deutschen Mönches in dieser Zeit nicht einzusehen vermochte, ergriff den Gedanken Rafaels, welcher die erste Kirche der Christenheit mit der Schönheit der Antike vermählen wollte, mit großer Begeisterung.*)

*) Rafael schrieb darüber in einem, an seinen Freund Castiglione gerichteten Briefe aus Rom (Bottari lettere Pittoriche I. 83): „Unser Herr hat mir, indem er mich beehrte, eine große Last auf die Schultern gelegt; dies ist die Besorgung des Baues der Petrikirche. Ich hoffe zwar nicht zu unterliegen, und um so mehr, da das von mir verfertigte Modell Sr. Heiligkeit ge-

Die uralte Basilica, die schon im vierten Jahrhundert von Constantin auf der Märtyrerstätte des Apostels Petrus im Circus und Garten des Kaisers Nero erbaut worden, sollte jetzt, nachdem das Mittelalter diesen Bau hatte verfallen lassen, nach den Grundgesetzen der antiken Schönheit wieder aufgebaut werden. Es war dies eine Combination, die, obwohl der antiplastischen Idee des Christenthums widerstreitend, doch schon mit der Entstehung der römisch-katholischen Kirche im Grunde auf das Genaueste zusammengehangen hatte. Die christliche Kirche Roms war ja recht eigentlich in die Ruinen des römischen Alterthums hineingewachsen, und die Tempel der alten Götter haben, wie man noch heut sieht, überall ihre Pfeiler und Säulen, ihre Gesimse und Grundsteine hergegeben, um die christlichen Altäre einzufassen und die neue Kirche so rasch und fest als möglich mit den Mitteln des alten Schönheits-Cultus aufbauen zu helfen. Da hat die Madonna von der Minerva und

---

fällt, und von vielen schönen Geistern gelobt wird. Aber ich hebe mich höher in dem Gedanken. Ich wünschte die schönen Formen der antiken Gebäude aufzufinden; nur weiß ich nicht, ob das nicht der Flug des Icarus sein wird. Vitruv giebt mir großes Licht, aber nicht so viel als hinreicht."

Vesta, selbst von der Venus, die alte, von der schön-sten Kunst geheiligte Stätte geborgt, und hat diese halb verfallenen Hallen durch ihren neuen Dienst neu zusammengefügt und befestigt. Jesus Christus hat sein Reich der Gläubigen in einem alten Apollo-Tempel aufgeschlagen, und derselbe hat sich um ihn auf den alten Pilastern zur Kirche des Kreuzes wunderbar zu-sammengeschlossen und erhöht. Man weiß nicht mehr, ob die bronzene Bildsäule des heiligen Petrus, die dort am letzten Pfeiler des Mittelschiffes von Sanct Peter steht, eine antike Jupiter-Statue ist, oder ob sie wirklich nach der Leibesgestalt des Apostels geformt worden. So sahen wir auch, als wir neulich das prachtvolle Forum Trajans besuchten, den heiligen Petrus selbst auf der Spitze dieser Säule stehen, die einst dem Kaiser Trajan nach der Eroberung von Dacien vom römischen Senat errichtet worden. Der Apostel hat sich gerade auf die Spitze dieser Säule hinaufgestellt, und in einer feierlichen energischen Hal-tung beherrscht er von dort das in wunderbaren Säu-len-Trümmern zu seinen Füßen ruhende Forum.

Diese Synthese des Christenthums mit der An-tike, die von vornherein in der Entwicklung der christ-lichen Kirche liegt, bewegte auch den Geist Rafaels,

als er den neuen Dom von St. Peter in den Gesetzen des antiken Schönheits-Ideals entstehen lassen wollte. Es war ein Gedanke, in dem die Versöhnung der kämpfenden Weltalter sich ausdrückte, daß hier über dem Märtyrergrabe des Apostels Petrus, der an dieser Stelle den schmählichen Tod erlitten für die neue Gotteslehre, und wohin auch die Ueberreste seiner Gebeine aus den Katakomben gebracht sein sollen, ein Tempel der heiteren und klaren Schönheit, ein christliches Gotteshaus in Maaß und Form der antiken Lebensherrlichkeit, sich wölben solle. Dieser Gedanke blieb dem Bau von Sanct-Peter als plastisches Gesetz eingegraben, wenn auch Rafael's Tod andere Baumeister mit anderen Plänen und Entwürfen in die Schranken rief. Unter diesen waren Michel Angelo und Maderno diejenigen, welche die Peterskirche, wie sie heut vor uns steht, in ihrer ganzen Composition abgeschlossen und geschaffen haben. Michel Angelo befand sich schon in seinem vorgerückteren Greisesalter, als er von dem Papst Paul III. die Ernennung zum Baumeister der Peterskirche annahm. Unter seinen gewaltigen Händen empfing der Bau nun seine entscheidendsten Feststellungen, und die Form des griechischen Kreuzes, welche die Kirche jetzt wieder

erhielt, muß auf Michel Angelo zurückgeführt werden, nachdem Rafael den ursprünglichen Plan des Bramante in die Gestalt des lateinischen Kreuzes zu verändern gesucht hatte. Besonders aber war es die Kuppel von St. Peter, mit welcher sich der titanische Geist Michel Angelo's am sorgfältigsten beschäftigte, und deren schwungvollem Gewölbe er eine größere Festigkeit zu verleihen trachtete. Nach seinem Plan hatte nun erst das eigentliche Wachsthum des Wunderbaues begonnen, an dem die folgenden Jahrhunderte unermüdlich fortbauten, abänderten und umgestalteten, je nachdem Verhältnisse und Zeitgeschmack dazu mitwirkten.

Wir setzten jetzt unsere Wanderung durch die Kirche zuerst bis zu dieser Kuppel fort, welche sich über dem Hauptaltar von St. Peter in einem unermeßlichen Schwunge und mit ebenso viel inniger Harmonie als ernster feierlicher Größe erhebt. Die wunderbare Illusion des Raumes, welche die ganze Peterskirche beherrscht, befällt uns auch, wenn wir unter dieser Kuppel stehn, die uns mit ihren Pfeilern und Nischen und mit ihrer darüber gebauten, von herrlichen Mosaiken verzierten Wölbung in einem harmonisch abgeschlossenen Raum umfängt, und nur allmählig erst

und durch eine angestellte Probe die ungeheuere Ausdehnung fassen läßt, in die wir hier durch den Zauber der Architektur eingetreten sind. An dem Rand der Kuppel umher laufen die bedeutsamen Worte: Tu es Petrus, et super hanc petram aedificabo ecclesiam meam et tibi dabo claves regni caelorum.*) Um diese an der ganzen Wölbung fortlaufende Inschrift lesen zu können, muß man innerhalb der Kuppel von einer Stelle zur andern hinübertreten. Die geraume Zeit, die dazu erforderlich ist, um in dieser scheinbar sehr bemessenen Rundung herumzukommen, liefert erst den Beweis, welcher ausgedehnte Umfang, welches überraschend ausgreifende Raumverhältniß an dieser Stelle der Kirche waltet.

Jetzt aber hat in der großen Capelle des Querschiffes die Messe begonnen, die heut, am Sonntag, mit einem hohen Aufwande aller ihrer Mittel gefeiert wird, und schon erhebt die Musik ihre festesfröhlich rauschenden, die Andacht und die Freude beflügelnden Klänge. Wir ließen uns zu den Füßen des heiligen Petrus dicht unter seiner Bildsäule nieder, die am letzten Pfeiler des Mittelschiffes auf der rechten Seite

*) „Du bist Petrus, und über diesem Fels werde ich meine Kirche erbauen und Dir die Schlüssel des Himmelreichs geben.“

steht, und wo eine Bank uns zum Ausruhen und Verweilen einlud. Wir konnten hier bequem schauen und hören, und zugleich einem großen Theil der Kirche, die sich jetzt schon mit einer großen Menschenmenge angefüllt hatte, unsere fernere Betrachtung widmen. Wie bedeutend aber auch die Zahl der Gläubigen sich mehren mag, welche zu dem glänzenden Schauspiel des Hochamts sich eingefunden haben, man bemerkt es kaum, daß die Räume sich mit Menschen angefüllt haben. In St. Peter ist man immer einsam, und das größte Menschengewühl schwindet unter diesen jedes Maaß überbietenden Hallen und Pfeilern zu Schattenbildern zusammen, die in sich selbst verschweben, und deren Bewegungen sogleich zu ersterben scheinen an den Alles überwältigenden, Alles zwischen sich zerreibenden Marmormassen.

Die Musik des Hochamts hat sich aber in jauchzenden Harmonien emporgeschwungen, und das Sängerchor fällt mit klangvollen, begeistert aufsteigenden Stimmen ein, um der Andacht zu dem Erlöser den melodieenreichsten Ausdruck zu leihen. Wie schmetternde Lerchen wirbeln einzelne Soli, die um den Effect der Oper buhlen, und zur Verherrlichung des Heiligsten, wie es scheint, auch das frohe Entzücken der Sinne,

das umflatternde Ergötzen auf bunten Blumentriften, auszudrücken wagen. Nun hört man auch die Castraten schlagen, welche aus dem früheren Glanz des römischen Castraten-Instituts dieser Capelle noch übrig geblieben. Es giebt heut noch drei solcher Sänger in der Kapelle von St. Peter, und ihre vorgerückten Jahre haben sich bereits an ihnen geltend zu machen angefangen. Zwei andere jüngere lassen in der Privatcapelle des Papstes diese wundersamen Accente und Mischungen des Tons hören, welche aus dem Opfer des geschlechtlichen Lebens des Mannes entstehn, wie der indische Gott Wischnu seine Geschlechtstheile in's Wasser fallen läßt und dadurch die gottduftige Lotosblume, die in ihrer gewürzreichen Blütenkrone den Gott schaukelt, erzeugt.

Ringsumher auf dem Fußboden knieen viele Damen, die Gesichter dem heiligen Bilde über dem Altar zugewandt, aber leise bebend von der geheimnißvollen und alle Nerven durchdringenden Wirkung, welche die Castratenstimmen besonders auf die weibliche Natur ausüben. Weniger feierlich und bewegt scheint die Haltung der Geistlichen selbst, die innerhalb des abgegitterten Raumes vor dem Altar neben einander auf Bänken sitzen und sich oft auf das Leb=

hafteste unterhalten, hier und da auch ein vertrauliches Lachen, und eine Prise Taback unter sich austauschen.

Während das Hochamt zu seinem feierlichsten Gipfelpunct aufstieg, sahen wir zuweilen betrachtend zu dem heiligen Petrus empor, der in so bedeutsamer Haltung dicht über unserm Haupte thronte. Er streckte uns seine rechte Hand zum Segnen entgegen, und in seiner Linken zeigte er uns die Schlüssel vor, die über ihm in der Rundung der Kuppel als die Schlüssel des Himmelreichs bezeichnet worden. Fast noch hinreißender, als diese rauschende Andacht der Messe, erschien uns der Anblick der Füße des Apostels, die von den Küssen der Andächtigen schon fast ganz aufgesogen sind. Besonders den rechten Fuß hat die Inbrunst der Gläubigen, die ihre Lippen darauf pressen, schon so verzehrt, daß die Zehen sämmtlich hinweggeschwunden sind. Dieser Glauben, der sich nicht mit seiner vorschriftsmäßigen Aufgabe begnügt hat, Berge zu versetzen, sondern der hier wirklich Erz geschmolzen hat, scheint der Anfeuerung durch jene Rhythmen des Sängerchors, die auf den Flügeln Bellini's und Verdi's Gott besser erreichen zu können meinen, wahrlich nicht zu bedürfen.

Petrus selbst sitzt ganz befriedigt auf dem weißen

Marmorsessel, welchen ihm erst spätere Jahrhunderte, man nennt das funfzehnte, hier als Sitz untergeschoben haben. Die Bildsäule selbst, die in ihrer Ausführung durchaus den antiken Stil verräth, hat Zweifel erweckt, ob ihr Ursprung ein ächt christlicher sei, oder ob die antike Kunst und Mythologie sich auch hier zur Folie der christlichen Gestaltungen aufgedrängt habe. Man hat auch behauptet, daß hier eine alte Statue aus dem heidnischen Götterkreis, vielleicht ein Jupiter, dazu benutzt worden sei, um den Gläubigen als Bild des Apostels Petrus zu gelten. Der Kopf und die Hände müßten dann freilich für die christliche Epoche neu hinzugefügt worden sein, denn solche segenspendenden und den Hausschlüssel des Himmels mit sich nehmenden Hände hatten die Götter des Olymp nicht, und das ewig thronende, ewig heitre Haupt des Jupiter konnte diese ernsten Schatten eines nur durch Kampf und Noth zu erwerbenden Himmels nicht an sich tragen. Aber wenn Alles, besonders die Einheit in der Manier der ganzen Arbeit, dafür spricht, daß diese Bildsäule des heiligen Petrus in einem der ersten christlichen Jahrhunderte selbständig gefertigt worden, so ist es doch möglich, daß sie aus dem Erz des Jupiter Capitolinus umgegossen worden sei, wie

man vielfältig behauptet hat. Dagegen wird man nicht läugnen können, daß die sitzende Haltung des Apostels in dieser Weise durchaus antik und heidnisch ist. Denn die abgeschlossene, in sich selbst thronende Ruhe war der einzige Heiligenschein der alten Götterwelt, während das christliche Wesen überall nur in der Unruhe, in der schwebenden Bewegung, in dem transcendenten Schwanken seinen heiligsten Ausdruck findet.

Wir wandern von dieser Bildsäule des heiligen Petrus hinweg zu der Confession, an deren Vorderseite unter einer Nische die Gebeine des großen Apostels beigesetzt sind. Hier sollen noch die wirklichen Ueberbleibsel des Stifters der römischen Kirche ruhn, wie sie zur Zeit der ersten Gründung von St. Peter aus den Katakomben an diese Stelle herbeigeschafft wurden. Hierher locken uns mit rührender Feierlichkeit die neunundachtzig brennenden Lampen, die dort unausgesetzt und jederzeit an dem Geländer der Confession brennen, und aus den goldenen Füllhörnern, in denen sie stehen, ihre wunderbaren kleinen Flammen zu uns aussenden. Hier ist Alles prächtig, kostbar und heilig. Die doppelte Treppe von weißen Marmorstufen führt innerhalb jenes Geländers und zwischen

den leise strahlenden Lampen hindurch zu einer Tiefe abwärts, deren Geheimnisse von den herrlichsten Mosaiken und von prachtvollen, edelsteingeschmückten Wänden umschlossen sind. Wir stehen hier auf dem eigentlichen Kernpunct des ganzen Gebäudes, von dem seine kirchliche Bedeutung wie seine entscheidendsten architektonischen Wirkungen ausgehn. Seine Bedeutung liegt in den hier wirklich noch ruhenden Gebeinen des heiligen Petrus, und diese Annahme, welche die Kirche von St. Peter auch in dieser Beziehung als den Centralort der römisch-katholischen Kirche überhaupt motivirt, schließt kein größeres Wunder in sich, als alle übrigen sind, die man in Marmor und Mosaik, in Farben und Klängen, in der Peterskirche verstreut und verewigt sieht.

Wir stehen hier zugleich an dem großen Hauptaltar, der die Krone aller Altäre der römischen Christenheit ist und wo nur der Papst selbst das Hochamt abhalten darf. Hier feierte einst die Republik von 1849 ihre revolutionairen Ostern, während Pius IX. dem Aufruhr der ewigen Stadt flüchtig den Rücken gekehrt hatte. Als Priester der Revolution ertheilten diesmal Ventura und Gavazzi dem Volke das heilige Sacrament, aber oben in der Loggia, aus welcher

sonst der Papst am grünen Donnerstag und zu Ostern den Segen zu spenden pflegt, saß an diesem Tage der Triumvir Mazzini, der neue Herr Roms und der Kirche, welcher sich zu der Volksmasse herunterbeugte, die ihn auf ihren Knieen anbetete. Die Clubs, welche an diesem Ostertage den Dom von St. Peter füllten, flüsterten dem räthselhaften Mann ihre fast ehrerbietige Bewunderung zu, und wie Robespierre, der das Fest des höchsten Wesens feierte, um die Republik durch Gott zu krönen, so stand Mazzini damals hochaufgerichtet und mit seiner schwärmerischen Gebärde, die nur auf Gott emporzuweisen schien, in der Loggia von St. Peter, indem er die inbrünstigen Huldigungen der Republikaner zu seinen Füßen empfing. Auch diese Zeit mußte ihre Bekenntnisse in der Peterskirche ablegen, damit alle Epochen der Welt, alte wie neue, hier ihre Thaten und Erinnerungen niedergelegt hätten. Darum stehen auch die Beichtstühle für alle Sprachen Europa's an den Wänden von St. Peter umher, denn Alles versteht und würdigt man hier, von woher es auch immer in den Schooß der Kirche gebracht werden möge. Die Kirche von St. Peter nimmt alle Standpuncte, alle Abweichungen und Verirrungen, alle Helden und Sünder, alle Völker und Sprachen, mit der gleichen

Willfährigkeit in sich auf, und wölbt sich über ihnen mit der unerschütterlichen Harmonie, in der es keine Sünder mehr giebt, weil sich Alles symmetrisch in ihr auflösen muß.

Ueber dem großen Hauptaltar wölbt sich das erstaunlich hohe und riesenhaft geformte Tabernakel, dessen baldachinartiges Dach, aus vergoldeter Bronce aufgeführt, von vier gewundenen kolossalen Säulen mit feierlichem Stolz und in großartiger Harmonie emporgetragen wird. Diese vier Säulen haben ihr Metall, aus dem sie geformt worden, aus der Vorhalle des Pantheon erhalten, wodurch auch hier eine Combination des antiken Stoffs mit dem christlichen Zweck sich vollbracht zeigt. Dieser eigenthümliche Hochbau theilt aber zugleich das ganze Gebäude der Peterskirche, und wirkt wesentlich darauf hin, alle ihre Dimensionen zu verkleinern und zusammenzudrängen, indem schon beim Eintritt die Perspective des ganzen Längenraums durch das Tabernakel geschlossen erscheint und man den dahinterliegenden Theil der Kirche, der in der Tribüne schließt, nicht vollständig anzuschauen vermag.

Wir gehen jetzt an den vaticanischen Grotten vorüber, zu denen in den vier Pfeilern der Kuppel marmorne Treppenstufen hinunterführen. Der Pfeiler, an

welchem die Bildsäule der heiligen Veronica steht, bezeichnet den gewöhnlichen Eingang zu diesen Tiefen, die unterhalb der Peterskirche eine zweite unterirdische Kirche mit vielen Gängen, Kapellen, Grabmälern, heiligen Bildsäulen und Gemälden einschließen. Ein junger Mönch mit einer Fackel, der soeben aus der Sacristei herüberkommt, und eine Gesellschaft von Engländern in die Grotten hinabführen will, wozu man jedesmal eine besondere Erlaubniß besitzen muß, gestattet uns, an derselben uns zu betheiligen, nachdem wir uns von unsern Damen getrennt haben. Denn auch an den beiden Tagen im Jahre, wo die Grotten für den Eintritt geöffnet und erleuchtet sind, am St. Peterstage und am Montage nach Pfingsten, ist der eine Tag ausschließlich für die Männer, der andere für die Frauen, bestimmt. Ueberall, wo dunkele und enge Räume sind, dürfen Männer und Frauen nie gemeinschaftlich in Italien eintreten. Es scheint, daß in einem Lande, wo äußerlich so viel Drang und Zurückhaltung zwischen den beiden Geschlechtern obwaltet, doch in solchen Fällen Berührungen und Vorkommenheiten befürchtet werden, die mit dem öffentlichen Anstande nicht gerade im Einklang stehen. Aber diese Furcht, der gewiß ein übertrie-

benes Mißtrauen von Seiten der die menschlichen Schwächen allzu genau kennenden Geistlichkeit zum Grunde liegt, könnte doch unmöglich noch hier unter der Erde Platz greifen, wo man nur an den schauerlichen Reliquien alter vergangener Zeiten, an christlichen und antiken Sarkophagen und Grabmälern sich stößt, und unter den Trümmern und Ueberbleibseln der ältesten Peterskirche, auf alten Blutflecken blutschwitzender Madonnen, unter den Werkzeugen der Märtyrer und vor lauter feierlich rührenden Bildern und Grabschriften einherwandelt.

Mit trübem Sinnen, stumm und lautlos, und nur zuweilen einige scheue, einsylbige Worte der Erklärung uns zuflüsternd, leuchtete der Mönch mit seiner Fackel über die alten Sarkophage, Altäre und Bildnisse hin, unter welchen letzteren uns einige wunderbare, farbenreich blitzende Gemälde des alten Giotto entgegenstrahlten. Auch sahen wir hier wieder die Statue des heiligen Petrus, in derselben Gestalt in der wir ihn oben in der Kirche von Bronce gesehen, aber in weißem Marmor ausgeführt, dessen falbes geisterhaftes Licht seltsam aus der im Fackelschein aufgehenden Dämmerung des Gewölbes heraufschlug. Es war überhaupt eine wunderbare Gesellschaft von stei=

nernen Heiligen in diesen grabesstillen Grotten, und der junge Mönch legte eine fast unheimliche Eile an den Tag, mit der er uns aus dieser heiligen Polterkammer, in der die Geheimnisse aller Zeiten durcheinandergestürzt lagen, wieder an das Licht der oberen Kirche zurückführte.

Jetzt wieder oben angelangt, nahten wir uns den alten Porphyrstufen, auf denen man zu der großen Haupttribüne von St. Peter hinanschreitet. Hier, an der Hinterwand dieser Tribüne, steht der Altar, welcher der Jungfrau Maria und allen heilig gesprochenen Päpsten geweiht ist, und dies ist zugleich die Stelle, wo Pius IX. das von ihm neu geschaffene Dogma von der unbefleckten Empfängniß der Madonna auf einer großen, feierlichen Marmortafel verkündigt hat. An der linken Seitenwand der Tribüne liest man auf dieser Tafel die Inschrift: „daß der Papst Pius IX. am 8. December 1854 die dogmatische Definition über die unbefleckte Empfängniß der gottgleichen Mutter Maria gegeben und unter feierlicher Weihe verkündigt hat, wodurch er die Wünsche der gesammten katholischen Welt erfüllt habe.“ Geradeüber, auf der entgegenstehenden Seitenwand der Tribüne, liest man, ebenfalls auf einer Tafel eingeschrieben, die Namen der

Cardinäle und Bischöfe, welche jener Feierlichkeit beigewohnt und dieselbe durch ihre Gegenwart bezeugt und bestätigt haben.

Vor diesen Protokollen in Marmor — denn ein anderes bildlicheres Denkmal konnte diesem neuen Dogma von der unbefleckten Empfängniß der Jungfrau allerdings nicht geweiht werden — blieben wir nachdenklich stehen und der Fuß zögerte, sich sobald wieder von dieser Stelle zu entfernen, wo eine der merkwürdigsten Thatsachen der neueren christlichen Welt ihre Verkündigung gefunden hat. Aus der Ferne her tönten noch die Kehlen der Meß-Castraten herüber, die zu unsern Gedanken über die unbefleckte Empfängniß, die sich hier mächtig in uns aufdrängten, jetzt gewissermaßen einen begleitenden Chor angestimmt hatten.

Die Castraten, die durch ihre jetzt so jubelvoll sich aufschwingenden Töne unsern schlechten Glauben an die physische Möglichkeit einer unbefleckten Empfängniß aufmuntern zu wollen schienen, schwiegen jetzt wieder. In der That, wenn der heilige Joachim, wie der Vater der Maria nach den apokryphischen Evangelien geheißen haben soll, irgend ein vollständiger Mann gewesen, so konnte, nach der sündhaften Anlage der

menschlichen Natur, nur eine befleckte Empfängniß von ihm ausgehen, da die Keime der Erzeugung den ganzen Fluch in sich aufgenommen haben, mit dem unser erstes Elternpaar nach dem Sündenfall aus dem Paradiese entlassen worden. Denn es handelt sich hier nicht die um wunderbare Empfängniß, durch welche Jesus Christus im Schooße seiner Mutter entstand, sondern einen andern Streit, der seit sechs Jahrhunderten die ganze Christenheit gespalten und der noch niemals zu einer gültigen Entscheidung hatte gelangen können, hat Pius IX. jetzt durch dieses Machterkenntniß lösen wollen. Dieser Streit griff wesentlich auf Anna, die Mutter der Jungfrau Maria, zurück, und Zweifel und Glauben der ganzen Christenheit drehten sich dabei bisher um den Punkt, ob die Jungfrau schon in dem Augenblick ihrer Empfängniß selbst von der Erbsünde ausgenommen worden, oder ob sie erst, als sie schon im Schooße ihrer Mutter sich auszubilden anfing, durch den hinzutretenden heiligen Geist davon gereinigt wurde. Das Letztere hatte die katholische Kirche stets als gewiß angenommen, und die reine und sündlose Maria war der schönste Gedanke des Festes gewesen, mit dem die Kirche seit alter Zeit die Geburt der Jungfrau beging. Aber der Eifer der Gläubig-

sten konnte sich dabei nicht genug thun und zufrieden geben. Die Königin des Himmels sollte nicht nur als die reine und sündlose gefeiert werden, sondern es sollte auch schon ihre Empfängniß unbefleckt gewesen sein, und schon oft hatte man aus allen Ländern die Päpste um die Erlaubniß gebeten, die Messe der Empfängniß abändern und den Litaneien der Jungfrau einen neuen Vers hinzufügen zu dürfen, nämlich: „Königin, ohne Erbsünde empfangen!" (Regina sine labe originali concepta.)

Als aber die Domherren von Lyon im zwölften Jahrhundert in ihre Kirche das Fest der unbefleckten Empfängniß eingeführt hatten, ging ihnen der Abt von Clairvaux, der heilige Bernhard, mit einer naiven Frage zu Leibe, die jeden Andern, als diese Domherren, hätte erschüttern können. In einem Briefe,*) welchen er aus seinem geliebten Jerusalem, wie der Abt von Clairvaux diesen seinen Klostersitz bei Langres zu nennen pflegte, an jene marieneifrigen Domherren richtete, fragte er sie, ob sie dann nicht auch ähnliche Feste ansetzen müßten, um auch Vater Joachim und Mutter Anna, die Eltern der Maria, und ebenso auch

*) Epistol. 174. Edit. Mabillon (Par. 1696.)

die Großeltern und die Urgroßeltern, und so fort in's Unbegränzte, mit der Feier ihrer unbefleckten Empfängniß zu ehren? Denn was dem Einen Recht sei, würde und müsse auch dem Andern billig sein. Dann erklärte der heilige Bernhard das Fest der unbefleckten Empfängniß für eine Erfindung, welche nicht nur der Vernunft, sondern auch der kirchlichen Ueberlieferung widerstreite.

Wie war nun der Papst Pius IX. zu dieser seltsamen Bulle gekommen, durch welche er in einer so delikaten Frage den Machtspruch that, daß die Jungfrau Maria schon im Augenblick ihrer Empfängniß selbst für ein geheiligtes Wesen angesehen werden müsse? Seine Vorgänger auf dem päpstlichen Stuhl hatten niemals diese unumwundene Entscheidung gewagt, obwohl sie, namentlich im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert, dem Glauben an die unbefleckte Empfängniß stets den größten Vorschub geleistet hatten. Aber dies durch eine besondere Bulle der Christenheit einzuschärfen, dünkte ihnen ein zu gewagtes Unternehmen. Pius IX. wagte es aber, die Frage von der unbefleckten Empfängniß zu entscheiden, in demselben Augenblick, wo er die Frage von der italienischen Freiheit als unlösbar aus seinen Händen hatte fallen

lassen müssen. Zerquält, zerrieben, enttäuscht, mit Schmach und Unglück überhäuft, war Er, der die Freiheit Italiens, die Reformen Europa's zuerst an seiner menschlich warmen Brust hatte wieder aufleben lassen, aus der Revolution hervorgegangen. Er hatte an die unbefleckte Empfängniß der Freiheit bei einer Nation, von der ursprünglich alle Bewegungen der europäischen Freiheit und Bildung ausgegangen waren, geglaubt. Aber das unglückliche Jahr 1848 ließ alle Erwartungen, die es erregte, in ihr Gegentheil umschlagen. Nachdem Pius IX. Unsägliches um die Freiheit geduldet, legte er seinen Glauben an die unbefleckte Empfängniß der Revolution vor dem Altar der Madonna nieder. Wie andere Gläubige ihren kranken Fuß in Gold oder Silber ausprägen lassen, um ihn der heiligen Jungfrau zum Geschenk zu weihen, und dafür von ihrer Gnade einen nicht mehr schmerzenden Fuß wiederzuerhalten, so machte es Pius jetzt mit der unbefleckten Empfängniß der Freiheit. Der Glauben an dieselbe hatte ihm sein Herz krank gemacht, und die Menschen, die jetzt Alles nur auf das Kleinlichste und Materiellste auffassen, sagten ihm nach, daß er an der Herzwassersucht leide. Aber dies kranke Herz, mit seiner Hingebung an die unbefleckte Empfängniß

der Freiheit, hing seinen Glauben und seine Enttäuschungen an dem Altar der heiligen Jungfrau auf, und empfing dafür zu seiner Labung und Heilung den Glauben an die unbefleckte Empfängniß Maria's zurück. Es ist der Mysticismus, dem sich ein von solchen Täuschungsschmerzen gemartertes Herz in die Arme wirft. Pius IX. ließ eine Anzahl von Bischöfen aus allen Gegenden der Welt in Rom zusammen kommen, um unter ihrem Beistande die bedenklichste Frage der Christenheit zu einem nun nicht mehr zu bestreitenden Dogma festzustellen. Dort, neben dem Altar der heiligen Jungfrau, hat er die Verkündigung jener Bulle in den Marmor einschreiben lassen. Und über diesem Altar der Madonna erblicken wir dort unter den vier Kirchenvätern, die daselbst aufgestellt sind, auch den heiligen Augustinus, an den Pius nicht gedacht hat, als er ihm in's Angesicht das neue Dogma aufschrieb. Der heilige Augustinus war in seiner Zeit ein Hauptkämpfer gegen die Lehre von der unbefleckten Empfängniß der Jungfrau gewesen, denn dieser Kirchenvater, der, wie seine berühmten Bekenntnisse zeigen, ein großer Verehrer der Frauen gewesen, und die weibliche Natur bis in ihre innersten Gründe kannte, behauptete, daß es kein angenehmer Vorzug

für die Madonna oder ihre Mutter sein könne, allein unter allen Frauen ohne Sünde empfangen zu haben.

Wir kehrten uns endlich von diesen gefährlichen Betrachtungen wieder ab, und blieben, um auf andere Gedanken zu kommen, vor dem prächtig schönen Grabmal des Papstes Paul III. stehen, welches in der einen der zwei großen Nischen, die sich zu beiden Seiten des Altars der Tribüne befinden, dem Beschauer sich darbietet. Man hat dies in vieler Hinsicht bemerkenswerthe Monument stets als eines der schönsten und künstlerisch vollendetsten Grabmäler der Peterskirche bezeichnet, und diese Composition des Guglielmo della Porta übte auch auf uns in diesem Augenblick eine mächtige Anziehung aus. Dieser Papst, aus dem erlauchten Hause der Farnese stammend, der im Jahre 1534 den Thron der Statthalterschaft Christi bestieg, sitzt, in meisterhafter Ausarbeitung von Bronce, auf seinem Sarkophag. Der hohe weltenbannende Herrschaftsgeist der päpstlichen Politik, der diesen Farnese mächtig bewegte, drückt sich hier in seinem Bildniß edel und charaktervoll, und zugleich in einem reinen und kräftigen Stil des Kunstwerkes aus. Wir erblicken ihn in einer interessanten Gesellschaft, denn am Fuße des Sarkophags stehen die Klugheit und

die Gerechtigkeit, zwei weibliche Frauen, die von weißem Marmor in den anziehendsten Formen dargestellt sind. Die Klugheit ist schon eine alte Frau, wie sich das von selbst versteht, denn in der Regel wird man nur dann erst klug, wenn man nichts mehr zu verlieren hat, und obwohl sie noch einen Spiegel in der Hand hält; so sieht man doch, daß derselbe keinen anderen Zweck mehr hat, als die ernste prüfende Selbsterkenntniß zu lehren. Dagegen erscheint die junge Frau, in welcher die Gerechtigkeit vorstellig gemacht ist, als eine junge Person von besonderer Schönheit und von einem üppigen und wollüstigen Gliederbau, wie man ihn der Gerechtigkeit eigentlich niemals zugetraut hat. So wird wenigstens von dieser verführerischen Figur erzählt, denn heut sieht man sie nur noch von dem broncenen Gewande bedeckt, welches der Papst Pius VI., in seinem Eifer für die Wiederherstellung eines ehrbaren Lebens der Geistlichkeit, ihr um Schulter und Hüften hatte schlagen lassen. Darunter ruhen nun alle Geheimnisse ihrer Nacktheit, denn der Künstler hatte sie ursprünglich ohne alle und jede Gewandung hingestellt, vielleicht um den unbestechlichen Charakter der Gerechtigkeit zu zeigen, die über alle Bedürfnisse und Eitelkeiten der Welt erhaben sei. Aber er war

bei seiner anderen Figur, der Klugheit und deren Spiegel, schlecht in die Schule gegangen, denn er merkte nicht, wie die Moral des Nackten hinkte, indem er die Schönheit des Weibes so dringlich und voll unter seinen schöpferischen Händen hervorsteigen ließ. Aber die Besucher der Peterskirche, und die Geistlichen selbst, die Tag und Nacht zu ihrem heiligen Dienst bestellt waren, sollen diese Reize zur Störung ihrer Andacht heftig empfunden haben, und gewaltige Leidenschaften entzündeten sich selbst zu dem kalten Marmor. Die nächtliche Verirrung eines jungen Mönchs, der in dem Feuer seiner lange zurückgedrängten Phantasie die Gerechtigkeit für die Göttin Venus hielt und von ihr gelockt, sich in ihre Arme stürzte, soll den allerdings sehr unkünstlerischen Befehl des Papstes Pius VI. hinlänglich gerechtfertigt haben. Der unglückliche Mönch, der seine Begierden an dem eiskalten Stein kühlte, zog sich selbst die schwersten Klosterstrafen zu, seiner Mitschuldigen aber verschaffte er dieses broncene Büßergewand, in welches sie seitdem die schwelgerisch schönen Glieder hineinstecken mußte. Man würde aber diese reizende „Gerechtigkeit“, zu der Julia, die schöne Schwägerin des Papstes Paul III., als Modell gedient haben soll, auch jetzt noch, wo man

nur noch den herrlichen Kopf ungestört betrachten kann, sehr leicht für eine Venus zu halten geneigt sein, wenn ihr nicht die Fasces als Attribut beigegeben wären. Die vor ihr spielende Flamme soll aber nur das Symbol der göttlichen Liebe sein, welche das Wesen der Gerechtigkeit durchdringt. In der andern Figur, der Klugheit, soll dagegen das Bildniß der Mutter Pauls III. darstellig gemacht worden sein, was, indem es zugleich die Pointe in sich schließt, daß die Klugheit die Mutter dieses Papstes gewesen, eine schmeichlerische Inschrift an diesem Monument vollkommen ersetzt. Dagegen hätte auch die Venus sehr gut das Grabmal Pauls bezeichnen können, denn er war mit einer Menge natürlicher Söhne gesegnet, die ihm zum Theil großes Leidwesen verursachten. Unter diesen war der lasterhafte Pietro Ludovico, der zu Piacenza herrschte und beim Nachmittagsschlaf in seinem Lehnstuhl ermordet wurde, nachdem seine Verbrechen den Adel der Stadt zu einem Aufstande gegen ihn gereizt hatten.

Auf der andern Seite der Tribune, zur rechten Seite des Beschauers, erblickt man das Grabmal Urban's VIII., welches der Ritter Bernini, der eigentliche Hofkünstler dieses Papstes, mit noch schlechterem

Geschmack als gewöhnlich ausgeführt hat. Er feierte damit auf eine nicht sehr dankbare Weise das Andenken seines Wohlthäters, der ihm eine besondere Anstellung zur Verschönerung der Peterskirche gab. Seine wassersüchtige Plastik (wie Winkelmann die Figuren des Bernini charakterisirte) wurde dadurch überall in den Hallen von St. Peter ausgestreut, und verschonte auch das Grabmal Urban's VIII. nicht, eines Papstes, der wenigstens als Poet ein besseres Schicksal verdient hätte, denn seine Gedichte, die er in starken Quartanten und Folianten herausgab, hatten viel Witz und Formgewandtheit, obwohl er es darin nicht verschmähte, die heiligen Gegenstände, und besonders die Spruchweisheit des alten und neuen Testaments, in den Versmaaßen der horazischen Oden zu behandeln. Die Vermischung der christlichen mit den antiken Formen machte ihm aber, wie allen Päpsten, nicht die geringste Sorge. Urban VIII. war ein gewaltiger und kriegerischer Herr, und neben seinen Gedichten gehörten Fortificationspläne und Artilleriestudien zu seinen Lieblingsbeschäftigungen. Dieser Papst, Herr Maffeo Barberini, der aus diesem zu unerhörten Reichthümern gelangten florentinischen Hause hervorgegangen war, hatte die

größte Neigung dazu, die Statthalterschaft Christi in eine souveraine Weltherrschaft aufzulösen, und dieser seiner fürstlichen Machtentwickelung die ganze geistliche und kirchliche Seite des Papstthums unterzuordnen. Unter ihm hallte daher die ewige Roma von unaufhörlichem Soldatenlärmen wieder. Die Engelsburg versah er mit einer neuen Befestigung, die Säle der vaticanischen Bibliothek wurden in ein Arsenal umgewandelt, auf dem alten Forum der Römer sah man Munitionskarren auf und niederfahren, und in dem schönen friedenathmenden Tivoli begann eine großartige Gewehrfabrik zu arbeiten. Diese plötzliche Umwandelung des Kirchenstaats in einen Militärstaat hatte aber zugleich ihre lächerliche Seite, denn der Lärmen erbrauste, ohne daß ihm Thaten folgten. Mit allen seinen Anstrengungen vollbrachte Urban VIII. kaum etwas Anderes, als daß er das Hinstreben Frankreichs zur ersten katholischen Macht Europa's stärkte, und dagegen den österreichischen Kaiserthron, der sich als die eigentliche Schutzmacht des Katholizismus hinstellte, zu schwächen suchte. Er scheint aber doch mit diesen Erfolgen so zufrieden gewesen zu sein, daß er sich noch bei seinen Lebzeiten eine Statue setzen ließ, indem er einen früheren Beschluß

des römischen Volkes, daß keinem Papst, so lange er lebe, eine Bildsäule errichtet werden dürfe, mit den Worten aufhob: „daß dies einem Papste nicht gelten könne, wie Er einer sei." Dies ungeheure Selbstgefühl, das ihn beseelte, verbunden mit einer strotzenden Kraftfülle, spricht auch in starken charakteristischen Zügen aus der Figur, welche der Ritter Bernini dort von Urban VIII. hingesetzt hat.

Wir schritten weiter, um den Erinnerungen zu folgen, welche die Denkmäler der Päpste in der Peterskirche um uns her ausbreiten. —

Die Reaction gegen das Nackte, welche Pius VI. an jenem Denkmal der Peterskirche begonnen, gehörte zu den halben Maaßregeln, durch welche dieser Papst in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts das damals schon so tief gesunkene geistliche und kirchliche Wesen von Rom zu reformiren trachtete. Dieser schöne Papst, aus dem Hause der Braschi, der die unvermögende Eitelkeit der sogenannten schönen Männer hatte, wollte auch als Reformator der katholischen Gesellschaftszustände glänzen, die er bereits in ihrer größten Zerrüttung vorfand. Die schwer lösbare Verwickelung der katholischen Kirche mit dem Heidenthum, die im Bau und in den Denkmalen von

St. Peter einen so herrschenden Ausdruck gefunden, dachte er zuerst durch die Verbesserung der Sitten des römischen Clerus zu heben. Aber er schritt mit diesem schwierigen Werk ebenso wenig vor, als mit der Austrocknung der pontinischen Sümpfe, die er zwar mit Aufwendung ungeheurer Summen begann, aber ohne irgend einen allgemein nützlichen Erfolg dieser Arbeiten zu erzielen. Er ließ nur ein einziges großes Terrain aus diesen Sümpfen aussondern, das er seinem Neffen, dem Herzog von Braschi, zum Geschenk machte. Es gefiel aber dem jungen lebenslustigen Herzog sehr wenig, in dieser Wüstenei sich anzubauen. Er baute sich lieber das prächtige Schloß auf der Piazza Navona in Rom, das noch heut zu den schönsten und großartigsten Gebäuden der Stadt gehört, und an dessen einer Ecke die räthselhafte Steinfigur des Pasquino, jenes wunderlichen Orakel-Gottes der öffentlichen Meinung bei den neueren Römern, sitzt. Zur Erbauung dieses Palastes zog der Herzog Braschi das Geld aus den verschiedenen Monopolen, welche ihm sein päpstlicher Onkel auf den Getreidehandel verliehen hatte. Der Ackerbau des Kirchenstaats litt darunter, und Noth und Hunger der Armen schwollen zu drohenden Gefahren an. Man ersieht daraus, daß Pius VI., welcher der

Gerechtigkeit auf dem Grabmal Pauls III. die Blößen zudecken zu müssen glaubte, doch sonst kein gewissenhafter Beschützer der Gerechtigkeit war. Die Eitelkeit war die einzige Triebfeder seiner Handlungen auf dem päpstlichen Stuhl, und ihr verdankt auch die Peterskirche die Erbauung der heutigen Sacristei, die sehr viel architektonische Schönheiten, aber auch eine Bildsäule Pius VI., die Agostino Penna in weißem Marmor ausgeführt hat, darbietet.

Dort, vor dem Eingange der Sacristei, steht die eigenthümlich anziehende Figur dieses Papstes, dessen reine, schöne Formen ihm auch heut das Vergnügen verschaffen würden, sich den schönsten Mann des Kirchenstaats nennen zu hören, was er einst so sehr liebte. Seine Schönheit bestand, wenn die Bildsäule treu ist, mehr in der harmonischen Regelmäßigkeit seiner Formen, in dem glänzenden und feinen Ausdruck der Gesichts züge, als in irgend etwas Charaktervollem und Eigenthümlichen. Er war auch in allen seinen Handlungen nur der päpstliche Beau, der immer blos auf den äußerlichen und augenblicklichen Effekt arbeitete, und dies Vertrauen auf seine anmuthige und hinreißende Persönlichkeit bestimmte auch alle seine Schritte in der Politik. Seine berühmte Reise nach Wien zum Kaiser

Joseph II., der eben mit gewaltig reformirender Hand an dem kirchlichen Verhältniß seiner Unterthanen zu Rom rüttelte, entsprang aus derselben Meinung, daß man ihm persönlich nicht widerstehen könne. Aber der große Kaiser hatte zu klar erkannt, was er sein wollte, nämlich der weltliche Fürst an der Spitze der Kirche, als daß ihn der Eindruck des schönen Mannes mit der Tiara hätte an seinem so tief und fest angelegten Werke irre machen können. Joseph behandelte seinen Gast mit der unnachahmlichen Zuvorkommenheit, die so oft nur eine feingeschliffene Form seiner Ironie war, und er begleitete denselben noch ein Stück Weges auf der Rückreise nach Rom. Aber das Kloster, bei dem Papst und Kaiser unterwegs so feierlich und zärtlich von einander Abschied nahmen, wurde unmittelbar darauf, nachdem der Chausséestaub hinter dem Wagen des Papstes kaum verflogen war, zur Aufhebung bestimmt, und vermehrte bloß um so rascher die Zahl derjenigen, welchen Joseph schon früher die Existenz genommen oder die er aus ihrem Verbande mit Rom herausgehoben hatte. Als Pius VI. wieder im Vatican angelangt war, bemerkte er erst, was er in Wien ausgerichtet hatte, und bald mußte er sogar auch die Besetzung der bischöflichen Stellen in Italien

dem reformatorischen Kaiser überlassen. Es schien ein verhängnißvoller Moment für die römische Kirche hereingebrochen, der prophetisch den bald darauf folgenden Ausbruch der französischen Revolution verkündigte. Pius fand seinen Trost in der alten Sculptur, und in dem Ruhm, sich um die Antike verdient gemacht zu haben. Seinen Nachgrabungen und Erwerbungen verdankte das Museum des Vatican, das nun nach ihm den Namen des Pio Clementinum empfing, die bedeutendsten Schätze. Jedem Stein aber, jeder Venus, jedem Apoll, den er schenkte, jeder alten Ruine, die er herausarbeiten und stützen ließ, fügte er seinen Namen mit einer von großen goldenen Lettern strahlenden Inschrift bei. Auch ließ er von jetzt an den Göttinnen ihre schwellenden Glieder unbedeckt, und griff nicht mehr mit Schürzen von Bronce oder Blech in das Heiligthum ihrer Reize ein.

Diese Schürzen der Reflexion hat auch erst sein heutiger Nachfolger auf dem päpstlichen Stuhl, Pius IX., wieder reichlich und mit besonderem Eifer in der Peterskirche vertheilt. Wir nahten uns soeben dem prachtvollen Grabmal Alexanders VII., das über einer Seitenthür, die nach Piazza di S. Marta führt, von der Hand Bernini's mit einer ebenfalls etwas üppig ge-

rathenen Allegorie ausgeführt ist. Unter den Figuren, die das Monument dieses guten aber bedeutungslosen Papstes schmücken, war es die Frömmigkeit, welcher der Künstler einen so schönen Busen gegeben, daß Pius IX., dem dies zuerst eigenthümlich aufgefallen sein mußte, es nicht länger aushalten zu können glaubte. Er ließ einen Faltenschleier von kühlendem Blech über die wunderbaren Formen dieses Busens ziehen, und schnitt damit den berückenden Anblick ab, den die christliche Frömmigkeit wider ihren eigenen Beruf zum Besten gegeben. Man hat es zu bedauern, daß die glühende Pracht einer solchen Brust seitdem unter dem engen Blech ihre Seufzer ersticken mußte, aber zugleich will es uns auch schmerzlich erscheinen, daß der Pietà dies von einem der freisinnigsten und geistreichsten Päpste begegnen konnte. Denn es war übereilt, den Kampf gegen das Nackte und Sinnliche in der römischen Kirche zu beginnen, da dieser Kampf hier durchaus nicht mit einiger Consequenz zu Ende zu führen ist. Vielmehr muß die Verlegenheit groß sein, wo derselbe eigentlich begonnen werden sollte, um einigermaßen zu einem bestimmten Ziel gebracht zu werden. Es kann keine Religion, die zugleich Cultus sein will, ganz ohne das Princip der Schönheit be-

stehen, und die Schönheit ist einmal nicht in der Lage, den Geist vom Leib zu trennen. Die Madonnen und Magdalenen der christlichen Maler haben darum die Verklärung der göttlichen Idee stets mit den Reizen der irdischen Frau auf das Reichhaltigste und Anschaulichste verbunden, wenn auch bei den Magdalenen der üppige Körper gewissermaßen nur den historischen Grund und Boden des Geschehenen bildete und überzeugend die Wahlstatt nachwies, auf welcher die Schlachten, die jetzt zur Buße geführt, hier einst so heiß geschlagen werden mußten.

Aber die Nacktheit ist bei den Christen zu tendenziös geworden, als daß sie nicht doch in ihrer Verbindung mit dem Heiligen einige Unruhe erregen könnte. Die nackte Gestalt hat den ruhigen und reinen Naturfrieden verloren, den sie in der Antike besaß, während das Nackte im Christenthum leicht an den verloren gegangenen Genuß der Erde erinnert oder denselben wieder einzufordern scheint. Ein Mißgriff des Ritters Bernini war es daher jedenfalls, der kirchlichen Frömmigkeit den tendenziösen Busen einer Magdalena zu leihen. Aber wenn Pius IX. in solchen Fällen mit einem Stück Blech fertig wurde, so wird er russische Censurschwärze anwenden müssen, um auch den großen

Malern Alles zu überstreichen, was sie in ihren Bildern den nackten Körperformen zugutgethan haben. Denn diese Barbarei gegen den fleischtrunkenen Pinsel eines Tizian oder Correggio würde nicht schlimmer sein als das, was der Sculptur durch diese Vernagelung der Schönheit mit Blech angethan wird.

Aber nicht nur der leichte manierirte Bernini, sondern auch der liebenswürdige und anmuthige Canova erfuhr die plötzlich so rauh und strenge gewordene Hand des Papstes. Denn dort auf dem Grabmal des Prätendenten Jacob III. von England und seiner beiden Söhne, des Eduard Stuart und des Cardinal von York, welches von Canova errichtet worden, hat den schönen Engel das Mißgeschick betroffen, sich nachträglich einen Rock von Blech anziehen lassen zu müssen. Pius IX. war es abermals, welcher die ihm zu üppig erschienenen Formen zu dieser engen Haft verurtheilte, in der sie nicht mehr gesehen werden können. Canova hätte um so weniger verdient, daß man seinen rein künstlerischen Intentionen so mißtraute, da seine Arbeiten in der Peterskirche wesentlich dazu beitragen, den höheren Kunstgeschmack unter ihren neueren Bildwerken und Denkmälern aufrecht zu erhalten, während ohne ihn leicht der geschmacklose und überladene Stil

einer früheren Epoche in demselben geherrscht haben würde. So ist sein Grabmal des Papstes Clemens XIII., welches dort am zweiten Pfeiler der großen Kuppel steht, eine der schönsten und vollendetsten Kunstschöpfungen in St. Peter, und beweist das ächte Streben, welches Canova aufwandte, um die Bildhauerkunst wieder auf einer reineren und idealeren Höhe festzustellen und ihr eine neue Geltung im heutigen Zeitalter zu erwerben. Die auf dem Sarge knieende Figur des Papstes und die beiden Löwen sind vortrefflich und lebenswahr dargestellt. Man sieht, Canova war ein großer schaffender Künstler, der sich in diesem Monument auch durch die Verbindung des Kolossalen mit dem Einfachen und Natürlichen eigenthümlich auszuzeichnen suchte. Eine schöpferische Leichtigkeit fehlt der Figur der Religion, die von den langen Strahlen und dem riesengroßen Kreuz fast erdrückt wird, während in dem Genius wieder die lieblich reizende Manier, welche bald die eigentliche Richtung Canova's wurde, fast in zu flacher Behandlung hervorsticht. Aber die ganze Composition hat eine große künstlerische Bedeutung.

Wenn das Ansehen eines Künstlers, wie Canova, ihn nicht vor der Maaßregelung mit dem Blechhemde schützen konnte, so muß diese Ausmärzung alles sinn-

lich Reizenden aus der Peterskirche einer sehr ernsten Tendenz bei Pius IX. angehört haben. Beim römischen Volke zog er sich dadurch eine Zeitlang den Namen des Hemdenmachers zu, ein humoristischer Beiname, welcher an den des Hosenmachers erinnert, der dem Daniel von Volterra beigelegt wurde, nachdem er in der Sixtinischen Kapelle gewisse pikante Blößen der heiligen Katharina und des heiligen Blasius mit einer sichernden Gewandung übermalt hatte. Die Angst vor dem Nackten, die das der modernen Gesellschaft angeborene Mißtrauen gegen sich selbst ist, verräth meistentheils, daß auch der Geist gebrochen ist und seinen Frieden wie seine innere Stärke verloren hat.

Dagegen sind noch immer einige sonderbare Dinge in St. Peter stehen geblieben, die uns bei näherer Betrachtung in das höchste Befremden versetzen müssen. So ist auf dem bronzenen Grabmal Sixtus IV., welches sich dort unfern von dem Altar der Kapelle des heiligen Sacraments auf dem Fußboden befindet, die Theologie höchst seltsamer Weise als eine bis über die Schenkel hinauf entblößte Frau vorgestellt worden. Sixtus IV., dessen Bildsäule hier auf seinem Grabe liegt, war einer der eitelsten und hoffährtigsten Päpste,

welche jemals auf dem heiligen Stuhl gesessen, und um so mehr muß man sich wundern, daß der freigebige Künstler nicht nur die sämmtlichen moralischen und theologischen Tugenden auf seinem Grabstein hat Platz nehmen lassen, sondern daß er auch die personificirten Figuren der Theologie, Philosophie, Rhetorik, Perspective und mehrerer andern Künste und Wissenschaften in Haut-Reliefs daran vorstellig machte. Darauf aber konnten wir nicht gefaßt sein, daß die Theologie hier mitten in der Peterskirche sich solche Blößen geben durfte. Doch nicht nur die schönen üppigen Schenkel, die sonst gar nicht ihre Sache sind, fielen uns an dieser Theologie auf, sie führt außerdem Bogen und Köcher in ihrer Hand, und wenn nicht ihr Name beigeschrieben wäre, wonach diese Frau in der That Theologie heißt, so würden wir sie für eine Göttin der Jagd oder für eine alte, menschenfeindlich gewordene Venus, die sich hier beim heiligen Peter bekehren ließ, erklärt haben. Diese mystische Abbildung der Theologie mit bloßen Schenkeln und Jagdgeschossen mag der alte Antonio Pollajuolo, der diese Composition im Jahre 1493 fertigte, verantworten. Wie Petrus der Menschenfischer genannt wurde, so scheint die Theologie mit Bogen und Köcher auf die Gläu-

digen Jagd machen zu sollen, um mit ihren heiligen Pfeilen, deren Verwundung gesund macht, die empfänglichen Herzen zu treffen. Hat sich das Antonio Pollajuolo gedacht, so sind wir wegen des Attributs zufriedengestellt, aber die schönen Beine dieser Theologie, welche selbst das päpstliche Blech verschonte, werden uns noch lange zu schaffen machen.

Wir begeben uns zu einer andern schönen Frau, die dort, in der Nähe der Kapelle des heiligen Sacramentes, auf ihrem Grabmal steht und in fragwürdiger Gestalt, wie Hamlet sich ausdrückte, uns an die alten großen Zeiten des Papstthums und an die welterschütternden Kämpfe zwischen Papst und Kaiser erinnert. Das ist die Gräfin Mathilde, die berühmte Groß-Gräfin und Markgräfin von Toscana, die Freundin Gregors VII. und seine mächtige Kampfgenossin im Streite gegen die weltliche Kaisergewalt, die, wie alles Irdische, dem geistlichen Scepter sich beugen sollte. Der hochfliegende, charaktervolle, die größten Ideen fassende Geist dieser Frau blickt uns auch aus ihrer Bildsäule entgegen, die eine künstlerisch wohlgelungene Arbeit Bernini's ist und von ihm mit eigener Hand in einem fast tadellosen Stil ausgeführt wurde. Das Relief des Monuments stellt den großen Gre-

gor VII. Hildebrand in dem Augenblicke vor, wo der deutsche Kaiser Heinrich IV., nachdem er sich der erniedrigendsten Buße im Schloßhofe zu Canossa unterzogen, dort, auf dem Schlosse der Gräfin Mathilde, die Absolution Gregor's empfing.

Sanct Peter, der zugleich das Mausoleum der Hierarchie ist, hat hier sein tendenziösestes Denkmal aufgestellt, welches dem Grund-Ideal der römisch-katholischen Kirche errichtet ist. Gregor VII. und seine schöne Freundin Mathildis hatten in ihrem innigen und Alles mit einander theilenden Seelenverhältniß dies Grund-Ideal der Kirche zusammen ausgetragen. Ihr Verhältniß, das schon von ihren Zeitgenossen verleumdet und in seiner gänzlich platonischen Reinheit nicht recht anerkannt worden zu sein scheint, war auf nichts Sinnliches gerichtet, obwohl Mathilde, nachdem sie ihren ersten Gemahl, Gottfried den Buckeligen, Sohn des Herzogs von Lothringen, verloren, erst eine junge Wittwe von dreißig Jahren war, die in dem blühendsten Stadium ihrer weiblichen Reize sich befand. Von diesem Augenblick wurde sie Gregor's unzertrennlichste Gefährtin, und es war ein Bund der Herzen und Geister, der Beide mit einer wunderbaren Uebereinstimmung in allen Dingen um-

fing. Mathilde hatte schon durch ihre Mutter, die Markgräfin von Toscana, diesen Papst als einen Heiligen lieben gelernt, und stand ihm anbetend, vielleicht aber auch anregend und anfeuernd zu den großen Dingen, mit denen er sich trug, zur Seite. Denn die Heiligen werden durch Diejenigen, welche zu ihnen beten, erst zu ihrer wahren Macht erhoben. Was aber Gregor und Mathildis zusammen erzeugten, war nichts als die Idee der Theokratie, zu welcher dieser großsinnige Papst den römischen Stuhl erheben wollte, um ihn in die wahre Universalherrschaft der Erde hinüberzubilden.

Wenn das Papstthum eine ideelle Bedeutung hat, wenn die Kirche ein nothwendiges göttliches Gesetz in sich trägt, so kann es nur die Theokratie, die Herrschaft Gottes und des Göttlichen sein, die der Mühe werth zu stiften wäre. Denn unter welchem Regenten könnte sich die Gesellschaft glücklicher befinden, und wer hätte ein größeres Recht dazu, sie zu beherrschen? Dann müßte aber auch Gott geradezu in der Welt zur Erscheinung und zur Geltung gebracht werden können. Dieser umgekehrte titanische Gedanke, der die Welt vom Himmel aus erobern möchte, während die Titanen den Himmel von der Welt aus erobern

wollten, hatte den großen Gregor ergriffen und ihn zum eigentlichen Bauherrn dieser gewaltigen römischen Hierarchie gemacht. Er wollte den Papst wirklich zum Statthalter Gottes auf Erden und zu dem Regenten machen, von dem Staat und Kirche gleicherweise in allen ihren Gliederungen abhängen sollten. Rom wurde durch ihn zu dem großen hierarchischen Spinnennetz angelegt, das sich mit seinen vom Vatican aus gewobenen Fäden über die ganze Welt schlingen und Alles in ihr bindendes und zwingendes Centrum hereinlocken sollte.

Die neuen Blitze der päpstlichen Machtherrschaft schmiedete er in heimlicher Gemeinschaft mit seiner Freundin Mathilde, deren Grabesstätte dort er jetzt mit seiner ernsten bedeutsamen Gestalt ziert. Mathilde hatte einen jungen Vetter in Deutschland, der dort auf dem römisch-deutschen Kaiserthron saß, und der ihr schon manchen Anlaß zur Unzufriedenheit gegeben hatte. Dies war der Kaiser Heinrich IV., ein Mann, dem es anfänglich nicht an Unternehmungslust und kriegerischem Sinn zu gebrechen schien, und der eine Zeitlang sogar dem gewaltigen Gregor zu trotzen wagte, indem er, als derselbe ihn wegen seiner Händel mit den Sachsen zur Verantwortung ziehen wollte, die

deutschen Bischöfe bewog, dem Papst den Gehorsam aufzukündigen. Dies mag den Haß seiner Cousine in Italien, die ihrem zärtlich verehrten Freund so schnöde begegnet sah, auf's Aeußerste gereizt haben. Darum half sie die Blitze des Vaticans in Gregor's Hand schüren und der päpstliche Bannstrahl brach den Muth des unglücklichen Kaisers. Im Büßerhemde und barfuß mußte er drei Tage hindurch im Schnee vor dem Schloßthor von Canossa stehen, und die Gnade des Statthalters Christi und seiner Freundin Mathilde erbitten. Dies war die große Probe, welche Gregor von seiner neuen Theorie machte, die er auf das Gleichniß von Sonne und Mond gestützt hatte. Wie der Mond nur leuchtet durch die Sonne, so sollten von jetzt an Kaiser, Könige und Fürsten nur durch den Papst ihr Licht und ihre Existenz haben. Um das geistliche System der ganzen bürgerlichen Gesellschaft überlegen zu machen, sprach er das Verbot der Priesterehe durch ein unumstößliches Cölibatgesetz aus, das seitdem einen der stärksten Grundpfeiler der römisch-katholischen Kirche bildete. Denn Gregor sah in der Ehe nur ein Mittel, die Geister zu knechten und den niederen Bedürfnissen des Hauses unterthan zu machen. Deshalb suchte er auch seine Freundin von einer zwei-

ten Vermählung zurückzuhalten, die erst unter seinem Nachfolger Urban II. mit Wolf von Baiern zu Stande kam. Ein Grund, weshalb Gregor die Gräfin unvermählt erhalten wollte, mag auch in dem ungeheuren Güter-Complex dieser Dame gelegen haben, die schon zur selben Zeit, als der Vetter Heinrich in Canossa büßte, und gewissermaßen zur Verherrlichung dieses Ereignisses, ihr gesammtes Länder-Eigenthum nach ihrem Hintritt dem apostolischen Stuhl vermacht hatte. Die ungeheuren Besitzthümer der Gräfin, welche sie von ihrem Vater, dem Markgrafen Bonifacius, ererbt, bildeten ein Fürstenthum, das den vierten Theil von Italien einnahm. Ganz Toscana und Parma, die Städte Modena, Reggio, Ferrara, Mantua und Brescia, das Herzogthum Spoleto, die Markgrafschaft Camerino, nebst den ausgebreitetsten Allodialgütern, gehörten zu diesem Fürstenthum, und es war der Mühe werth, sich der mathildinischen Schenkung zu versichern, durch welche die alte fabelhafte Schenkung des Kaisers Constantin, der dem Papste Sylvester schon damals ganz Italien zum Cadeau dargebracht haben soll, wenigstens zu einem annähernden Theil der Wahrheit gemacht wurde. Die Constantinische Schenkung, gegen welche schon Dante losstürmte, ist von der Geschichte

in das Reich der Fabeln verwiesen worden, aber die Gaben der Mathilde wurden von dem päpstlichen Stuhl als Wirklichkeit festgehalten, und wie viele Streitfragen auch später aus dieser Hinterlassenschaft hervorbrachen, so diente sie doch wesentlich den Zwecken, aus dem Papstthum zugleich eine länderbesitzende und weltbeherrschende Souverainetät zu machen.

Dort steht sie auf ihrem Grabe, in dem ewigen Marmor festgehalten, die fromme und hochherzige Groß-Gräfin, die Egeria des Papstes Gregor, dem sie die Machtherrlichkeit der ganzen Welt an den päpstlichen Stuhl ketten wollte! Ihre Gebeine haben hier erst im siebzehnten Jahrhundert ihre Ruhestätte gefunden, nachdem man sie im Kloster S. Benedetto bei Mantua gefunden hatte, von wo Urban VIII., in dem richtigen Gefühl sie hierher bringen ließ, daß der Gräfin Mathilde ihr Platz in der Peterskirche, in dem Groß-Arsenal der römischen Hierarchie, gebühre. Weisheitsvoll und sinnend blickt sie noch auf uns herab, und in ihren Zügen drücken sich Treue, Standhaftigkeit und Begeisterung in einer ansprechenden Harmonie aus. Man erkennt die tüchtige, für ihren Freund Alles unternehmende Frau, welche selbst die gefahrvolle und leidenreiche Belagerung auf der Engelsburg

mit ihm theilte, nachdem der Vetter Heinrich eines Tages mit einem wohlgerüsteten Heere nach Italien zurückgekehrt war und den Papst Gregor seine Rache für so viel Schmach empfinden ließ. Die Groß-Gräfin blickt heut aus ihrem Marmor auf eine Zeit herab, in der die gewaltige Aussaat der damaligen Epoche nicht in Erfüllung gegangen ist. Die Jahrhunderte haben sich seitdem unendlich vorwärts bewegt, an wie viele einst heiß verschossene Bannstrahlen auch die uns hier umgebenden Papstgräber auf allen Seiten erinnern mögen. Das ungeheure Gebäude der Hierarchie steht zwar noch, wie man an dieser Stelle mit Ueberzeugung behaupten darf, in seinen Grundvesten da, und hat die Macht des deutschen Kaiserthums, mit dem sie einst den Kampf zwischen Geist und Welt ausfechten wollte, überlebt. Aber die Hierarchisirung der ganzen Welt, die Gregor an dem Busen Mathildens ersonnen, ist nicht gelungen. Die Blitze des Vatican zünden nicht mehr. Erst war es der Geist, dann ist es die Dampfmaschine, welche der Welt eine veränderte Stellung gaben, in der die Hierarchie ihre alten Bahnen mehr und mehr verlieren mußte. Pius IX. wollte im Jahre 1848 der römischen Hierarchie eine neue Stütze geben, indem er die Tiara mit der politischen

Freiheit umschlang, aber dies gefährliche Experiment hätte fast den ganzen Bau über den Haufen geworfen, und unter den Trümmern desselben den reformatorischen Dulder selbst begraben.

Aber das Papstthum hat noch eine große Folgezeit, die ihm nicht abzusprechen sein wird. Noch hat sich das letzte Denkmal nicht über dem Grabe des letzten Papstes in der Peterskirche gewölbt. Die Zwecke dieser ungeheueren Institution scheinen in der Weltgeschichte noch nicht ganz erfüllt worden zu sein, und die Peterskirche hat noch nicht, wie der deutsche Kaisersaal in Frankfurt, ihre letzte Wand zur Aufstellung eines Herrscherbildnisses hergegeben. Dort steht der Sarg Gregors XVI., des zuletzt verstorbenen Statthalters Christi, noch ohne seine feierliche Beisetzung in der ihm bestimmten Kapelle, die ihre Einrichtung und Ausschmückung erst dann empfängt, wenn der nächstfolgende Inhaber von Petri Stuhl nach ihm das Zeitliche gesegnet hat. So lange wartet der gestorbene Papst noch auf den Eingang seines Nachfolgers und scheint außerhalb der Gruft die Thaten und Schicksale desselben zu überwachen. Nachdem diese Erwartung sich erfüllt hat, läßt er erst sein Monument über sich bauen, und verschließt sich in den For-

men von Marmor und Bronce, die seine Kapelle umkleiden. Nach dem Raum, welchen die Hallen von St. Peter darbieten, wird sich hier noch lange Begräbniß an Begräbniß für die päpstlichen Herrscher reihen können, und wer weiß, welchen Einschlag die Zeiten dazu liefern werden. — —

Unser heutiger Besuch bei St. Peter konnte sich nicht länger ausdehnen. Wir eilten rasch an den übrigen Kapellen und Grabdenkmälern vorüber, um für heut den Ausgang aus diesem Ocean von Eindrücken und Erinnerungen zu gewinnen. Das Individuum würde an diesen ungeheuern Massen in sich selbst zusammenschwinden, wenn nicht der hohe mathematische Geist, der diesen Bau im Innern und Aeußern durchdrungen hat, auch das Bewußtsein so scharf anregte, daß es nicht anders als mit heller Klarheit, und ohne sich verwirren zu lassen, dieser wunderbaren Welt von St. Peter Herr bleibt. Die Abschnitte, die auf dem Fußboden selbst gemacht sind, um unter den Schritten der Dahinwandernden die jedes andere Maaß überflügelnde Ausdehnung des Gebäudes nachzuweisen, tragen nur dazu bei, kühl zu bleiben und den Eindruck des ganzen Wunders durch Abrechnung zu zerstreuen. Denn wenn man jetzt er=

fährt, daß bis zu dieser Stelle die londoner Pauls-kirche in diese Peterskirche hineingehen würde, und wenn man dann wieder auf dem Markstein angezeichnet sieht, daß bis hierher der Dom von Mailand bequem hineingesetzt werden könnte, und man nun noch immer das ungeheuere Längenmaaß der ganzen Kirche, bis zur Tribüne hinten, vor sich erblickt, dann vermehrt sich zwar noch das Staunen über diese beispiellose Architektonik der Verhältnisse, man kommt aber sogleich wieder zu sich selbst durch das Lächeln, welches uns dies Protokoll, das die Kirche über ihre eigene Größe führt, abnöthigt. Diese Zeichen sind wie die Schönpflästerchen, welche sich die Damen an den Stellen aufhefteten, wo sie die überraschendste Wirkung ihrer Reize erwarten konnten.

Wir standen wieder draußen, und hörten die großen Springbrunnen rauschend und plätschernd in ihre Granitschaalen fallen. Ein heiter spielender Sonnenschein lag auf dem Petersplatze, und die frische gewürzige Luft, die uns umfing, befreite die Brust wie von einer drückenden Spannung. Wir schritten die großen Treppen hinunter und grüßten die zu beiden Seiten derselben stehenden Apostel Petrus und Paulus, deren Statuen dort, aus alter Zeit überliefert, die

Wacht zu halten schienen an den Pforten der Kirche. Am ägyptischen Obelisk, der gewaltig auf seinen vier bronzenen Löwen ruhte, wandten wir unsere Blicke nochmals zu dem seltsamen Kuppelbau von St. Peter zurück, und das Wort Michel Angelo's: „ich will das Pantheon auf die Peterskirche setzen!" ergriff uns in seinem ebenso kühnen als bedeutungsvollen Sinn. Es war die Synthese der Antike mit der Herrschaft der christlichen Kirche, welche Michel Angelo ausdrücken wollte und die den Charakter des ganzen Bauwerks entschieden hat.

---

IV.

## Ein Fest auf der Villa Borghese.

Die italienischen Aristokraten sind von jeher ein sehr volksfreundliches Geschlecht gewesen. Das Volk zu bewirthen, ihm Feste und Spiele zu veranstalten, die schönen Gärten, Villen und Paläste ihm zu öffnen, es in seine kostbaren Galerien und Sammlungen eintreten zu lassen, hat stets zu den Manieren der reichen Nobili in Italien gehört. Kein Adel ist weniger exclusiv als der italienische, er mischt sich selbst in die Reihen des Volkes auf die ungezwungenste und liebenswürdigste Weise, und die kaufmännische Abstammung dieser Aristokratie, die ihre ungeheuren Besitzthümer dem ehemals betriebenen Welthandel verdankt, scheint diese ungezwungene und bewegliche Verkehrslust in ihr zurückgelassen zu haben. Der italienische Aristokrat ist mit größerer Leichtigkeit als anderswo auch

für die gemischteren Gesellschaftskreise zu gewinnen, der Principe und die Principessa sind stehende Figuren auf den Diners der Banquiers und bei den Zusammenkünften der Gelehrten und Künstler, und dieser Adel scheint auch noch dadurch bevorzugt zu sein, daß ihn ein volksthümliches Band mit allen anderen Kreisen der Gesellschaft verbindet.

Die Revolution von 1848 hat jedoch in Rom auf diesen volksthümlichen Anschein der italienischen Adelsgeschlechter wenig Rücksicht genommen. Als wir den schönen Garten der Villa Borghese vor der Porta del Popolo betraten, sahen wir in vielen Alleen Nichts als junge kleine Bäume, die als eine neue Anpflanzung seit dem Jahre 1849 erschienen und die Stelle der großen schönen Pinien, mit den fächerartig gewachsenen Kronen, welche das Volk damals zu Barrikaden auswählte und zerhieb, vertraten. Der geheimnißvolle Werkmeister der italienischen Revolution, Mazzini, und der Fürst von Canino, wiesen hier in eigener Person die schönsten Stämme an, um daraus den verhängnißvollen Festungsbau für den Straßenkampf zu bestreiten. Das gute sociale Verhältniß, das zwischen Volk und Aristokratie besteht, scheint also die kritische Stunde doch nicht überdauern zu können. Vielmehr

schlug das Volk damals in dem volksgastlichen Garten des Fürsten Borghese, der sich ihm so oft zu glücklichen Spielen geöffnet, in den zerstörendsten Haß um, der sich auch auf die im Garten gelegene Villa Rafael's (die Villa Olgiati) erstreckte. In dieser Villa, von der wir jetzt nur die Trümmerhaufen am Wege umherliegen sahen, wohnte einst Rafael Sanzio mit der schönen Fornarina, deren prächtiger Gliederbau so oft seinem Pinsel diente und mit der er hier die höchsten Verzückungen der Liebe und der Kunst bis zur Selbstvernichtung feierte. Einst war dieses Landhaus mit Arabesken und kleinen Wandbildern von Rafaels Hand geziert, die man in der letzten Zeit abgenommen und anderweitig aufgestellt hat. Jetzt, nachdem die Revolution von 1848 sich auch an dem alten Musen- und Liebessitz des großen Malers vergriffen, sieht man nur noch aus den durcheinander geworfenen Steinhaufen eine Treppe hervorragen, die durch das Haus emporging und vielleicht zu den innersten Heiligthümern des Künstlerlebens führte. Es war an den Wänden dieses Landhauses, wo Rafael mit dem liebenswürdigsten Pinsel die schalkhaften Fresken von der Hochzeit Alexander's und der Roxane, bei der die kleinen Amoretten mit Alexander's Helm an der Erde

spielen und in seinem Stiefel umgesunken sind, hinmalte. Auch seine anderen, von derselben seelenvollen Laune durchhauchten Fresken, die Hochzeit der Flora und das Scheibenschießen, standen früher an den Wänden dieser Villa und wurden mit der Hochzeit des Alexander abgenommen und in das Palais Borghese gerettet, nachdem durch die Revolution, oder vielleicht auch durch die Franzosen, wie von anderer Seite her behauptet wird, das Haus des Künstlers zerstört worden. So wird auch das Niederhauen jener herrlichen Pinien im Garten in mehreren zeitgenössischen Berichten den Franzosen zugeschrieben, welche bei ihrer Belagerung Roms in der Nähe der Villa Borghese eine Hauptstellung genommen hatten.

Wir durchschritten heut den Garten der Villa Borghese im Geleite bedeutender Volksmassen, die sich schon in der Mittagsstunde den Corso herunter durch die Porta del Popolo ergossen, um zur rechten Zeit zu dem Feste der Tombola, dem der Fürst Borghese heut seinen Garten geöffnet, einzutreffen. Die Tombola ist eine Lotterie, die zweimal im Jahre, im September und October, öffentlich veranstaltet wird, und deren Ziehung eines der großartigsten römischen Volksfeste geworden ist. Seitdem die Octoberfeste, die frü-

her Sonntags und Donnerstags im Monat October die Bevölkerung Roms zu heiteren Aufzügen und Spielen, namentlich am Monte Testaccio, vereinigten, verblüht und aus der Mode gekommen sind, ist das Tombola-Fest in dieser Zeit der bedeutendste Sammelpunkt des römischen Volkslebens geworden, das sich bei dieser Gelegenheit in einer wahrhaft bewunderswürdigen Entfaltung seiner Massen, in den interessantesten Gruppen und in der schönsten Laune darstellt. Es ist das zugleich ein Fest der Wohlthätigkeit, die durch einen von dem Fürsten Borghese geleiteten Verein, der für die Erhaltung der Cholera-Waisen besteht, ausgeübt wird, indem der bedeutende Ertrag der Tombola diesen armen Kindern zufließt.

Es war ein schöner, sonnenwarmer Oktober-Sonntag, der wunderbar erquickende Frühlingslüfte durch die Pinien und Lorbeerbäume des Gartens Borghese hinwehen ließ. Die Bevölkerung von Rom schien sich, wie in alter Zeit zu den circensischen Spielen, aufgemacht zu haben. Aus den dunkeln, still flammenden Augensternen der Römerinnen leuchtete die Freude des Tages, der Belustigungen aller Art und gewinnreiches Herauskommen der besetzten Zahlen versprach. Mit rascheren und beflügelteren Schritten als sonst

eilte der römische Bourgeois, die ihm eigene Schwerfälligkeit vergessend, neben seinen Frauen und Töchtern her, um noch einen guten Platz für das heutige Schauspiel zu erwerben. Das eigentliche Publikum desselben ist der römische Bürger- und Mittelstand, der sich bei dieser Gelegenheit in die feinste und eleganteste Toilette wirft und seine ungemeine Sauberkeit, verbunden mit dem unverkennbarsten Wohlstand, der sich in seinem Anzug, wie in dem reichen und ächten Schmuck seiner Frauen bemerklich macht, bewundern läßt. Auch die unteren Klassen betheiligen sich in mehr und mehr anwachsenden Schaaren, obwohl im besten und reinlichsten Aufzuge und in einer stillen, fast feierlichen Haltung, die in Erstaunen setzen kann. Der unvermeidliche Priester, der in Italien bei allen Gelegenheiten und Vorgängen als Zeuge und Mitspieler erscheint, bildet einen schwarzen Einschlag in diese bunte, in hellen Farben strahlende Volkswoge, die sich dem Theil des Gartens, welcher Piazza di Siena genannt wird und den Schauplatz des Tages hergiebt, in einem munteren aber gleichmäßigen und taktvollen Rhythmus zuschiebt. Die Kohlensäcke, wie das Volk in Rom die Geistlichen nennt, würden aber auch am allerwenigsten bei dem Tom-

bola-Spiel fehlen, und die Regel ihres Standes, die ihnen in Rom überhaupt die freieste Beweglichkeit nach außen gestattet, verbietet ihnen auch nicht, sich in den an allen Straßen-Ecken aufgeschlagenen Lotteriebuden einen mit funfzehn Ziffern beschriebenen Tombola-Zettel oder auch mehrere, zu elf Bajocchi das Stück, zu kaufen, und damit auf die Piazza di Siena, auf der heut die Mirakel der Amben, Ternen u. s. w. verkündet werden sollen, zu wallfahrten. Denn die Tombola vollbringt sicher ein ebenso großes Wunder, indem sie die gewinnenden Zahlen ausschwitzt und überhaupt Jemanden gewinnen läßt, als wenn ein wunderthätiges Bild an irgend einem berühmten Wallfahrts-Orte den Gläubigen Erhörung zuwinkt.

Die Spielwuth der Italiener, namentlich im Zahlen-Lotto, nimmt auch in der That fast den Anstrich eines religiösen Fanatismus an. Das Lotteriespiel ist die einzige Freiheit, die den Italienern noch übrig geblieben ist, und der einzige Glauben, von dem sie noch Vortheil und eine Verbesserung ihrer Lage zu erwarten scheinen. Ein politisch und kirchlich verkommenes Volk kann zuletzt nichts Besseres thun, als sein Heil in der Lotterie auszuspielen, und seine Chancen, die ihm anderswo gänzlich abgeschnitten, in dem Her-

auskommen einiger elenden Zahlen zu suchen. Mystik und Aberglauben, die sich sonst als poetische Elemente im italienischen Leben geltend machten, richten sich hier jetzt vorzugsweise auf die Kunst, die gewinnenden Zahlen und Zahlengruppen ausfindig zu machen und aus irgend einem Umstand oder einer unter besonderer Mitwirkung des Schutzheiligen vollbrachten Berechnung auszuwählen. Manches innig geflüsterte Gebet zu den Füßen der Madonna in der Kirche St. Agostino, welche das in ganz Italien am volksthümlichsten gefeierte Marienbild ist, gilt der Auffindung der besten Zahlen für die nächste Ziehung des Lotto, oder der Erlangung eines Nummernzettels bei der Tombola, von dem es Amben, Ternen und Quaternen regnet, oder dessen funfzehn Zahlen sich vielleicht sogar vollständig erfüllen und damit den höchsten Triumph und Gewinn der Tombola über den Glücklichen ausschütten würden. Der Verkauf der Nummernzettel bildet darum auch einen Hauptverkehrszweig auf den Straßen Roms, und die Verkaufsstätten, mit den auf großen Tischen ausgelegten oder in langen Streifen ausgehangenen Zahlen, die des Abends mit bunter Beleuchtung illuminirt werden, bleiben oft bis zu einer späten Nachtstunde offen und rege. Während das

Straßenleben Roms schon früh erlischt und selbst in den Hauptstraßen schon um 9 Uhr und früher die Magazine sich schließen, herrscht in den Lotteriebuden noch bis Mitternacht ein geschäftiges Treiben und Volksgestalten aller Art, bald in feierlichem Schweigen, bald im Trällern einer Opern-Melodie von Verdi, gehen aus und ein, den Glückszettel lösend, für den sie vielleicht ihre letzten, irgendwie noch spät zusammengebrachten Paoli umgetauscht haben. Dies Treiben mehrt sich, wenn es sich um die Ziehung einer Tombola handelt, deren Glücksrad sich so selten und so reichlich dreht.

Auf der Piazza di Siena haben sich gegen zwei Uhr Nachmittags bereits ungeheuere Volksmassen angesammelt. Dreißig bis vierzigtausend Menschen haben sich hier schon eingefunden, und unaufhörlich setzt sich noch der Zug der aus der Stadt herbeiströmenden Menge fort. Die Piazza di Siena ist ein ovaler Rasenplatz von unermeßlicher Ausdehnung, von Taxushecken und Steinterrassen malerisch eingefaßt. Die französische Besatzung von Rom hält hier von Zeit zu Zeit festliche Carrousels ab, unter denen das bei der Anwesenheit des Generals Oudinot veranstaltete noch immer als eines der glänzendsten Ereignisse ge-

schildert wird. Für die Tombola sieht man aber heut besondere Vorrichtungen auf diesem Platze gemacht. Am Ende desselben erheben sich mehrere nebeneinander befindliche Tribünen, die, mit rothen Teppichen behangen und mit allerlei festlichen Flaggen und Zeichen geschmückt, den Sitz des Glücksrades und seiner Opferpriester, der Lotterie-Directoren und des Waisenknaben, abgeben. Zu beiden Seiten um das Oval des ungeheuren Rasenplatzes erstrecken sich die Zuschauer-Tribünen, deren Sitze theils als Ehrenplätze dienen, theils für einen Paoli verkauft werden, was die Einnahmen des Tages bedeutend steigert. Auf den Terrassen und Steinen, die vor diesen Zuschauer-Tribünen am Rande des Platzes umherlaufen, lagert sich das Volk in bunten, farbenschillernden Gruppen und in heiterer, behaglicher Lebendigkeit. Auf der Mitte des Platzes ist ein thurmartiger, viereckiger, mit rothem Tuch überhangener Bau zu sehen, der dazu bestimmt ist, die gezogenen Nummern, die plötzlich und wie durch einen Zauberschlag auf seinen vier Wänden hervortreten, nach allen Seiten hin dem Publikum sichtbar werden zu lassen. Etwas weiter herunter steht die Cocagna aufgerichtet, die mit grüner Seife beschmierte Kletterstange, auf deren Spitze eine mit vielen glän-

zenden Sachen ausgeschmückte, wohlbekleidete Stroh-figur steht, die durch ihren verlockenden Ausputz auf-fordert, zu ihr heraufzusteigen und, nach Beendigung der Tombola, die kühnste Heldenthat des Tages an ihr zu vollziehen.

Auf diesem Platze wimmelt es ebenfalls von den auf- und niederwogenden Volksschaaren, die auf den Tribünen und Stein-Terrassen keinen Sitz mehr er-halten haben. Mitten über den Platz herüber liegen viele Männer auf den Bauch ausgestreckt, und erwar-ten in träumerischer Ruhe den Augenblick, wo der Glückstanz der Zahlen seinen Anfang nehmen wird. Der in ihrer Hand festgekniffene Nummerzettel deutet auf die Erwartungen hin, welche diese Schläfer be-seelen. Anderswo gehen Frauen umher, die sehr ge-schäftig und mit wichtigen Mienen Bleistifte zum Ver-kauf ausbieten, damit sich Jeder die Nummern auf-schreiben oder auf seinem Zettel anstreichen könne, welche heut der Tombola entfallen. Mit schmettern-den Stimmen fahren die Cigarren-Ausrufer dazwischen, die den Rauchern zu verschiedenen Preisen ihre Waa-ren feilbieten. Auch Kürbiskörner, kleine Kuchen und dergl. hört man häufig ausrufen, und kleine ambula-torische Limonaden-Buden verrichten ihren wohlthuen-

den Dienst, den das italienische Volksfest nicht entbehren kann. Die Feinheit und Ordnung, mit welcher sich die Volksmassen hier aufstellen und durcheinander bewegen, trägt auch die ganze harmonische Temperatur dieses Getränkes an sich, das als Volksgetränk die angenehmsten Wirkungen ausübt.

Eine besondere Fest-Tribüne, die auf der andern Seite des Platzes uns gegenüber lag, sahen wir heut für den Herzog von Modena und sein Gefolge mit reicher Ausschmückung aufgerichtet. Dieser Herzog, der sich seit einiger Zeit in Rom befindet, soll es als seinen lebhaften Wunsch zu erkennen gegeben haben, einmal das Fest der römischen Tombola mitanzusehen, und es soll sogar um seinetwillen der Tag desselben etwas früher angesetzt worden sein, da der Herzog, den jetzt eine politische Missionsreise durch ganz Italien führt, seine auf morgen festgesetzte Abreise nach Neapel zum König Ferdinand nicht verschieben kann. Es ist ein großes Geheimniß, um das es sich handelt, das aber, wie es in der Regel geht, bereits alle Welt weiß, denn politische Mysterien halten sich in der heutigen Zeit nicht mehr. Der Herzog von Modena, ein schöner, schlanker Mann von kaum vierzig Jahren, der eine große Beweglichkeit in allen seinen

Manieren verräth, kam nach Rom und begiebt sich nach Neapel, um, wie man allgemein hört, als Agent des Wiener Cabinets, dem er schon durch bindende Verträge ganz und gar angehört, die Grundlagen einer umfassenden Allianz oder Ligue zwischen Oesterreich und den italienischen Staaten, namentlich Toscana, Rom und Neapel, vorzubereiten. Es entsteht dadurch eine ganz neue Perspective für die Gestaltung der italienischen Verhältnisse unter dem sich immer umfassender ausdehnen wollenden Einfluß Oesterreichs. Aber diese Gestaltung ist noch ebenso wenig zu berechnen, als der Zahlen-Fall der Tombola, die jetzt bald ihr Glücksrad drehen und ihre Loose schütteln wird. Der Herzog von Modena hat sich dort auf seiner Tribüne pünktlich und eifrig genug eingestellt, und man wird doch wohl nicht länger mit dem Beginne des Festes zögern wollen.

In einer bewundernswürdigen, festen Gliederung hat sich auch jetzt die gesammte, ohne Zweifel bis auf fünfzigtausend Köpfe angewachsene Volksmasse bereit gemacht. Jeder hat seine Loose und ein großes Verzeichniß von Nummern, mit dem wohlgespitzten Bleistift, in der Hand. Die schönen rothen Lippen unserer Nachbarin nagen ungeduldig an dem Bleistift und be-

feuchten ihn unaufhörlich, denn die Leidenschaft für Spiel und Gewinn übertrifft bei den Italienerinnen noch bei weitem alle Virtuosität und Romantik der Liebe, in der man ihnen viele Vorzüge mit Unrecht eingeräumt hat. Schöne und meisterhaft geformte Frauen des römischen Bürgerstandes umgeben uns überall, und schauen uns von allen Plätzen mit raschen Feuerblicken und mit süßen lebhaft gespannten Mienen, die aber nur die rege gewordene Gewinnlust ausdrücken, entgegen. Unter den Frauen aller Stände, die sich auf dem Platze und auf den Tribünen mischen, erblickt man auch Bäuerinnen aus der Umgegend von Rom, namentlich aus dem Heimathlande der italienischen Frauenschönheit, aus Albano, wie auch viele derbe, aber wundervoll gebaute Schönheiten aus Frascati und Tivoli, und die ganze weibliche Crême des Campaner-Gebirges. Aus diesen Gegenden sind auch noch die malerischen, ungemein kleidsamen Volkstrachten herübergekommen, die in ihren dem schönsten Körper sich anschmiegenden Formen und in ihrer blühenden Farbenpracht auf die reizendste Weise das Auge verlocken. Während auch in Italien mehr und mehr die nationalen Volkstrachten zu verschwinden anfangen und dem Alles nivellirenden französischen Modegeist, dem

kleinen, in den Nacken fallenden Hut und der Crinoline, verfallen sind, hat sich in der Gebirgsumgegend Roms noch fortdauernd sehr viel von diesen Costümen und Trachten erhalten. Die Römerin selbst aber ist in den bürgerlichen und unteren Kreisen sichtlich bemüht, mehr und mehr Alles abzustreifen, was ihr einen volksthümlichen Schnitt geben und sie in einem auffallenden Unterschied von den Damen der höheren Stände erscheinen lassen könnte. Bei dem heutigen Volksfeste sind die römischen Bürgerinnen sämmtlich in dem geschmackvollsten, französischen Damenputz erschienen. Die Crinoline, welche jetzt ihr höchstes Uebermaaß in Italien erreicht zu haben scheint, verhüllt in einem weiten Bogen alle Umrisse und Formen eines Körpers, der nur für die Plastik geschaffen ist und dem Marmor der Antike siegreich nacheifern würde. Außerdem erscheint die Frau der römischen Bourgeoisie mit so vielen ächten und werthvollen Schmucksachen, mit goldenen Ketten und Ringen, Korallenschnüren und dergleichen behangen, daß die naturvolle Schönheit auch von diesem glänzenden Kram eher gedrückt als gehoben wird. Auch der runde römische Kamm, den die Mädchen durch ihr schönes schwarzes Haar gesteckt tragen, ist von ächtem Gold oder Silber, und bildet, so wie

die langen silbernen Nadeln, welche sich häufig hinzu=
fügen, einen Lieblingsschmuck, den man auch in der
Kirche häufig auf diesen anmuthigen Köpfen erblickt.
Er beweist zugleich am meisten die Wohlhabenheit Derer,
die sich damit geschmückt haben, und die nicht in die
Lage gerathen, Lasten auf ihrem Kopfe zu tragen.

Jetzt aber erschallt plötzlich ein schmetternder Trom=
petentusch, dem ein allgemeiner Jubel, eine fröhliche
Bewegung auf allen Plätzen entspricht. Dann folgt
eine rauschende, wie zum Beginn einer Schlacht her=
ausfordernde Musik, unter welcher die Loose in das
Glücksrad eingezählt werden. Der in eine Art von Prie=
ster=Kostüm gesteckte Waisenknabe hebt feierlich seinen
Arm in die Höhe, und streift denselben empor, um sein
Werk zu beginnen. Die erste Nummer wird gezogen,
und von dem Ausrufer in der ungemein feierlichen
Modulation eines Kirchengesanges laut und vernehm=
lich verkündigt. Man glaubt sich einen Augenblick
lang in eine Messe versetzt, in der die volltönende,
recitativisch singende Stimme eines Priesters die For=
meln des Heils erschallen läßt. Die Tombola wird
zwar nicht unter priesterlicher Mitwirkung gezogen, wie
dies bei der eigentlichen Zahlen=Lotterie der Fall ist,
deren Ziehung auf dem Balcon des Finanzministeriums,

auf der Piazza di Madama, in Gegenwart des im schwarzen Ordensgewande erscheinenden Groß=Tresorier des Papstes, stattfindet. Aber die Kirche sucht auch bei der Tombola durch diese eigenthümlich modulirte Stimme des Zahlen=Ausrufers sich geltend zu machen, und der kleine Waisenknabe, der sich dort eben anschickt, die zweite Nummer aus dem sich drehenden Rade herauszugreifen, sieht in dem weißen Talar und dreieckigen Hut, womit man ihn kostümirt hat, nicht minder wie ein geistlicher Charakter aus.

Die gezogenen Nummern werden zugleich in kolossaler Zifferschrift auf einer Drehscheibe herausgestellt und vor Aller Augen sichtbar gemacht. Zur selben Zeit treten sie auch mit einer bewundernswürdigen Geschwindigkeit auf der in der Mitte des Platzes errichteten Tafel nach allen vier Seiten hin heraus. Eine Ambe ist jetzt fertig, und nun geht ein Rauschen und Murmeln durch die ganze Volksmenge, denn diese erste Position des Glücks wird noch mit Leichtigkeit von Vielen erobert. Auf allen Seiten theilt sich plötzlich die Masse, und Einzelne brechen mit großem Ungestüm hervor, und begeben sich, begleitet von dem Schreien, Jauchzen und Pfeifen aller Uebrigen, auf die Directorial=Tribüne hinauf, wo jeder entfallene

Gewinn sogleich auf dem Loose notirt werden muß. Soldaten, Bauern, stattliche Bürger, Priester, viele Frauen und Mädchen, auch einige von den phantastisch kostümirten Schönheiten des Albaner-Gebirges, und einige Damen, welche durch ihre eleganten Toiletten hervorragen, machen sich durch die Menge Bahn, um so rasch als möglich die Tribüne der Tombola zu erreichen. Es sind fünfzig Piaster, mit denen die Ambe ausgezahlt wird. Das Heulen, Pfeifen und Zischen der aufgeregten Menge dauert unaufhörlich fort. Viele Soldaten der französischen Besatzung, die jetzt bei allen Dingen in Rom im Vordergrunde erscheinen, sind unter den Gewinnern der Ambe, und es scheinen auch Aerger und Mißvergnügen darüber im Spiele zu sein, wenn das gellende Tosen und Lärmen, das uns fast die Ohren zerreißt, kein Ende nehmen will. Auch hält diese langsame Constatirung der Gewinne den Fortgang des Spiels auf, und der Italiener, der beim Spiel noch kindischer und leidenschaftlicher als sonst ist, läßt seine Ungeduld darüber auf jede mögliche Weise aus.

Je länger man warten muß, desto unruhiger gehen auch die Fächer der Damen auf den Tribünen hin und her. Jetzt eilen noch nachträglich einige zu

spät gekommene Landleute mit ihren Loosen hinauf, und sie müssen es sich gefallen lassen, von der gesammten Menge auf das Fürchterlichste ausgepfiffen und ausgezischt zu werden. Man fängt mit den Nachbaren zu plaudern an, wobei der Römer auch gegen Fremde sich sehr zuvorkommend und zugänglich erweist. Zuweilen wird das natürliche Vertrauen sogar weiter getrieben, als man es sonst in irgend einem andern Lande so leicht sich aussprechen hört. Nicht weit von uns auf derselben Tribüne saß ein Fremder, allem Ansehn nach ein Hamburger, der ein Bouquet kleiner gelber Feldblumen, wie sie in Rom häufig auf den Straßen zum Verkauf angeboten werden, und die einen narkotisch stechenden Geruch ausströmen, in seinem Knopfloch trug. Neben ihm saß eine junge schöne Römerin, die schon seit einiger Zeit ängstliche und unruhige Blicke auf ihren deutschen Nachbar warf und dann mit ihrem Mann, der auf der Bank hinter ihr saß, auf das Lebhafteste gesticulirte und flüsterte. Der Mann dieser reizenden, interessant aussehenden Frau schien ein kleiner Kaufmann oder feinerer Handwerker zu sein, während die Frau, eine hohe, in prächtigen Formen sich darstellende Gestalt, den vornehmen, herrschenden Ausdruck hatte, der den Römerinnen in allen

Ständen eigen ist. Es schien zwischen Beiden etwas verabredet zu werden, und in Folge dessen wandte sich jetzt der Mann mit einer sehr dringenden und ernsten Gebärde an den deutschen Fremden, indem er ihn ersuchte, den kleinen Blumenstrauß aus seinem Knopfloch zu entfernen und von sich zu thun. „Die Signora, meine Frau", setzte er mit einem lauten pathetischen Ausdruck hinzu, „kann den starken Geruch dieser Blumen durchaus nicht vertragen. Sie ist sehr reizbar und würde Krämpfe davon bekommen, denn es ist jetzt der dritte Monat, daß sie sich in andern Umständen befindet."

Der erstaunte Blick des ehrlichen Hamburgers streifte unwillkürlich an der Taille seiner schönen Nachbarin herunter, und obwohl die Crinoline ihn verhinderte, eine augenscheinliche Bestätigung jener Angaben zu suchen, so nahm er doch seine Blumen sogleich hinweg und warf sie über den Rand der Tribüne. Seine Nachbarin schien ihm dafür mit einem stolzen Neigen des Kopfes zu danken, ging aber jetzt, als der Hamburger sie verbindlich anzureden wagte, mit vieler Zuvorkommenheit auf eine Unterhaltung mit ihm ein, ohne sich über die Enthüllung ihres geheimen Zustandes im Geringsten befangen zu zeigen. Die ganze

Tribüne hatte diese öffentliche Enthüllung der schönen Römerin vernommen, aber während bei einem deutschen Publikum ohne Zweifel ein lautes Gelächter darüber ausgebrochen wäre, schien hier Niemand etwas Auffälliges daran zu finden oder auch nur zu einer spöttisch verzogenen Miene Veranlassung zu haben. Der ängstliche Ehemann hinter ihr schien aber fortdauernd jede ihrer Bewegungen zu überwachen und Sorge zu tragen, daß sie nicht gestoßen oder irgendwie belästigt würde, und im Hintergrunde der Tribüne lehnte ein junger, blasser Mann mit schwarzen Locken und schwarzem Bart, der seine brennenden, vielbedeutsamen Blicke unaufhörlich auf diese Römerin richtete, mit deren unmerklich zurückgewandten Blicken er sich zuweilen elektrisch zu begegnen schien. Der Ehemann und der Cicisbeo theilten sich sichtlich in die Wacht ihrer gemeinschaftlichen Freundin, und bildeten in dieser Gruppe ein Dreieck, dessen geheimnißvolle Bedeutung leicht zu entziffern war. —

Jetzt aber stimmte die Musik wiederum ihre schwebenden reizenden Rhythmen an, die zum Wiederbeginn des Kampfes anzuspornen schienen. Unter diesen anfeuernden Tönen begann das Glücksrad, gleich einem Kunstreiterpferd, das beim Schall der Musik

seinen Eifer und seine Anstrengungen zu verdoppeln scheint, von Neuem seine Drehungen, und die Zahl Otto! die von dem feierlichen Baß des Ausrufers mit gesteigertem Pathos abgesungen und auf der letzten Sylbe mit bewundernswürdiger Kraft des Athems geschaukelt und ausgehalten wurde, half die Terne zur Welt bringen. Die Terne wird bei diesem Spiel mit 70 Piastern bezahlt, aber zur Erlangung derselben scheint schon eine besonders gute Laune des Glücks zu gehören. Denn nur vier oder fünf machen sich jetzt aus der Menge auf den Weg, um ihre Loose einzureichen, und die beiden Ersten kehren sogar auf der Stelle zurück, denn es ergab sich, daß sie sich in den Zahlen geirrt haben. Ein ungeheures Toben, Pfeifen und Zischen bricht auf dem ganzen Platze los, und empfängt die armen Opfer ihrer Glücksgläubigkeit mit einem fürchterlichen Lärmen. Unter diesen irrthümlich Hinaufgestiegenen befindet sich auch ein Priester, der mit seinem Zettel ebenfalls auf der Directorial-Tribüne, und zwar mit ziemlich rücksichtslosen Worten und Gebärden, abgewiesen worden ist. Das breite, nicht sehr kluge Gesicht des geistlichen Herrn rettete sich erst in ein pfiffiges Lächeln, und dann in eine mild ergebene salbungsvolle Miene, die viel Erbauliches hatte, aber

das Volk nicht abhielt, das unwillige Getöse gegen ihn noch eine Zeitlang fortzusetzen. Auf einer anderen Stelle des Platzes hat ein frommer Vater noch zu einer anderen bewegten Scene Anlaß gegeben. Der Padre, ein großer stattlicher Mann, hat sich längere Zeit auf das Angelegentlichste mit einer Dame unterhalten, deren Aufmerksamkeit er durch sein lebhaftes Gespräch ganz und gar zu fesseln gewußt hatte. Es ist eine junge, mit den üppigsten Reizen ausgestattete Bürgerfrau, die ihrem Schmuck, ihrem Anzuge und ihrer Haltung nach eine Marchese sein könnte, und deren schöne, flammensprühende Augen sich von Zeit zu Zeit auf die bedeutsamste Weise zu ihrem geistlichen Freunde aufschlagen, der ihr gewiß sehr viel Beherzigenswerthes sagt. Auch sie läßt sich in einem unaufhaltsamen Strom von Worten gegen ihn aus, ein heißes, fliegendes Roth bedeckt ihre Wangen, sie scheint Alles um sich her vergessen zu haben, am meisten aber ihr Kind, das sich von ihrer Hand unvermerkt losgemacht und bald in die auf- und niederwogende Menge sich verloren hatte. Jetzt schrak die Mutter plötzlich zusammen, denn sie hatte das Verschwinden ihres Töchterleins bemerkt, und nun begann ein athemloses, verzweifeltes Suchen, ein angst-

volles Auf- und Niederrennen mit Thränen und Schluchzen, aber nirgend wollte sich eine Spur von dem Kinde ergeben. Mit großer Liebenswürdigkeit zeigte man sich jetzt auf allen Theilen des Platzes beeifert, ihr suchen zu helfen, nur der Priester hatte sich zurückgezogen und war rasch im Gedränge verschwunden.

Ehe man von einem günstigen Erfolg dieser Bemühungen hört, zieht die neue, unter den schmetternden Tönen der Musik wieder begonnene Schwingung des Glücksrades die Aufmerksamkeit Aller auf sich. In den nächsten Zügen werden Quattrinen und Cinquinen hervorgebracht, aber sehr wenige Personen sind es, deren Zahlen noch zutreffen. Bald handelt es sich nun um die Tombola selbst. Wenn alle funfzehn Zahlen, die sich auf einem Zettel befinden, herausgekommen sind, so hat der Inhaber die Tombola gewonnen, die ihm sechshundert Piaster einträgt. Ein rothhosiger französischer Soldat ist es, der sich jetzt meldet, sein Loos hoch in der Hand schwingend, unter dem losbrechenden Jubelgeschrei seiner zahlreich auf dem Platze vertretenen Kameraden, aber nicht minder unter dem heftigsten Pfeifen und Zischen der neiderfüllten Italiener, die vielleicht auch bei dieser Gelegenheit ihr Müthchen an der französischen Besatzung kühlen wollen.

Hinter der großen Tombola giebt es auch noch eine kleine, hundertundfünfundsechzig Piaster gewinnende, zu der nun schon das Rad in Umschwung gesetzt wird. Aber in der Gegend des Platzes, wo die Cocagne aufgerichtet ist, scheint schon kein rechter Sinn mehr für die Tombola zu herrschen. Dort bereitet sich ein anderes Schauspiel vor, das heut den Schlußpunkt des ganzen Festes bilden wird. Eine ganze Schaar von kräftigen und unternehmungslustigen Männern, die meist in Matrosentracht gekleidet erscheinen, ist mit einem wilden Sprung von dem Hügelrand des Platzes zu diesem neuen Glückskampf herabgestürmt, und hat sich, lüstern und trotzig zu der Kletterstange hinaufschauend, jetzt am Fuße derselben aufgestellt. Inzwischen ist auch der letzte Wurf der Tombola gefallen. Es ist der Zahlenzettel eines Fremden, der sich noch erfüllt hat. Man scheint diesem letzten Ausgang der Tombola gar keine Aufmerksamkeit mehr zu schenken. Das olympische Spiel dieser kletterlustigen Bande, die nicht länger mehr zurückzuhalten ist, nimmt nun unter allgemeiner Heiterkeit seinen Anfang.

Einer hat schon mit besonders fröhlichem Muth den dritten Theil der Kletterstange zurückgelegt, und er würde ohne Zweifel bald bis zur Spitze gelangen,

wenn nicht die entsetzliche grüne Seife, mit welcher der ganze Schaft von oben bis unten beschmiert ist, das Gelingen fast unmöglich zu machen schiene. Vergebens wird alle Augenblicke eine Hand nach der andern an den Kleidern abgestrichen und mit erneuerter Anstrengung weiter geklettert. Der kühne Steiger fängt schon an mehr zu rutschen, als in die Höhe zu kommen. Dicht unter ihm dringen aber bereits Andere nach, die des Sieges und Preises sich vermessen zu können glauben, und der Jubel dieser neuen Kämpfer erfüllt die Lüfte. Die Musik, die auch das Spiel der Cocagne unaufhörlich mit aufreizenden und gefällig lockenden Melodien begleitet, geht jetzt in stürmischere, feurigere Wendungen über. Ein rauschender Beifall von allen Tribünen und Plätzen belohnt die Anstrengungen der sich seltsam ineinanderschlingenden Gruppe, welche sich auf der Kletterstange gebildet hat. Der Erste fühlt die Nähe seiner hinter ihm heraufkletternden Nachfolger zuerst als eine Art von Halt und Stütze unter sich. Seine Füße scheinen sich auf den Schultern seines Nächsten, der seinerseits auch wieder einen Halt unter seinen Füßen gefunden hat, einen Augenblick lang ruhen zu können, aber jetzt gleitet er plötzlich und unaufhaltsam herunter, und alle An-

deren fallen gleichzeitig mit Blitzesgeschwindigkeit ab und liegen zusammen in einem lustigen Knäuel an der Erde. Ein unbeschreiblicher Jubel, ein donnerndes Lachen begleitet von allen Seiten des Platzes her ihren Sturz. Neue Pyramiden von zappelnden, kriechenden und ringenden Gestalten bilden sich auf der Kletterstange, zerstieben aber ebenso rasch und unter demselben Vergnügen aller Zuschauer wieder in sich selbst. Ein junger Matrose setzt mit frischem und fröhlichem Anlauf an, klettert rasch und ohne zu rasten bis zur Mitte der Stange hinauf, schwenkt dort unter lustigen Grüßen nach allen Seiten hin seinen Hut, und rutscht dann mit der größten Eile, und von einem unauslöschlichen Gelächter begleitet, wieder auf die Erde hinab. Nach ihm aber kommt ein Mann, dem man es schon bei seinem ersten Anlauf ansieht, daß er fest entschlossen ist, das Ziel zu erreichen. Mit sichern, kraftvollen Bewegungen dringt er weiter und weiter, bald hat er die Spitze erklommen und nun steht er hoch oben auf der Stange, in dem daselbst angebrachten Mastkorb, neben dem Strohmann, den er jetzt mit einer herzlichen Umarmung begrüßt. Dieser innige Freundschaftsgruß hindert jedoch nicht, daß er bald darauf die vollständige Entkleidung des Stroh-

manns unternimmt. Er zieht ihm Rock und Bein=
kleider aus und erobert sich dadurch einen wesentlichen
Theil des Siegespreises, den neuen Anzug, den er
sich mit dem ausdrucksvollsten Wohlgefallen anlegt.
Dazu wird mit triumphirendem Jubel, den die ganze
Zuschauer=Masse theilt, die goldene Uhr gefügt, welche
an der Spitze der Stange in einem Netz bunter Bän=
der ausgehangen. Jetzt, mit der vollen Siegesbeute
geschmückt, stellt er sich unter possierlichen Tanzbewe=
gungen, welche die Musik auf dem Platze begleitet,
noch einmal dem ganzen Publikum dar. Dann stürzt
er die Strohmanns=Puppe, gleich der enträthselten
Sphinx, vor sich herunter auf die Erde, und steigt
nun selbst herab, nachdem er noch zuvor zwei junge
Hühner und einen Schinken, die ebenfalls zu den aus=
gesetzten Preisen gehören, vor sich hinabgeworfen hat.
Auch mit Geld ist er belohnt worden, denn die Summe
von 20 Piastern klingt in hellen, blanken Stücken in
seiner Tasche.

Wie ein Kind freut sich das italienische Publikum
an diesem Schauspiel. Händeklatschend, unter herz=
lichem Gelächter und mit den heitersten Ausrufungen,
bricht es jetzt auf. Das Fest der Tombola ist heut
beendet, und wer nichts gewonnen, hat wenigstens ge=

lacht und sich gut unterhalten. Mit mehr Anstand, Genügsamkeit und guter Laune kann kaum irgendwo in der Welt ein Volksfest begangen werden. Sonst fanden zum Schluß der Tombola auch Wettrennen und Wagenrennen, letztere auf dem zweirädrigen Gespann der antiken Biga, statt, aber die volksthümlichere Cocagne, welche zugleich auf die Lachlust der Italiener berechnet ist, scheint in der letzten Zeit jenen ritterlicheren Vergnügungen ganz und gar den Vorrang abgewonnen zu haben.

Das Bewundernswürdigste an diesem Fest war aber nach seiner Beendigung die Ruhe und Ordnung, mit der eine Masse von funfzigtausend Menschen sich wieder zur Stadt zurückzog. Ohne jedes Gedränge, ohne irgend einen rohen Laut, in der größten Wohlanständigkeit und Harmonie schritten die aus allen Klassen der Bevölkerung bestehenden Massen den Ausgängen des Gartens zu, und ergossen sich dann in dicht verschlungenen Reihen, bei denen es anderswo kaum ohne lebensgefährliche Collisionen abgegangen sein würde, in einer friedlichen, edeln und feierlichen Haltung durch die enge Porta del Popolo in die Stadt zurück. —

---

## V.

## Ein Geisterseher in Rom.

Neulich sah ich in Rom auch den bekannten Amerikaner Home, der durch seine Geistertreibereien am Hofe Louis Napoleons ein pikanter Name in der heutigen französischen Gesellschaft geworden, und dem ich schon in Paris zu verschiedenen Zeiten meines dortigen Aufenthaltes begegnet war. Mr. Home hatte in dem neukaiserlichen Frankreich die Klopfgeister entfesselt, die den Napoleonismus in einen mächtigen Zusammenhang mit dem Geisterreich zu rücken trachteten, und jetzt schien er in der Siebenhügelstadt einen noch gewaltigeren Resonanzboden für seine Geister finden zu wollen.

Wir trafen Mr. Home im Atelier eines amerikanischen Malers, Mr. Brighton, der schon seit einer langen Reihe von Jahren in Rom wohnt, und dessen Bekanntschaft wir seiner Tochter verdankten, einem

jungen liebenswürdigen Mädchen, die wir auf dem Dampfschiffe von Genua nach Livorno getroffen. Mit dem unbefangenen und praktischen Wesen, das den Amerikanern eigen ist, hatte das junge Mädchen ganz allein, und nur in Begleitung eines Bedienten, die Reise von Rom nach München gemacht, um die Bilder der dortigen Kunstausstellung zu sehen, und mit demselben heiteren Gleichmuth, der nur durch die Seekrankheit auf das Empfindlichste unterbrochen wurde, hatte sie sich auf die Rückreise begeben. Für den Beistand, welchen wir ihr auf dem Schiffe bei den heftigen Anfechtungen des Seeübels geleistet, hatte sie uns dankbar die Bekanntschaft der Bilder ihres Herrn Vaters versprochen, von dessen bedeutenden Verdiensten als Maler sie uns Vieles recht anmuthig zu erzählen wußte. Besonders sollte er so täuschende Copien nach Rafael und Guido Reni gefertigt haben, daß man eine derselben einst in Florenz als das Original anhielt und mit Beschlag belegte, um ein solches Meisterwerk nicht aus dem Lande zu lassen. Wir erfreuten uns ungemein an dieser geschickten Reclame, die im Munde der schönen Miß so sinnig und fast andächtig klang. In Rom aber fanden wir bei unserm nicht lange aufgeschobenen Besuche den würdigen

Brighton damit beschäftigt, das Portrait seines Landsmannes, des Geisterbeschwörers Home, zu machen, der ihm mit großem Eifer zu diesem Bilde saß. Denn dasselbe war für einen zarten Zweck bestimmt, wie wir erst später erfuhren.

Mr. Home ist noch ein ziemlich junger Mann, der eine interessante, träumerische Gesichtsbildung besitzt, und einen sehr angenehmen und vertrauenerregenden Eindruck machen würde, wenn nicht zugleich sein krankes und kataleptisches Wesen auf eine etwas unheimliche Weise den Hintergrund seiner Persönlichkeit schattirte. Er kam vor einigen Jahren aus New-York nach Paris, um sich dem Studium der Medizin zu widmen, aber eine eigenthümliche mystische Organisation, die ihn bald zu bemeistern anfing, hinderte ihn an jeder zusammenhängenden und praktischen Beschäftigung. Damals nahm ihn der polnische Graf Branicky zu sich, mit welchem er in eine intime, jedenfalls auf dem Geisterglauben beruhende Verbindung gerathen war, und bei dem er dann in einer ganz unabhängigen Lage lebte und wohnte. Home blieb längere Zeit in diesem Verhältniß, auch nachdem ihn die Protektion der Prinzessin Mathilde auszuzeichnen anfing und er unter ihren Auspizien in die vertrautesten Zirkel des

napoleonischen Hofes eintreten durfte. Freilich vermehrten sich dadurch seine Napoleonsd'or nicht, die nicht mit derselben Zuvorkommenheit, wie seine Geister aus dem Tischkasten, sich aus seiner Tasche hervorklopfen lassen wollten. Denn der seltsame Amerikaner verstand es überhaupt nie, mit seiner eigenthümlichen magischen Begabung ein Geschäft zu treiben und finanzielle Vortheile daraus zu ziehen, obwohl ihm dieselben hinterher, und namentlich bei alten reichen Damen, zugutkamen. Ein Haupteffect seiner mysteriösen Einwirkungen bestand nämlich darin, daß Home den im Kreise umhersitzenden Damen plötzlich von innen her wie durch eine unsichtbare Geisterhand ihre Kleider ganz leise und dann immer dringlicher aufzubauschen und zu blähen verstand. Es soll das jedesmal eine ungeheuere Wirkung bei diesen Damen hervorgebracht haben, und in der That kann dabei nur die übernatürliche magnetische Kraft des Herrn Home im Spiele gewesen sein. Einer alten Engländerin wurde durch diese mystischen Erregungen und Lüftungen ein so unglaublicher Reiz verursacht, daß sie ihm aus Dankbarkeit in ihrem Testament eine Jahresrente von 6000 Francs vermachte, durch welche Home seitdem in die behaglichste Stellung gerieth.

Mr. Home ist sehr liebenswürdig, wenn er auf seine eigene Begabung zu sprechen kommt, und man sollte dann kaum glauben, daß man es mit einem Charlatan zu thun hat. Er pflegt selbst zu sagen, daß er seiner ungewöhnlichen Gaben nie ganz gewiß ist, und oft läßt er mehrere Monate vergehen, ohne daß er irgend eine Probe seiner übernatürlichen Befähigung abzulegen vermag. In den Gesellschaften, wo man auf ihn eingeladen hat, bemerkt er schon oft beim Eintreten, daß man sich heut nicht auf ihn werde verlassen können. Auch stört ihn die Anwesenheit mancher Personen, von denen er behauptet, daß ihr Naturell nicht günstig auf seine Unternehmungen wirke. Früher gehörte zu diesen Personen auch der Kaiser Napoleon III. selbst, der aber in der letzten Zeit, wo sein eigenes Innere mehr als je in eine mystische Verschlossenheit sich zurückgezogen, eine besondere Hinneigung zu Home zu empfinden anfing. So wurde er einst sehr ungehalten, als eine Hofperson Herrn Home mit Robert Houdin, dem Taschenspieler der Boulevards, verglich, und er sagte: Er verlange, daß in seiner Gegenwart nicht anders als mit Hochachtung von einem Manne wie Home gesprochen werde.

Wir trafen seitdem öfter mit Mr. Home in Rom bei

dem Maler Brighton und seiner geistreichen Tochter auf dem spanischen Platz zusammen. Wir erfuhren, daß Home seit seinem Aufenthalt in Rom zum Katholicismus übergetreten sei. Die innerste Richtung seines Gemüths hatte ihn schon längst dahin gedrängt. Er erzählte, daß der Papst, der ihm eine besondere Audienz bewilligt hatte, sich sehr theilnahmvoll um ihn bekümmert und ihn bei seinem Uebertritt zur Kirche mit einer wahrhaft väterlichen Sorge um sein Heil geleitet habe. Aber ein eigenthümlicher Charakterzug Pius IX. hatte sich dabei geäußert. Der heilige Vater hatte es abgelehnt, etwas von den geheimnißvollen Wirkungen Home's zu sehen, und er zeigte dabei auf die Monstranz hin, indem er hinzufügte: Dies sei das einzig wahre und ächte Geheimniß, das es gäbe! Sein Gesicht soll dabei in einem milden, fast überirdischen Glanz geleuchtet haben, und Home that das Gelübde, von jetzt an nie wieder die Geister zu rufen und in Unkosten zu versetzen. Man wird es sehen, ob er Wort zu halten im Stande ist. Denn wenn seine früheren magischen Leistungen, nach dem Ausspruch des Kaisers Napoleon selbst, Wahrheit bedeuteten und keineswegs dem Atelier eines Taschenspielers angehörten, so kann

es doch nicht ganz von ihm abhängen, der Geister wieder ledig zu werden.

Eigentliche Geister citirte Mr. Home freilich nicht, aber er zeigte in Paris oft plötzliche Einwirkungen der Geister in der Mitte der ihn umgebenden Gesellschaft, welche das höchste Erstaunen hervorriefen. Nicht selten ließ er auch Geisterschriften an der Wand entstehen, die gewiß sehr wunderbare Dinge verkündeten, aber nur an einem unorthographischen Französisch krankten, was den Pariser Herren und Damen natürlich die Illusion bedeutend verderben mußte. Am verwunderlichsten sind aber immer die Einwirkungen gewesen, welche Home auf die leblosen Dinge hervorzubringen wußte. Wenn er die Finger ausstreckte, begann Alles um ihn her zu tanzen, die Gegenstände im Salon bewegten sich wie in einem zauberhaft aufgestiegenen Reigen, die Blumensträuße verließen ihre Vasen, und wandelten von Einem zum Anderen in der Gesellschaft umher, um ihn zu grüßen oder sich an seinen Busen zu schmiegen. Ein alter Admiral, der lange ungläubig gewesen, befand sich einst in einer solchen Geister-Soirée, in der die Bouquets wie von Geisterhänden auf- und nieder getragen wurden, aber keiner dieser Sträuße kam zu ihm, und in

seinem Herzen stieg der Wunsch auf, daß doch auch Er eines solchen Wunders, das schon Jeder als eine Ehrensache für sich zu betrachten anfing, gewürdigt werden möge. Kaum hatte er das gedacht, als er schon ein Bouquet in seiner Hand hielt, das auf die unbegreiflichste Weise zu ihm heranspaziert war. Der Admiral sah in dem Umstand, daß sein geheimster Gedanke schon beachtet und erfüllt worden war, das größte Unterpfand für die übernatürliche Kraft des Mr. Home, und er wurde jetzt ein fanatischer Parteigänger des amerikanischen Wundermannes.

Mr. Brighton malte sehr fleißig an dem Portrait des Mr. Home, das zu einem bestimmten Tag vollendet sein sollte. Miß Brighton hatte es mit ihrem weiblichen Spürvermögen herausgebracht, daß Home sich mit der Schwester der russischen Gräfin Koscheleff zu verloben gedenke und daß er als Brautgeschenk sein Portrait darbringen wolle. Der Graf und die Gräfin Koscheleff verweilten seit einiger Zeit in Rom, aber es war ihnen nicht gelungen, in der heiligen Siebenhügelstadt dasselbe Aufsehen hervorzurufen, welches sie in dem letzten Winter in Paris durch ihre ungeheuren Reichthümer und durch die bizarre Verwendung derselben gemacht. Die Lotterien von ächten Schmuck-

sachen, welche sie in ihren Salons veranstalteten, und ihre kolossalen Diners, welche sie bei den frères provençaux allwöchentlich zu geben pflegten, und für die der Restaurant dem Haushofmeister des Grafen bei der Abreise von Paris ein Douceur von 4000 Francs zahlte, konnten auf dem gesellschaftlichen Boden von Rom keine Stätte finden. Rom ist keine Stadt für die Viveurs von Paris, denn der Genuß des Augenblicks hat keinen Werth in einer Stadt, die nur von ihrer Vergangenheit lebt, und die ihre Zukunft ängstlich wie ein großes Geheimniß behütet. Auch wird der Luxus der römischen Prälaten immer noch schwer zu übertreffen sein von dem diabolischen Prunk der heutigen Lebemänner, die in dem kaiserlichen Paris gelernt haben, sich durch einen immer gesteigerten Genuß-Aufwand um die Zukunft, die nur noch die Bedeutung eines universalen Katzenjammers für sie hat, möglichst lange zu betrügen.

Die prächtige Equipage des Grafen Koscheleff erregte anfangs während der Stunden des Modespaziergangs auf dem Monte Pincio ein gewisses Aufsehen, man würde sie aber in Paris in den Champs-Elysées bei weitem länger und eifriger bewundert haben. In Rom verglich man sie bald mit den gol-

denen Carrossen der Cardinäle, die man täglich in großer Menge auf allen Straßen der Stadt fahren sieht, und dann fand man den Wagen der russischen Excellenza kaum noch des Betrachtens werth, obwohl im Fond desselben zwei junge Damen von der auserlesensten Schönheit zu sitzen pflegten. Es war die Gräfin Koscheleff, die in Paris immer von dem geheimnißvollen Reiz des Abenteuers auf das Pikanteste und Anmuthigste umschwebt war, und neben ihr ihre Schwester, die ein träumerisches Madonnengesicht mit einem schalkhaften Genre zu verbinden schien. Ihr gegenüber sahen wir dann auch eines Tages Mr. Home im Wagen, der sich mit allem Aufwand seiner Beredsamkeit mit der jungen Dame, die schon in Paris eine seiner gläubigsten Schülerinnen war, unterhielt.

Die Passeggiata auf dem Monte Pincio, die sich auf diesem herrlichen Höhenzuge an den nordöstlichen Grenzen der Stadt von Porta Salara und Piazza Barberini an bis zur Porta del Popolo erstreckt, ist einer der angenehmsten Spaziergänge, besonders in den Stunden vor Sonnenuntergang, wo die Luft am kühlsten und durchsichtigsten ist, und in balsamischer Frische weht. Auf diesen wunderbar schön gelegenen Abhängen, die über Rom und die Umgegend die herrlichsten

Aussichten gewähren, standen in alter Zeit die groß-artigsten Gartenanlagen Rom's, unter denen die welt-berühmten Gärten des Lucullus, in welchen später die berüchtigte Messallina ihre tollsten Orgien feierte, durch ihre Wunderpracht hervorragten. Wir waren heut, begleitet von der liebenswürdigen Miß Brighton, die wir aus dem Atelier ihres Vaters abgeholt hatten, den Monte Pincio hinab bis zur Porta Salara ge-fahren, wo der Eingang zu der schönen Villa Ludo-visi, in der Gegend der alten Gärten des Sallust, sich befindet, zu deren Gallerie uns heut durch eine besonders günstige Veranlassung der lange vergebens erharrte Eintritt gestattet sein sollte.

In dieser gegen den Besuch der Fremden fast ab-gesperrten Villa, die von dem Cardinal Ludovico Ludo-visi, dem Neffen Gregors XV., angelegt worden und jetzt dem Fürstengeschlecht Piombino gehört, war es unter den dort aufbewahrten Antiken die von der ganzen Welt gefeierte Schönheit der Juno Ludovisi gewesen, nach deren Anblick wir uns seit unserer An-kunft in Rom täglich gesehnt hatten. Die gegenwär-tigen Besitzer der Villa Ludovisi haben von ihrem, vor einigen Jahren verstorbenen Vater das seltsame, aber in den strengsten Formen in seinem Testament

niedergelegte Vermächtniß erhalten, daß seine Villa dem Besuch der Fremden, namentlich der Engländer, so unzugänglich als möglich erhalten bleiben solle. Die unangenehmen Erfahrungen, welche der alte Fürst Piombino während seines Aufenthalts in England machte, wo ihm die auf ihre Kunstschätze eifersüchtigen Lords vielfach den Zutritt zu ihren Villen und Schlössern versagten, sollen diesen Act der Rache in sein Testament gebracht haben. Der Fürst war aber schon bei seinen Lebzeiten so erpicht darauf gewesen, seine Gallerie vor Jedermann zu verschließen, daß er eines Tages dem Custoden derselben anbefahl, er solle Niemand mehr einlassen, und wenn der Papst selber käme. In der That fuhr Pius IX. an diesem Tage unerwartet bei der Villa Ludovisi vor. Der von seinem Herrn eingeschüchterte Custode weigerte sich nun ihn einzulassen, und bestellte jene Aeußerung des Fürsten Piombino, obwohl voller Zittern und Zagen. Der Papst, der augenblicklich wieder in seinen Wagen stieg, beruhigte ihn mit der größten Liebenswürdigkeit, und sagte, dann dürfe auch der Papst in keinem Fall eintreten, denn ein treuer Diener müsse einmal immer seinem Herrn gehorchen.

Die Juno Ludovisi wäre es aber werth gewesen,

daß man sich sogar einige Male zur Thür hinaus-
werfen ließ, um durch eine Hinterpforte zu der co-
lossalen Schönheit dieser Juno zugelassen zu werden.
Das herrliche Haupt der Göttin, mit dem die reinste
und erhabenste Stirn krönenden Diadem, mit den groß-
mächtigen, die Hoheit des Himmels herabwinkenden
Augen, und mit dem allen Welten gebietenden, eigen-
thümlichen Herrscherzug um den Mund, steht hier in
seiner bewunderswürdig vollendeten Bildung vor uns.
Die großen, rund gewölbten Augen, die nur dieser
Göttin eigen sind, drücken mit ihren hohen Bogen
eine Erhabenheit und einen Frieden, eine Götterkraft
und eine Frauenmilde zugleich aus, und beflügeln und
reinigen jede Anschauung, um der höchsten Ideale der
Kunst und des Lebens sich würdig zu fühlen. Dieser
majestätische Kopf, bekränzt mit den Infuln, die zu
beiden Seiten des Halses herabhangen, und auf einem
Cippus stehend, der mit Adlern und Widderköpfen ge-
schmückt ist, blickt uns mit einem überwältigend schönen
Ausdruck entgegen, und entläßt uns wieder mit einer
Feierlichkeit, welche die wunderbare Illusion in uns
erweckt, als wären wir in der That des Zutritts in
den olympischen Hallen selbst gewürdigt worden. Ob
dieser Kopf der Juno nach ihrer colossalen Statue zu

Argos, welche Polyclet von Elfenbein und Gold gefertigt, nachgebildet worden, wie neuerdings vielfältig behauptet worden ist, möchte schwerlich zur Gewißheit erhoben werden können. Aber der dichterisch schaffende, die Schönheit aus ihren reinsten Götterquellen offenbarende Genius, der alle Figuren des Polyclet durchdringt, bezeichnet auch diesen, jedenfalls dem alten Cultus selbst angehörig gewesenen Kopf der Juno Ludovisi mit einer göttlichen Vollendung.

Von diesem Eindruck erfüllt, widmeten wir den übrigen antiken Bildwerken, die in den beiden Casino's der Villa und im Garten aufgestellt sind, nur noch eine flüchtige Beschauung, obwohl sich auch die berühmte Bildsäule des Mars darunter befindet, welche Winkelmann für die schönste aller Statuen des römischen Kriegsgottes erklärte. Mars sitzt, das Schwert in der Hand, auf einem Felsen, seinen linken Fuß hat er auf einen Helm gestützt, und zu seinen Füßen erblickt man einen ungemein liebenswürdigen Amor. Die Gruppe ist schön und von harmonischem Leben bewegt, aber nach der Juno Ludovisi vermag in dieser Gallerie kein anderer Gott mehr den Beschauer zu fesseln.

Als wir den Rückweg über die Passeggiata des Monte Pincio nahmen, war die Promenade der schönen

Welt von Rom noch in ihrer glänzendsten Bewegung. Die Equipagen drängten sich einen Augenblick lang in bunter Fülle, obwohl hier niemals auch nur ein entfernt annäherndes Bild von dem Treiben der Pariser Boulevards erreicht wird. Miß Brighton zeigte plötzlich mit einer muthwilligen Gebärde auf einen rasch vorüberfahrenden Wagen, in dem wir den Grafen Koscheleff und seine beiden Damen erkannten, aber auf dem Rücksitz, der Schwester der Gräfin Koscheleff gegenüber, fehlte heut Mr. Home, und Miß Brighton konnte sich nicht enthalten, darüber sofort die pikantesten Vermuthungen aufzustellen. Sie legte den Finger mit einer sehr drolligen Verwunderung an ihre feine, schlanke Nase, und behauptete keck, daß dies etwas zu bedeuten habe.

Einige Tage darauf erfuhren wir in der That, daß ihre scharfsinnige Divinationsgabe sie nicht getäuscht hatte. Der Mann der hohen Geisterwelt hatte sich mit der jungen russischen Gräfin entzweit, und die schon in Aussicht gestandene Verlobung war ganz und gar rückgängig geworden. Mr. Home war im Atelier seines Landsmannes erschienen, und hatte ihm mit einem ziemlich verlegenen Ausdruck angekündigt, daß er die Sitzungen zu seinem Portrait unterbrechen

müsse, weil er aus zwingenden Gründen im Begriff stehe, Rom zu verlassen und eine Reise nach Petersburg anzutreten. Als wir Mr. Brighton wieder besuchten, fanden wir ihn gerade damit beschäftigt, das fast vollendete Bild von der Staffelei abzunehmen und vorläufig in einem Winkel seines Atelier, wo es nicht stören konnte, unterzubringen. Bald hörten wir, daß Home in der That abgereist sei, und die weite nordische Reise nach der Czarenstadt angetreten habe, während Graf Koscheleff mit seinen Damen sich wieder nach Paris zurückbegeben. —

Dies war die Veranlassung, welche den Geisterseher Home nach St. Petersburg führte, wo er, wie bekannt, in dortigen hohen Kreisen, in denen ihm sein wunderbarer Ruf und die bedeutendsten Empfehlungen aus Paris sehr leicht Eingang verschafften, das größte Aufsehen erregt hat. Fast war man versucht, bei der Rolle, welche er jetzt in den Salons der russischen Aristokratie zu spielen begann, an das Treiben des Grafen Cagliostro in Petersburg zur Zeit der großen Katharina und ihres Günstlings Potemkin sich zu erinnern. Vielleicht war es dem energischen Arm des Herrn Home vorbehalten, die Geister der russisch-französischen Allianz aus ihren geheimnißvollen Tiefen

weiter herauszuklopfen und wirklich in Scene setzen zu helfen. Denn starker Geisterbeschwörungen bedurfte es wohl noch, um dies öffentliche Geheimniß, das bisher nur erst in den diplomatischen Kanzleien zu spuken angefangen, einigermaßen zu einer Gestalt zusammenzuflicken. Ein Klopfgeist konnte aber die russisch-französische Allianz jedenfalls nur werden, und Mr. Home's Zauberkräfte eigneten sich daher besonders dazu, um in diesem politischen Geheimniß zu arbeiten. Freilich hatte Freund Home nun schon wieder vergessen, was ihm Papst Pius IX. gesagt, der ihm offenbart hatte, daß es nur ein einziges, der Mühe werthes Geheimniß in der Welt gebe, und das sei die Monstranz. Zwar gab es noch die sibyllinischen Geheimnisse der Freiheit und der Revolution, mit denen sich Pius im Jahre 1848 hinlänglich befaßt hatte, aber an diesem Geheimniß hatte er gerade seinen Schiffbruch erlitten. Und wer kann wissen, ob das Geheimniß der russisch-französischen Allianz ihm günstiger sein wird, wenn es sich, was seine nächste Bestimmung zu sein scheint, zuerst auf den Bahnen der italienischen Politik entladen sollte.

Druck von C. Guthschmidt & Comp. in Berlin, Lindenstraße 81.

